

Knaur®

ROBIN COOK VIRUS



MEDIZIN
THRILLER

Robin Cook

Virus

Medizin-Thriller

C. A. Koch's Verlag Nachf. Darmstadt.

Titel der Originalausgabe: OUTBREAK

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Diethard H. Klein

© 1987 by Robin Cook

© der deutschsprachigen Ausgabe: 1989 by Hestia Verlag GmbH, Bayreuth

Bestellnummer: 070.474

Das Buch

Killer-Viren - eine Horrorvision vom Meister des medizinischen Thrillers

Robin Cook hat einen brisanten medizinischen Thriller geschrieben. Ein unbekannter, exotischer Killer-Virus versetzt die USA in Angst und Schrecken. Ein Heilmittel gibt es nicht. Der infizierte Patient stirbt innerhalb weniger Tage unter entsetzlichen Qualen. Da wird die junge Ärztin Dr. Marissa Blumenthal mit der Erforschung dieser Viren betraut. Und schon bald steht sie vor einem tödlichen Geheimnis. Ein Wettlauf um ihr Leben beginnt ...

*Für meine Mutter Audrey,
die letztlich dafür verantwortlich ist,
daß ich dieses Buch schrieb.*

PROLOG

Zaire, 7. September 1976

John Nordyke, ein einundzwanzigjähriger Biologiestudent der Universität Yale, erwachte in der Morgendämmerung am Rande eines Dorfes nördlich von Bumba im afrikanischen Staat Zaire, dem ehemaligen Belgisch-Kongo. Er wälzte sich herum in seinem schweißgetränkten Schlafsack und warf einen Blick durch das Maschenfenster seines kleinen Nylonzeltes, während er auf die Laute des tropischen Regenwaldes lauschte, die sich mit den Geräuschen des erwachenden Dorfes vermengten. Ein leichter Wind trug den durchdringenden Duft warmen, frischen Kuhdunges heran, vermischt mit dem beißenden Geruch von den Feuerstellen zur Bereitung des Frühstücks. Hoch über sich konnte er das Hin und Her der Affen wahrnehmen, die sich im üppigen Grün der Bäume tummelten, das den Himmel vor seinen Augen verbarg.

Er hatte unruhig geschlafen und stand, nachdem er sich aufgerichtet hatte, schwach und wacklig auf den Beinen. Es ging ihm eindeutig noch schlechter als am Abend zuvor, als ihn etwa eine Stunde nach dem Abendessen ein Fieber- und Schüttelfrostanfall gepackt hatte. Er hatte wohl eine Malaria erwischt, obwohl er so sorgfältig auf die regelmäßige Einnahme von Resochin als Vorsorgemaßnahme dagegen geachtet hatte. Aber das Problem dabei war, daß man den Moskitoschwärmen einfach nicht entgehen konnte, die jeden Abend aus den versteckten Tümpeln im sumpfigen Dschungel aufstiegen.

Mit schleppenden Schritten begab er sich ins Dorf und erkundigte sich nach dem nächsten Krankenhaus. Ein Wanderprediger sagte ihm, ein belgisches Missionsspital befinde sich in Yambuku, einem kleinen Städtchen ein paar Kilometer östlich. Schwach, krank und voller Besorgnis, baute John rasch sein Zelt ab, verstaute es samt

seinem Schlafsack im Rucksack und machte sich auf den Weg nach Yambuku.

John hatte sich für ein halbes Jahr Urlaub vom College geben lassen, um afrikanische Tiere zu fotografieren wie den Hochland-Gorilla, der vom Aussterben bedroht war. Von Kindheit an war es sein Traum gewesen, den berühmten Entdeckern des neunzehnten Jahrhunderts nachzueifern, die einst den Schwarzen Kontinent erschlossen hatten.

Yambuku war kaum größer als das Dorf, aus dem er gerade kam, und das Missionskrankenhaus war wenig vertrauenserweckend. Es erwies sich als eine dürftige Ansammlung von Gebäuden aus Hohlblocksteinen, die dringend der Reparatur bedurften. Die Dächer waren entweder aus rostigem Wellblech oder strohgedeckt wie die Eingeborenenhütten, und es gab keinerlei Zeichen von Elektrizität.

Nach der Anmeldung bei einer nach alter Sitte gekleideten Krankenschwester, die nur französisch sprach, wurde John angewiesen, sich in einen Schwarm wartender Eingeborener mit allen Arten von Krankheiten, Verletzungen und Mängelzuständen einzuordnen. Bei einem Blick auf die übrigen Patienten fragte er sich, ob er sich hier nicht vielleicht etwas Schlimmeres holen könne als das, was er schon hatte. Schließlich erspähte ihn ein sichtlich überlasteter belgischer Arzt, der immerhin etwas Englisch sprach, wenn auch nicht viel. Die Untersuchung war kurz, und wie John schon vermutet hatte, lautete der Befund auf »einen Anflug« von Malaria. Der Arzt verordnete eine Resochinspritze und empfahl John, wieder vorbeizukommen, wenn er sich nicht nach gut einem Tag wieder besser fühle.

Nach der Untersuchung wurde John in den Behandlungsraum geschickt, um dort wegen seiner Spritze anzustehen. Bei dieser Gelegenheit fiel ihm das Fehlen ausreichender antiseptischer Maßnahmen auf. Die Krankenschwester hatte keine Einwegnadeln, sondern wechselte lediglich regelmäßig zwischen drei Spritzen ab. John war überzeugt davon, daß die kurze Zeit, in der diese jeweils in einer desinfizierenden Lösung lagen, bei weitem nicht ausreichte, um sie keimfrei zu machen. Außerdem nahm die Schwester die Spritzen mit bloßen Fingern aus der Lösung. Als er an die Reihe kam, war er versucht,

etwas zu sagen, aber sein Französisch war dafür nicht gut genug, und außerdem brauchte er ja das Medikament.

Während der nächsten paar Tage war John froh, daß er nichts gesagt hatte, denn es ging ihm bald wieder besser. Er blieb in der Umgebung von Yambuku und beschäftigte sich mit Aufnahmen beim Stamm der Budza. Sie waren begeisterte Jäger und förmlich erpicht darauf, dem blonden Fremden ihre Fähigkeiten zu zeigen. Nach drei Tagen richtete sich John auf die Fortsetzung seiner Reise den Zairefluß aufwärts ein, auf den Spuren des englischen Entdeckers Henry Stanley. Doch urplötzlich verschlechterte sich sein Gesundheitszustand wieder. Als erstes verspürte er rasende Kopfschmerzen, denen rasch Fieber, Schüttelfrost, Übelkeit und Durchfall folgten. In der Hoffnung, es würde vorübergehen, kroch er in sein Zelt; doch die Nacht war erfüllt von Schüttelfrostanfällen und wirren Träumen von zu Hause mit reinen Laken und einem gepflegten Badezimmer. Mehrmals mußte er sich im Dunkeln übergeben, und am Morgen fühlte er sich schwach und wie ausgetrocknet. Mit großer Mühe packte er seine Sachen zusammen und schleppte sich zum Missionskrankenhaus. Als er auf dem Gelände dort ankam, erbrach er hellrotes Blut; im Eingang fiel er in Ohnmacht.

Eine Stunde später erwachte er in einem Zimmer, in dem zwei weitere Patienten lagen, die beide an medikamentenresistenter Malaria erkrankt waren.

Der Arzt - derselbe, der John schon beim ersten Besuch untersucht hatte - zeigte sich besorgt wegen seines ernsten Zustands und stellte außerdem einige ungewöhnliche zusätzliche Symptome fest: einen merkwürdigen Ausschlag auf der Brust und winzige Blutgerinnsel in der Augenbindehaut. Obwohl seine Diagnose noch immer auf Malaria lautete, war er doch beunruhigt - es war kein typischer Fall. Als zusätzliche Vorsichtsmaßnahme veranlaßte er eine Chloramphenicolbehandlung für den Fall, daß doch eine Typhuserkrankung vorliege.

16. September 1976

Dr. Lugasa, Leiter der Gesundheitsbehörde für den Bumba-Distrikt, schaute durch das offene Fenster seines Dienstzimmers hinaus auf die im morgendlichen Sonnenlicht schimmernde Fläche des Zaire-flusses. Er wünschte sich, daß der Fluß immer noch Kongo hieße mit all der Stimmung des Geheimnisvollen und Erregenden, die der Name heraufbeschwor. Dann zwang er seine Gedanken zur Arbeit zurück und beschäftigte sich nochmals mit dem Brief, den er gerade vom Leiter des Missionsspitals in Yambuku erhalten hatte und der den Tod eines Amerikaners namens John Nordyke und den eines Farmers betraf, der von einer Pflanzung in der Nähe des Ebolaflusses gekommen war. Der Missionsarzt vertrat die Meinung, ihr Tod müsse durch eine unbekannte Infektionskrankheit verursacht worden sein, die sich rasch ausbreite; zwei zusammen mit dem Amerikaner untergebrachte Patienten, vier Leute von der Pflanzung, die sich um den Farmer gekümmert hatten, und zehn externe Patienten der Klinik waren inzwischen ernsthaft an denselben Symptomen erkrankt.

Dr. Lugasa war sich darüber klar, daß er die Wahl zwischen zwei Entscheidungen hatte. Einerseits konnte er ganz einfach gar nichts unternehmen, was zweifellos das gescheiteste war. Es gab ja weiß Gott mancherlei Arten von bedrohlich ansteckenden Krankheiten dort draußen im Dschungel. Andererseits konnte er den ganzen erschreckenden Wust von offiziellen Formularen ausfüllen, der für die Meldung des Vorfalls nach Kinshasa nötig war; dort würde dann jemand in gleicher Funktion wie er, aber eben ein bißchen höher in der Behördenhierarchie, vielleicht seinerseits entscheiden, daß es klüger sei, gar nichts zu tun. Natürlich bedeutete die Entscheidung für das Ausfüllen all der Formulare für Dr. Lugasa auch, daß er dann verpflichtet wäre, nach Yambuku zu reisen, eine Vorstellung, die ihm gerade jetzt in dieser Jahreszeit voll feuchter Hitze besonders widerwärtig war.

Mit einem gewissen Schuldgefühl warf Dr. Lugasa schließlich den dünnblättrigen Brief in den Papierkorb.

23. September 1976

Eine Woche später verlagerte Dr. Lugasa nervös sein Körpergewicht von einem Bein auf das andere, als die betagte DC-3 zur Landung auf dem Flugplatz von Bumba ansetzte. Als erstes kletterte Dr. Bouchard, Dr. Lugasas Vorgesetzter aus Kinshasa, aus der Maschine. Am Tag zuvor hatte Dr. Lugasa ihm telefonisch mitteilen müssen, er habe Nachrichten über den Ausbruch einer bisher unbekannten Infektionskrankheit, die sich rasch im Gebiet rund um das Missionskrankenhaus von Yambuku ausbreite. Sie befallte nicht nur die dortige Bevölkerung, sondern ebenso das Krankenhauspersonal. Den Brief, den er schon vor einer Woche erhalten hatte, hatte er nicht erwähnt.

Die beiden Ärzte begrüßten sich auf dem Rollfeld und stiegen dann in Dr. Lugasas Toyota. Dr. Bouchard fragte nach den neuesten Nachrichten aus Yambuku. Dr. Lugasa räusperte sich, noch immer bestürzt über das, was er an diesem Morgen über Funk erfahren hatte: Offenbar waren bereits elf Mitglieder des insgesamt siebzehn Leute umfassenden medizinischen Personals gestorben, außerdem einhundertvierzehn Dorfbewohner. Man hatte das Krankenhaus schließen müssen, weil niemand mehr in der Lage war, den Betrieb aufrechtzuhalten.

Dr. Bouchard entschied, daß der gesamte Bumba-Distrikt unter Quarantäne gestellt werden müsse. Er erledigte rasch die dafür notwendigen Telefongespräche mit Kinshasa und bat dann den widerstrebenden Dr. Lugasa, sich für den kommenden Morgen um die entsprechenden Transportmöglichkeiten zu kümmern, damit sie sich nach Yambuku begeben und dort vor Ort persönlich die Lage prüfen könnten.

24. September 1976

Als die beiden Ärzte am nächsten Tag den Hof des Missionskrankenhauses von Yambuku betraten, empfing sie eine unheimliche Stille. Eine Ratte huschte über das Gelände eines leeren Vorbaus, und Verwesungsgeruch überfiel die Sinne der beiden Männer. Sie hielten sich Leinentaschentücher vor die Nase, stiegen widerstrebend aus dem Landrover und warfen dann zaghaft einen Blick in das nächststehende Gebäude. Dort lagen zwei Leichen, bei denen aufgrund der Hitze der Verwesungsprozeß schon begonnen hatte. Erst im dritten Gebäude fanden sie dann jemanden, der noch lebte: eine Krankenschwester im Fieberdelirium. Die Ärzte gingen in den verlassenen Operationssaal und zogen sich dort in einem verspäteten Versuch, sich zu schützen, Handschuhe, Kittel und Mundschutz an. Dann kümmerten sie sich, immer noch in Sorge wegen der eigenen Gesundheitsgefährdung, um die kranke Schwester und suchten anschließend nach weiterem Personal. Außer etwa dreißig Toten fanden sie vier Patienten, die noch schwache Lebenszeichen zeigten.

Dr. Bouchard nahm Funkverbindung mit Kinshasa auf und forderte die Hilfe der Luftwaffe an, um die Patienten in die Hauptstadt zu bringen. Bis jedoch die Abteilung für Infektionskrankheiten an der dortigen Universität die erbetenen Anweisungen für die erforderliche Isolierung der Erkrankten während des Transports durchgegeben hatte, war nur noch die Krankenschwester am Leben. Dr. Bouchard hatte darauf hingewiesen, daß die Isolierungsmaßnahmen von höchster Wirksamkeit sein mußten, denn es handle sich offensichtlich um eine außerordentlich ansteckende und weitgehend tödlich verlaufende Krankheit.

30. September 1976

Die belgische Krankenschwester, die man nach Kinshasa verlegt hatte, starb um drei Uhr nachts, obwohl man sechs Tage lang verzweifelt um ihr Leben gerungen hatte. Eine Diagnose wurde nicht erstellt, aber nach der Autopsie wurden Proben von Blut, Leber, Milz und Gehirn an das Institut für Tropenmedizin in Antwerpen, an die Mikrobiologische Forschungsanstalt im englischen Porton Down und an das Seuchenkontrollzentrum (Centers for Disease Control, CDC) in Atlanta/USA geschickt. Im Gebiet von Yambuku waren nun 294 Erkrankungsfälle registriert mit einer Sterblichkeitsrate von etwa neunzig Prozent.

13. Oktober 1976

Der Yambuku-Virus wurde in den drei Forschungsstätten fast gleichzeitig bestimmt. Es wurde festgestellt, daß er in seiner Struktur dem Marburg-Virus ähnelte, der 1967 erstmals mit tödlicher Wirkung bei Laboratoriumsangestellten, die in Uganda mit Meerkatzen zu tun hatten, aufgetreten war. Der neue Virus, offenbar noch ansteckender als der Marburg-Virus, erhielt den Namen Ebola-Virus nach dem Ebola-Fluß nördlich von Bumba. Er mußte als der todbringendste Erreger seit den Zeiten der Pest betrachtet werden.

16. November 1976

Zwei Monate nach dem ersten Auftreten dieser neuen Krankheit in Yambuku ging man davon aus, daß man sie erfolgreich unter Kontrolle gebracht habe, denn während der letzten Wochen waren keinerlei neue Fälle aus dem Gebiet gemeldet worden.

3. Dezember 1976

Die Quarantäne des Bumba-Distrikts wurde aufgehoben und der Flugbetrieb wieder aufgenommen. Der Ebola-Virus hatte sich offenkundig an seinen Ursprungsort zurückgezogen. Wo dieser lag, blieb ein absolutes Geheimnis. Ein internationales Spezialistenteam, darunter Dr. Dubchek vom Zentrum für Seuchenkontrolle in Atlanta, der seinerzeit bei der Feststellung des Erregers des Lassa-Fiebers eine wichtige Rolle gespielt hatte, hatte auf der Suche nach dem Ursprung des Ebola-Virus das ganze Gebiet abgegrast mit Untersuchungen bei Säugetieren, Vögeln und Insekten. Aber die Virusspezialisten hatten nicht den geringsten Erfolg verzeichnen können - es fand sich nicht einmal eine Spur.

Los Angeles, Kalifornien
14. Januar des laufenden Jahres

Dr. Rudolph Richter, ein hochgewachsener, würdevoller Facharzt für Augenheilkunde deutscher Abstammung und Mitbegründer des Richter-Krankenhauses in Los Angeles, rückte seine Brille zurecht und betrachtete die Korrekturabzüge der Anzeigen, die auf dem runden Tisch im Konferenzraum der Klinik ausgebreitet waren. Zu seiner Rechten saß sein Bruder und Geschäftspartner William, der den Abzügen die gleiche Aufmerksamkeit widmete. Diese bezogen sich auf den nächsten Vierteljahreswerbefeldzug um neue Kunden für die auf das Gesundheitsvorsorgeprogramm der Klinik abgestimmte Krankenversicherung. Er war auf junge Leute ausgerichtet, die als Gruppe natürlich verhältnismäßig gesund waren. Und hier war wirklich Geld zu verdienen mit ärztlichen Leistungen und der Versicherung dafür, wie William überzeugend dargelegt hatte.

Rudolph hatte Spaß an den Abzügen - sie waren das erste Positive, was ihm an diesem Tag begegnete. Der Tag hatte schon unangenehm begonnen mit einer Karambolage beim Einfädeln in die San-Diego-

Autobahn, deren Ergebnis ein häßlicher Blechschaden am Kotflügel seines neuen BMW gewesen war. Es folgte der Notaufnahmefall, der den ganzen Tagesablauf der Klinik in Unordnung gebracht und verzögert hatte. Dann kam der an AIDS erkrankte Patient mit einigen auffälligen Komplikationen, der ihm ins Gesicht gehustet hatte, als er die Netzhaut des Mannes untersuchte. Und zu guter Letzt war er von einem der Affen gebissen worden, die er für die Erprobung seines Augenherpes-Projekts einsetzte. Was für ein Tag!

Rudolph nahm den Entwurf einer Anzeige für das *Times Sunday Magazine* von Los Angeles auf; der war tadellos. Er nickte William zu, der dem Werbemann bedeutete, mit seiner Präsentation fortzufahren. Als nächstes war ein gekonnt gemachter 30-Sekunden-Fernsehspot an der Reihe, der in die Abendnachrichten eingeblendet werden sollte. Er zeigte bikinibekleidete junge Mädchen, die am Strand von Malibu frei von Sorgen mit gutgebauten jungen Männern Volleyball spielten. Der Spot erinnerte Rudolph an aufwendige Pepsi-Werbung, obwohl er die Konzeption der »vorausbezahlten Gesundheitsvorsorge« pries, wie sie von Institutionen wie der Richter-Klinik gewährleistet werde - im Gegensatz zu jenem Prinzip der medizinischen Versorgung, bei dem für jeden Einzelfall eine entsprechende Zahlung fällig ist.

Neben Rudolph und William nahmen an der Präsentation einige weitere Mitglieder des ärztlichen Personals teil, unter ihnen der leitende Allgemeinmediziner Dr. Navarre. Sie alle waren Klinikdirektoren und hatten kleine Anteile am Gesellschaftskapital.

William räusperte sich und fragte, ob es noch Fragen gebe, was jedoch nicht der Fall war. Nachdem die Werbeleute sich verabschiedet hatten, herrschte allgemeine Zustimmung zu dem, was sie an Entwürfen vorgelegt hatten. Nachdem man noch kurz die Errichtung einer neuen Zweigklinik erörtert hatte, um die steigende Zahl neuer Versicherungsmitglieder aus dem Bereich von Newport Beach bewältigen zu können, wurde die Sitzung aufgehoben.

Dr. Richter kehrte in sein Büro zurück und stopfte zufrieden die Kopien der vorgesehenen Anzeigen in seine Aktentasche. Sein Büro war groß und eindrucksvoll, vor allem im Verhältnis zu seinem eher

bescheidenen Gehalt als angestellter Arzt. Aber dieses Gehalt war ohnehin eher ein Nebeneinkommen gegenüber seinen Einkünften aufgrund der Beteiligung am Grundkapital des Unternehmens. Sowohl die Richter-Klinik als auch Dr. Richter selbst befanden sich in sehr gesunden finanziellen Verhältnissen.

Nachdem er ein paar Anrufe erledigt hatte, schaute er nach seinen beiden Patienten, die derzeit nach einer Operation hier in der Klinik lagen: zwei Fälle von Netzhautablösungen mit doch recht komplizierter Krankheitsgeschichte.

Bei beiden war der Zustand zufriedenstellend. Auf dem Rückweg in sein Büro dachte er darüber nach, wie wenig es doch eigentlich für ihn als dem einzigen Augenarzt der Klinik zu operieren gab. Das störte ihn zwar etwas, aber angesichts der zahlreichen Augenärzte in der Stadt konnte er mit dem Job, den er hier hatte, zufrieden sein. Er war seinem Bruder wirklich dankbar dafür, daß dieser ihn vor acht Jahren zum Mitmachen bei der Idee dieser Klinik veranlaßt hatte.

Dr. Richter vertauschte seinen weißen Kittel mit einem blauen Blazer, nahm seine Aktentasche und verließ das Krankenhaus. Es war schon nach neun Uhr abends, und die Tiefgarage mit ihren zwei Etagen war fast leer. Tagsüber war sie immer voll belegt, und William sprach schon von der Notwendigkeit einer Erweiterung - nicht nur aus Platzgründen, sondern auch im Hinblick auf die Abschreibungsmöglichkeiten. Derlei Fragen interessierten Rudolph wenig, er verstand nicht viel davon und fand es auch nicht lohnend, sich näher damit zu beschäftigen.

In Gedanken über die wirtschaftliche Seite des Klinikbetriebs versunken, bemerkte Dr. Richter die beiden Männer nicht, die im Halbdunkel der Garage gewartet hatten. Sie fielen ihm noch nicht einmal auf, als sie hinter ihm herzulaufen begannen. Die Männer trugen dunkle Geschäftsanzüge; der eine Arm des größeren der beiden wirkte, als sei er in abgebogener Stellung versteift. Er trug eine dicke Aktentasche auffällig hoch, offenbar wegen des unbeweglichen Ellbogengelenks.

Als er sich seinem Wagen näherte, wurde Dr. Richter auf die Schritte hinter ihm aufmerksam, weil sie sich beschleunigten. Ein

unangenehmes Gefühl stieg ihm die Kehle hoch. Er mußte es förmlich herunterschlucken und warf einen nervösen Blick über die Schulter. Nun sah er die beiden Männer, und sie schienen direkt auf ihn zuzukommen. Als sie das Licht einer Deckenleuchte traf, konnte Dr. Richter erkennen, daß sie sehr gepflegt gekleidet waren, mit weißen Hemden und Seidenkrawatte; das beruhigte ihn ein wenig, und er fühlte sich gleich wohler. Dennoch ging er etwas rascher und, am Wagen angelangt, fummelte er die Autoschlüssel heraus, schloß die Fahrertür auf, warf die Aktentasche hinein und ließ sich, den Geruch der Lederbezüge genießerisch einatmend, in den Sitz fallen. Er wollte gerade die Tür schließen, als eine Hand ihn daran hinderte. Zögernd und widerwillig blickte der Arzt nach oben in das ruhige, bleiche Gesicht des einen der beiden Männer, die ihm gefolgt waren. Die schwache Andeutung eines Lächelns huschte darüber, als Dr. Richter ihn fragend anschaute.

Der Arzt wollte die Tür zuziehen, aber der Mann hielt sie von außen fest, während er höflich fragte: »Können Sie mir bitte sagen, wie spät es ist, Herr Doktor?«

»Aber gewiß«, antwortete der Arzt und war erleichtert, eine harmlose Erklärung für das Verhalten des Mannes gefunden zu haben. Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr, aber bevor er etwas sagen konnte, wurde er brutal aus dem Auto gezerrt. Er machte einen halbherzigen Versuch, sich zur Wehr zu setzen, wurde jedoch rasch überwältigt und durch einen seitlichen Schlag mit der offenen Hand gegen seinen Kopf fast betäubt und zu Boden geschmettert. Gierige Hände suchten nach seiner Brieftasche, er hörte das Zerreißen von Stoff. Einer der Männer sagte in abfälligem Ton: »Ein Geschäftsmann!«, der andere erwiderte: »Schnapp dir die Aktentasche!«, und dann spürte Dr. Richter, daß ihm die Armbanduhr vom Handgelenk gerissen wurde.

So schnell, wie es begonnen hatte, war es auch vorbei. Dr. Richter hörte, wie sich Schritte entfernten, Autotüren zuschlugen und Reifen auf dem glatten Betonboden quietschten. Ein paar Augenblicke lang lag er bewegungslos da und war einfach froh, noch am Leben zu sein. Er fand seine Brille wieder, setzte sie auf und stellte fest, daß

das linke Glas zerbrochen war. Als Chirurg galt seine erste Sorge seinen Händen. Noch während er am Boden lag, überprüfte er, daß sie in Ordnung waren. Dann rappelte er sich auf und prüfte seinen sonstigen Zustand. Sein weißes Hemd und seine Krawatte waren dreckverschmiert. Ein Knopf seiner Jacke fehlte, und an seiner Stelle prangte ein Triangel. Seine Hosen waren zerrissen von der rechten vorderen Tasche an bis zur Höhe des rechten Knies.

»Mein Gott, was für ein Tag!« stöhnte er vor sich hin und dachte, daß der Blechschaden am Morgen im Vergleich zu diesem Überfall ja direkt eine Kleinigkeit gewesen sei. Nach kurzem Zögern nahm er seine Schlüssel an sich, kehrte in die Klinik zurück und ging dort in sein Büro. Er rief den Wachmann an und überlegte dann, ob es sinnvoll sei, die Polizei anzurufen. Der Gedanke an negative Schlagzeilen für die Klinik ließ ihn zögern - und wirklich, was würde die Polizei schon groß unternehmen können? Während er in diesem Punkt noch nicht mit sich einig war, rief er erst mal seine Frau an, um ihr zu erklären, warum er später als erwartet nach Hause komme. Dann ging er in den Waschraum, um sich dort sein Gesicht im Spiegel anzusehen. Über dem rechten Jochbein hatte er eine Abschürfung, in der Splittsplitterchen vom Garagenboden steckten. Während er die Verletzung behutsam antiseptisch versorgte, versuchte er sich auszurechnen, in welchem Umfang sich die beiden Täter an ihm bereichert hatten. Er hatte wohl so um die hundert Dollar in der Brieftasche gehabt, aber auch alle seine Kreditkarten und seine Papiere, einschließlich seiner für Kalifornien gültigen Zulassung als Arzt. Am meisten schmerzte ihn der Verlust seiner Uhr, denn sie war ein Geschenk seiner Frau. Na gut, sie ließe sich ersetzen, dachte er, während es an die Tür klopfte.

Der Wachmann erging sich in unterwürfigen Entschuldigungen und beschwor, etwas Derartiges sei noch niemals vorgekommen; ach, wenn er doch in der Nähe gewesen wäre. Er beteuerte, erst eine halbe Stunde vor dem Überfall sei er auf seiner üblichen Runde durch die Garage gegangen. Dr. Richter beruhigte ihn mit der Versicherung, daß er bestimmt nicht schuld sei und daß es ihm lediglich darauf ankomme, daß Schritte unternommen würden, die eine Wiederholung

eines solchen Vorfalls verhindern könnten. Anschließend erklärte Dr. Richter dem Wachmann noch, warum er nicht die Polizei benachrichtigen wolle.

Am nächsten Tag fühlte sich Dr. Richter ziemlich mies, führte das aber auf den Schock und die Tatsache zurück, daß er sehr schlecht geschlafen hatte. Um halb sechs am Abend war ihm jedoch so elend zumute, daß er ernsthaft daran dachte, das Rendezvous mit seiner Geliebten, einer Sekretärin aus der Registratur, abzusagen. Zwar traf er sich dann doch mit ihr in ihrer kleinen Wohnung, ging aber schon bald, um durch nachgeholt Schlaf wieder auf die Beine zu kommen. Statt dessen verbrachte er die Nacht damit, sich im Bett herumzuwälzen, ohne richtig schlafen zu können.

Am folgenden Tag war Dr. Richter ernstlich krank. Während er vor seinen Untersuchungsgeräten saß, fühlte er sich benommen und schwindlig. Er bemühte sich, die Gedanken daran, daß ihn der Affe gebissen und der AIDS-Patient angehustet hatte, zu verdrängen. Er war sich klar darüber, daß AIDS durch derartige Kontakte nicht übertragen werden konnte - was ihn beunruhigte, war die ungeklärte Infektion, die er sich offenkundig zugezogen hatte. Um halb vier hatte er Schüttelfrost, und Kopfschmerzen von migräneartiger Heftigkeit setzten ein. Er wertete sie als Anzeichen einer fiebrigen Erkrankung, sagte den Rest der für den Nachmittag vereinbarten Untersuchungen ab und verließ die Klinik in der Überzeugung, eine Grippe erwischt zu haben.

Als er nach Hause kam, warf seine Frau einen Blick auf seine rotgeränderten Augen und sein blasses Gesicht und steckte ihn sofort ins Bett. Um acht waren seine Kopfschmerzen so stark, daß er eine Schmerztablette einnahm. Um neun hatte er heftige Magenkrämpfe und Durchfall. Seine Frau wollte Dr. Navarre rufen, aber er bat sie, sich nicht unnötig aufzuregen, und es werde ihm sicher bald wieder bessergehen. Er nahm eine Schlaftablette und fiel dann auch bald in Schlaf. Doch um vier Uhr morgens wachte er wieder auf, schleppte sich ins Badezimmer und erbrach Blut. Seine entsetzte Frau rief den Krankenwagen, um ihn in die Klinik zu bringen. Er machte keine Einwände - er hatte einfach weder zu Einwänden noch zu Klagen die

Kraft. Es war ihm klar, daß er kränker war als jemals zuvor in seinem Leben.

KAPITEL 1

20. Januar

Irgend etwas störte Marissa Blumenthal. Ob der Anlaß dafür aus ihrem eigenen Inneren kam oder von einer äußerlichen Veränderung, hätte sie nicht sagen können. Jedenfalls war sie in ihrer Konzentration gestört. Als sie von ihrem Buch aufsaß, stellte sie fest, daß sich draußen vor den Fenstern das blasse Licht des Wintertages in tiefes Dunkel verwandelt hatte. Sie warf einen Blick auf ihre Uhr. Kein Wunder - es war fast sieben.

»Heiliger Strohsack«, murmelte Marissa; das war einer der Ausdrücke, die sie aus ihren Kindertagen herübergerettet hatte. Sie stand rasch auf und fühlte sich für einen Augenblick schwindlig. Sie hatte es sich in einer Ecke der Bibliothek des Seuchenkontrollzentrums CDC in Atlanta auf zwei niedrigen kunststoffbezogenen Sesseln bequem gemacht und dort ein paar Stunden mehr verbracht, als sie ursprünglich vorgehabt hatte. Da sie am Abend verabredet war, hatte sie eigentlich um halb sieben zu Hause sein wollen, um sich in Ruhe fertigmachen zu können.

Sie stemmte Fields gewichtiges Kompendium der Virusforschung hoch, versuchte ihre verkrampften Beinmuskeln zu lockern und ging zum Reservierungsregal hinüber. Zwar hatte sie am Morgen gejoggt, dabei aber nur zwei Meilen statt ihrer üblichen vier geschafft.

»Brauchen Sie Hilfe, um dieses Monstrum wieder ins Regal zu stellen?« scherzte Mrs. Campbell, die mütterliche Bibliothekarin, während sie sich die Strickjacke zuknöpfte, ohne die man sie niemals sah. Es war auch wirklich nicht sonderlich warm in der Bibliothek.

Wie bei jedem guten Spaß gab es natürlich einen durchaus realen Hintergrund für Mrs. Campbells geflüsterte Bemerkung. Dieser Sammelband über Virologie wog zehn Pfund - und das war ein Zehntel von dem Zentner, den Marissa gerade wog. Sie maß auch nur hundertzweiundfünfzig Zentimeter; wenn die Leute sie fragten, gab

sie allerdings hundertsevenundfünfzig Zentimeter an, weil sie da immer schon die Absätze mitrechnete. Um das Buch zurückzustellen, mußte sie ausholen und es mit Schwung an seinen Platz befördern.

»Die Hilfe, die ich bei dem Buch brauche«, sagte Marissa, »ist anderer Art: Es geht darum, seinen Inhalt in mein Hirn zu kriegen!«

Mrs. Campbell lachte in ihrer verhaltenen Art. Sie war eine herzliche und freundliche Person, wie fast alle hier am CDC. Auf Marissa wirkte das Center weit eher wie eine akademische Institution als wie eine Bundesbehörde, die das Seuchenkontrollzentrum seit 1973 war. Es herrschte eine mitreißende Atmosphäre des Engagements und der Hingabe an die Aufgabe. Obwohl die Sekretärinnen und das Hilfspersonal um halb fünf Dienstschluß hatten, blieben die Fachleute ohne Ausnahme länger da und waren oft bis in die frühen Morgenstunden tätig. Sie waren von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe überzeugt.

Marissa verließ die Bibliothek, die im Hinblick auf ihre räumlichen Verhältnisse hoffnungslos unzureichend war. Die Hälfte der Buch- und Zeitschriftenbestände des Seuchenkontrollzentrums waren pausenlos in irgendwelchen Räumen auf dem gesamten Gelände des Centers verstreut. In dieser Beziehung war das CDC in starkem Maße eine unter Bundesverwaltung stehende Gesundheitsbehörde, in immerwährendem Kampf um Mittel angesichts ständig drohender Etatkürzungen. Marissa nahm wahr, daß es auch äußerlich wie eine Behörde wirkte. Die Vorhalle war in einem düsteren, amtlichen Grün gestrichen und der Boden mit einem grauen Kunststoffbelag bedeckt, der in der Mitte schon dünn und abgetreten war. Neben dem Aufzug hing die unvermeidliche Fotografie des lächelnden Ronald Reagan. Daneben hatte jemand respektlos eine Karteikarte geklebt, auf der stand: »Wenn Ihnen die Mittelzuweisung für dieses Jahr nicht paßt, dann warten Sie erst mal die für das nächste Jahr ab!«

Marissa rannte wie im Flug die Treppe hinauf. Ihr Büro - es war eine Übertreibung, es als solches zu bezeichnen, der Ausdruck Kabuff hätte eher gepaßt - lag auf dem Gang über der Bibliothek. Es war ein fensterloser Ablageraum, der wohl irgendwann einmal eine Besenkammer gewesen war. Die Wände bestanden aus getünchten Leicht-

bausteinen, und der Platz reichte gerade für einen Metallschreibtisch, einen Aktenschrank, eine Lampe und einen Drehstuhl. Aber Marissa war glücklich über diesen kleinen Raum - das Gerangel um Platz war sehr heftig am Center.

Ungeachtet all dieser Einschränkungen war sich Marissa sehr klar darüber, daß das Seuchenkontrollzentrum funktionierte. Es hatte eindrucksvolle medizinische Leistungen im Verlauf der Jahre erbracht, nicht allein in den Vereinigten Staaten, sondern auch im Ausland. Sie erinnerte sich lebhaft daran, wie das CDC vor ein paar Jahren das Geheimnis um die Legionärskrankheit gelüftet hatte. Es hatte Hunderte ähnlicher Fälle gegeben, seit die Institution 1942 als Behörde für Malariakontrolle begründet worden war, um diese Seuche aus dem Süden Amerikas zu vertreiben. 1946 wurde es dann umbenannt in Communicable Disease Center mit getrennten Forschungsstätten für Bakterien, Pilze, Parasiten, Viren und Rickettsien. Im Jahr darauf kam eine Forschungsstelle für Zoonosen hinzu, also Infektionskrankheiten, von denen zunächst Tiere betroffen sind, die aber auf Menschen übergreifen können, wie Tollwut oder Milzbrand. 1970 schließlich erfolgte eine nochmalige Umbenennung in Center for Disease Control.

Während sie einige Sachen in ihre vom Staat gestellte Aktentasche steckte, dachte Marissa über die bisherigen Erfolge des CDC nach und war sich klar darüber, daß diese es gewesen waren, die vor allem den Ausschlag dafür gegeben hatten, daß sie sich um eine Anstellung hier bemüht hatte. Gegen Ende ihrer Assistentenzeit als Kinderärztin hatte sie sich beworben und war für zunächst zwei Jahre eingestellt worden als Mitarbeiterin der Abteilung Seuchenerkennungsdienst, kurz EIS (Epidemiology Intelligence Service) genannt. Sie war also sozusagen ein medizinischer Detektiv. Erst vor knapp vier Wochen, kurz vor Weihnachten, hatte sie ihren Einführungskurs abgeschlossen, der sie auf ihren neuen Tätigkeitsbereich vorbereiten sollte. Der Kurs hatte sich mit öffentlicher Gesundheitsfürsorge, Statistikauswertung und Epidemiologie befaßt - der bevölkerungsbezogenen Erforschung und Kontrolle von Gesundheit und Krankheit.

Ein ironisches Lächeln huschte über Marissas Gesicht, als sie in ihren dunkelblauen Mantel schlüpfte. Na gut, den Einführungskurs hatte sie absolviert, aber - wie es schon so oft der Fall gewesen war im Laufe ihrer ärztlichen Ausbildung - sie fühlte sich völlig unzulänglich vorbereitet auf die Bewältigung eines echten Notfalls. Es würde sich eine gewaltige Kluft auftun zwischen Theorie und Praxis, wenn sie erst einmal ihren ersten Auftrag erhielte. Das Erkennen einer bestimmten Krankheit im Rahmen einer Fallstudie, bei der sich die Einzelkomponenten wie Ursache, Übertragungswege und Trägereigenschaften bestimmen ließen, war meilenweit entfernt von der Entscheidung darüber, was beim tatsächlichen Ausbruch einer wirklichen Epidemie unter lebenden Menschen unternommen werden müsse. Dann ginge es eben nicht mehr um ein vages »falls«, sondern darum, was »hier und jetzt« geschehen müsse.

Marissa nahm ihre Aktentasche, löschte das Licht und hastete zurück in die Vorhalle mit den Aufzügen. Sie hatte den Einführungskurs zusammen mit weiteren achtundvierzig Männern und Frauen belegt, von denen die meisten wie sie selbst ausgebildete Mediziner waren. Einige von ihnen waren Mikrobiologen, einige Pflegerinnen, einer Zahnarzt. Sie fragte sich, ob nicht vielleicht alle mit einer ähnlichen Selbstvertrauenskrise zu kämpfen hätten wie sie. Unter Ärzten unterhielt man sich im allgemeinen nicht über solche Dinge - das widersprach dem »Image«.

Nach dem Abschluß ihrer Ausbildung war sie der Abteilung für Virusforschung, Unterabteilung Sondererreger, zugeteilt worden - und gerade diese hatte auf der ersten Stelle ihrer Wunschliste der Tätigkeitsbereiche gestanden. Man hatte ihrem Wunsch entsprochen, denn sie hatte das beste Ergebnis des gesamten Kurses gehabt. Obwohl Marissa kaum über Erfahrungen in der Virusforschung verfügte - weswegen sie auch viel Zeit in der Bibliothek verbrachte -, hatte sie darum gebeten, nach Möglichkeit dieser Abteilung zugeteilt zu werden. Denn infolge des Anwachsens der AIDS-Bedrohung war die Virusforschung plötzlich an die erste Stelle der Forschungsbereiche getreten, während sie bisher hinter der Bakteriologie die zweite Gei-

ge gespielt hatte. Die Virologie war jetzt das Gebiet, wo am meisten los war - und Marissa wollte kräftig dabei mitmischen.

Vor den Aufzügen begrüßte Marissa das kleine Grüppchen der Leute, die dort warteten. Einige von ihnen kannte sie, die meisten gehörten zur Abteilung für Virusforschung, deren Verwaltungszentrale auf demselben Stockwerk lag. Die anderen waren ihr unbekannt, aber alle erwiderten ihren Gruß. Wenn sie auch Probleme wegen des Vertrauens in ihre eigenen ärztlichen Fähigkeiten hatte - sie durfte sich hier jedenfalls akzeptiert fühlen.

In der Vorhalle mußte Marissa sich anstellen, um sich in die Ausgangsliste einzutragen, was jeweils ab fünf Uhr erforderlich war; dann eilte sie zum Parkplatz. Obwohl es Winter war, ließ sich das nicht vergleichen mit dem, was sie aus den letzten vier Jahren in Boston gewohnt war, und sie dachte gar nicht daran, ihren Mantel zuzuknöpfen. Ihr sportlicher roter Honda Prelude stand noch genauso da wie am Morgen: staubig, dreckig, vernachlässigt. Er trug immer noch die Nummernschilder von Massachusetts; die Ummeldung war eines der vielen Vorhaben, zu denen Marissa bisher aus Zeitmangel noch nicht gekommen war.

Es war nur eine kurze Strecke vom Seuchenkontrollzentrum bis zu dem kleinen Haus, das Marissa gemietet hatte. Das Gelände rund um das Center wurde beherrscht von der Emory-Universität, die in den frühen vierziger Jahren das Gelände dem Seuchenkontrollzentrum überlassen hatte. Eine Anzahl freundlicher Wohnsiedlungen umgab das eigentliche Universitätsgelände, deren Charakter die ganze Palette von »unterer Mittelklasse« bis »bemerkenswert wohlhabend« umfaßte. In einer davon, im Gebiet Druid Hills, hatte Marissa ein Haus mieten können. Es gehörte einem Ehepaar, das nach Mali in Afrika versetzt worden war, um dort im Rahmen eines umfassenden Projekts der Geburtenkontrolle zu arbeiten.

Marissa bog auf den Peachtree Place, den Pfirsichbaumplatz, ein. Ihr kam es so vor, als sei alles hier in Atlanta nach dem Pfirsichbaum benannt. Sie fuhr auf der linken Seite an ihrem Haus vorbei. Es war ein zweistöckiges Holzhaus, gut gepflegt mit Ausnahme des Gartens drum herum. Der Baustil war ziemlich unbestimmbar, wenn man

einmal von den beiden ionischen Säulen am Hauseingang absah. An allen Fenstern waren imitierte Fensterläden mit einem herzförmigen Ausschnitt in der Mitte. Marissa hatte es bei ihrer Schilderung ihren Eltern gegenüber als »niedlich« bezeichnet.

An der nächsten Ecke bog sie links ein und dann nochmals links. Das Grundstück, auf dem das Haus stand, erstreckte sich über die ganze Breite des Bebauungsstreifens, und wenn Marissa in die Garage fahren wollte, mußte sie außen herum das Haus von hinten anfahren. Zum Vordereingang führte zwar eine Ringstraße, aber sie hatte keinen direkten Anschluß zur hinteren Einfahrt und zur Garage. Offensichtlich hatte es früher einmal eine Verbindung zwischen den beiden Straßen gegeben, aber dann hatte jemand einen Tennisplatz angelegt, dem diese Verbindung zum Opfer gefallen war. Inzwischen war der Tennisplatz so vom Unkraut überwuchert, daß man ihn kaum noch als solchen erkennen konnte.

Da sie ja nochmals wegfahren wollte, stellte Marissa den Wagen nicht in die Garage, sondern wendete und stieß rückwärts in die Einfahrt. Als sie die Stufen hinaufeilte, hörte sie schon das Begrüßungsgekläffe ihres Cockerspaniels, den ihr eine Kollegin aus ihrer Kinderarztzeit geschenkt hatte.

Marissa hatte nie vorgehabt, sich einen Hund zu halten. Aber vor sechs Monaten hatte eine lange Liebesromanze, von der sie ganz sicher war, daß sie zur Hochzeit führen würde, ein plötzliches Ende gefunden. Der junge Mann, Roger Shulman, Assistenzarzt an der neurochirurgischen Abteilung des Staatskrankenhauses von Massachusetts, hatte Marissa mit der Nachricht überrascht, daß ihm ein Forschungsstipendium an der kalifornischen Staatsuniversität in Los Angeles angeboten worden sei und er allein dorthin gehen wolle. Bis zu diesem Zeitpunkt war es für beide klar gewesen, daß Marissa überallhin mitgehen würde, wohin Roger gehen würde, um seine Ausbildung abzuschließen. Marissa hatte sich auch tatsächlich um Kinderarztstellen in San Francisco und Houston beworben - die Staatsuniversität in Los Angeles war von Roger niemals auch nur erwähnt worden.

Als Jüngste in der Familie, mit drei älteren Brüdern und einem kühlen und dominierenden Neurochirurgen als Vater, hatte Marissa noch nie über ausgeprägtes Selbstvertrauen verfügt. Sie verkraftete den Bruch mit Roger schlecht und war eine Zeitlang kaum fähig, sich morgens zum Aufstehen zu überwinden und in die Klinik zu gehen. Während dieser depressiven Phase hatte ihre Kollegin Nancy ihr den Hund geschenkt. Zunächst hatte sie Marissa damit eher in Verlegenheit gebracht, aber bald hatte Taffy - sein fast schon übertrieben herziger Name stand auf einer riesigen Schleife, die das Hundebaby um den Hals trug - Marissas Herz gewonnen und ihr, wie es Nancy gehofft hatte, dazu verholfen, sich noch für etwas anderes zu interessieren als ihren Kummer. Inzwischen hatte sie ihre helle Freude an dem Hund und war glücklich darüber, durch ihn Leben im Haus zu haben und ein Wesen, dem sie ihre Liebe zuwenden konnte und das sie erwiderte. Bei ihrem Wechsel ans Seuchenkontrollzentrum war ihre Hauptsorge gewesen, was mit Taffy geschehen solle, wenn sie einmal zu auswärtigen Einsätzen geschickt werden würde. Dieses Problem machte ihr sehr zu schaffen - bis ihre Nachbarn zur Rechten, die Judsons, sich regelrecht in den Hund verliebten und anboten, ja förmlich verlangten, ihn immer dann zu sich zu nehmen, wenn Marissa wegfahren müsse. Es war ein Geschenk des Himmels.

Nachdem sie die Tür geöffnet hatte, mußte Marissa erst einmal Taffys wilde Sprünge abwehren, ehe sie die Alarmanlage ausschalten konnte. Als ihr die Hauseigentümer das System erläutert hatten, hatte sie zunächst nur mit halbem Ohr zugehört. Doch inzwischen war sie sehr froh darüber. Obwohl die Außenbezirke eher sicherer waren als die Innenstadt, fühlte sie sich doch nachts sehr viel stärker allein, als dies in Boston der Fall gewesen war. Sie schätzte nun sogar den Signalauslöser, den sie in der Tasche ihres Mantels bei sich trug und mit dem sie die Alarmanlage in Gang setzen konnte, wenn sie von der Einfahrt aus unerwartet Licht oder Bewegung im Haus feststellte.

Während Marissa ihre Post durchschaute, durfte Taffy dadurch seinen angestauten Energieüberschuß etwas abbauen, daß er in großen Kreisen um die Blautanne im Vorgarten herumsprang. Absolut zuverlässig ließen die Judsons regelmäßig um die Mittagszeit Taffy

eine Weile ins Freie; aber für einen acht Monate alten Hund war es bis zum Abend, wenn Marissa nach Hause kam, trotzdem eine lange Zeit, um sie eingesperrt zu verbringen.

Leider mußte Marissa dem fröhlichen Herumtollen Taffys ein Ende setzen. Es war schon nach sieben, und sie wurde um acht Uhr zum Abendessen erwartet. Ralph Hempston, ein erfolgreicher Augenarzt, hatte sie schon ein paarmal ausgeführt, und wenn sie auch Roger noch keineswegs verschmerzt hatte, so genoß sie doch Ralphs kultivierte Gesellschaft und wußte es zu schätzen, daß er sich damit zufriedengab, sie zum Essen, ins Theater oder ins Konzert einzuladen, ohne gleich mit ihr ins Bett gehen zu wollen. Heute abend hatte er sie tatsächlich zum ersten Mal zu sich nach Hause eingeladen, und er hatte keinen Zweifel daran gelassen, daß es um eine größere Party ging und nicht um einen Abend mit ihr allein.

Es schien ihm recht zu sein, daß ihre Bekanntschaft sich Schritt für Schritt entwickelte, und Marissa war froh darüber, auch wenn sie argwöhnte, der Grund dafür könne vielleicht der Altersunterschied von zweiundzwanzig Jahren sein; immerhin war sie einunddreißig und er dreiundfünfzig.

Dummerweise war der einzige andere Mann in Atlanta, mit dem sie sich gelegentlich traf, vier Jahre jünger als sie. Tad Schockley, ein promovierter Mikrobiologe, der in derselben Abteilung tätig war, zu der sie kürzlich gestoßen war, hatte sich gleich in der ersten Woche ihres Aufenthalts in Atlanta in sie verknallt - Hals über Kopf, als er sie zum ersten Mal in der Cafeteria erblickt hatte. Er war das genaue Gegenteil von Ralph Hempston: in der Öffentlichkeit von einer geradezu qualvollen Schüchternheit, sogar wenn es nur um einen gemeinsamen Kinobesuch ging. Sie waren etwa ein halbes dutzendmal zusammen ausgegangen, und auch er hatte sich glücklicherweise wie Ralph als zurückhaltend im körperlichen Bereich erwiesen.

Marissa nahm eine kurze Dusche, trocknete sich ab und machte rasch und fast automatisch ihr Make-up. Mit der dahineilenden Zeit kämpfend, ging sie ihren Kleiderschrank durch und warf mit einem Blick eine Reihe von Kombinationen. Sie war kein Modenarr, legte aber Wert darauf, schick auszusehen. Sie entschied sich

schließlich für einen seidenen Rock und einen Pullover, den sie zu Weihnachten bekommen hatte. Der Pullover reichte ihr halb über die Hüften, und sie war überzeugt davon, daß er sie größer erscheinen ließ. Sie schlüpfte in ein Paar schwarze Pumps und betrachtete sich dann von oben bis unten im Spiegel. Mit Ausnahme ihrer Größe war Marissa eigentlich recht zufrieden mit ihrem Aussehen. Sie hatte ein schmales, aber fein gezeichnetes Gesicht, und als sie vor vielen Jahren von ihrem Vater einmal wissen wollte, ob er sie hübsch fände, hatte dieser sich für den Ausdruck »ausnehmend hübsch« entschieden. Sie hatte dunkelbraune Augen mit dichten Wimpern, und ihr kräftiges gewelltes Haar hatte die Farbe guten alten Sherrys. Sie trug es seit ihrem sechzehnten Lebensjahr immer gleich: schulterlang, aus der Stirn gekämmt und oben mit einer Haarspange aus Perlmutter zusammengehalten.

Es waren nur fünf Minuten zu fahren bis zum Haus von Ralph Hempston, aber trotzdem war die Veränderung der Umgebung deutlich sichtbar. Die Häuser waren nun größer und standen inmitten gepflegter Rasenflächen. Ralphs Haus befand sich auf einem ausgedehnten Grundstück, und die Auffahrt führte in gefälligen Kurven hinauf. Sie war gesäumt von Azaleen und Rhododendronsträuchern, die man, wie Ralph sagte, unbedingt im Frühjahr sehen müsse, um ihnen gerecht zu werden.

Das Haus selbst war ein viktorianischer Bau mit drei Stockwerken und einem achteckigen Turm, der die rechte Ecke der Vorderfront beherrschte. Ein breites Vordach in verschnörkelten Formen erstreckte sich, am Turm beginnend, vor der ganzen Vorderfront und lief noch zur linken Seite herum. Über dem zweitürigen Haupteingang erhob sich, aus dem Vordach aufragend, ein runder Balkon, überragt von einer Kuppel, die derjenigen auf dem Turm entsprach.

Die Szenerie wirkte sehr festlich. Aus jedem Fenster des Hauses strahlten die Lichter. Marissa fuhr ums Haus herum auf die linke Seite, wie Ralph es ihr empfohlen hatte. Sie glaubte, ein bißchen spät dran zu sein, aber es standen noch keine anderen Autos da.

Als sie am Haus vorbeifuhr, warf sie einen Blick zu der Feuerleiter hinauf, die vom dritten Stock herunterlief. Sie war ihr eines Abends

aufgefallen, als Ralph noch einmal angehalten hatte, weil er seinen Piepser vergessen hatte. Er hatte ihr erklärt, daß die vorherigen Eigentümer dort oben Zimmer für Bedienstete eingerichtet hätten und deshalb vom städtischen Bauamt gezwungen worden seien, diese Feuerleiter anzubringen. Das schwarze Eisen stach grotesk von den weißen Holzwänden ab.

Marissa parkte vor der Garage, deren unregelmäßige Form der des Hauses entsprach. Sie klopfte an die Hintertür, die sich in einem modernen Anbau befand, den man von der Vorderfront her nicht sah. Niemand schien sie zu hören. Als sie durchs Fenster blickte, sah sie, daß in der Küche Betrieb herrschte. Sie verwarf den Gedanken, einfach zu probieren, ob die Tür unverschlossen sei, ging zur Vorderfront des Hauses und klingelte. Ralph öffnete ihr sofort und begrüßte sie mit einer herzlichen Umarmung.

»Vielen Dank, daß Sie so früh herübergekommen sind«, sagte er, während er ihr aus dem Mantel half.

»Früh? Ich dachte, ich käme zu spät.«

»Aber nein, keineswegs«, sagte Ralph. »Von den Gästen wird wohl niemand vor halb neun dasein.« Er hing ihren Mantel in die Flurgarderobe.

Marissa war überrascht, Ralph im Smoking zu sehen. Obwohl sie anerkennen mußte, daß er darin sehr gut aussah, war sie doch etwas verlegen.

»Ich hoffe nur, daß ich richtig angezogen bin«, sagte sie.

»Sie erwähnten nicht, daß das eine hochoffizielle Angelegenheit ist.«

»Sie sehen bezaubernd aus, wie immer. Ich möchte mich geradezu entschuldigen dafür, daß ich meinen Smoking angezogen habe. Kommen Sie, ich führe Sie herum.«

Marissa folgte ihm und fand einmal mehr, daß er ganz typisch wie ein Arzt aussah, wie man sich den eben vorstellt: kräftig, sympathische Züge und Haar, das gerade an den richtigen Stellen grau wurde.

Die beiden gingen in den Salon, Ralph wies den Weg. Die Ausstattung war beeindruckend, wenngleich etwas kühl. Ein Serviermädchen im schwarzen Kleid brachte Horsd'oeuvres. »Wir werden hier

drin anfangen. Drinks gibt es dann an der Bar im Wohnzimmer«, sagte Ralph.

Er öffnete eine große Doppelschiebetür, und sie traten ins Wohnzimmer. Die Bar stand links. Ein junger Mann in roter Weste polierte eifrig Gläser. Hinter dem Wohnzimmer, zugänglich durch einen offenen Bogen, war das offizielle Eßzimmer. Marissa konnte sehen, daß der Tisch für mindestens zwölf Personen gedeckt war.

Sie folgte Ralph durch das Eßzimmer hinaus in den neu angebauten Flügel, der eine Art Wohndiele und eine große moderne Küche enthielt. Die Dinnerparty wurde durch ein Restaurant organisiert, und drei oder vier Leute waren eifrig mit den Vorbereitungen beschäftigt.

Nachdem er sich beruhigt davon hatte überzeugen können, daß alles bestens lief, geleitete Ralph Marissa zurück in den Salon und erklärte ihr, daß er sie deshalb etwas früher hergebenen hätte, weil er hoffte, sie würde die Aufgaben der Gastgeberin übernehmen. Etwas überrascht - denn sie war mit Ralph vielleicht gerade fünf- oder sechsmal ausgegangen -, erklärte sich Marissa einverstanden.

Es klingelte an der Tür - die ersten Gäste waren da.

Leider hatte Marissa bei Vorstellungen die Namen noch nie sonderlich gut behalten können. Immerhin konnte sie sich wegen seines auffälligen Silberhaars nun Dr. Hayward und seine Frau merken, außerdem Dr. Jackson und dessen Frau, die mit einem Diamanten von der Größe eines Golfballs protzte. Die einzigen anderen, an deren Namen sie sich dann noch entsinnen konnte, waren Dr. Sandberg und seine Frau, beide Psychiater.

Marissa bemühte sich um unverbindlich plätschernde Unterhaltung, war eher verschüchtert durch die Pelze und Juwelen. Das hier waren jedenfalls keine Kleinstadtärzte.

Als schon fast jeder im Wohnzimmer mit einem Glas in der Hand herumstand, läutete es ein weiteres Mal. Da Ralph nirgends zu sehen war, ging Marissa und öffnete. Zu ihrer höchsten Überraschung erkannte sie Dr. Cyrill Dubchek, den Leiter ihrer Unterabteilung in der Abteilung für Virusforschung.

»Hallo, Dr. Blumenthal«, sagte Dubchek ganz gelassen und ließ keinerlei Erstaunen über Marissas Anwesenheit spüren.

Marissa dagegen war sichtlich durcheinander. Vom Seuchenkontrollzentrum hatte sie wirklich mit niemandem gerechnet. Dubchek überließ seinen Mantel dem Mädchen; er trug einen dunkelblauen Anzug von italienischem Zuschnitt. Er war ein gutaussehender Mann mit kohlschwarzen, klugen Augen und einem olivfarbenen Teint. Seine Züge waren aristokratisch und scharf geschnitten. Dubchek fuhr sich mit der Hand durch sein streng zurückgekämmtes Haar und lächelte: »Na, wir werden uns ja gleich noch unterhalten.«

Marissa erwiderte schwach sein Lächeln und wies mit einem Kopfnicken hinüber zum Wohnzimmer: »Die Bar ist dort drüben.«

»Wo ist Ralph?« fragte Dubchek und warf einen Blick in das bevölkerte Wohnzimmer.

»Wahrscheinlich in der Küche«, antwortete Marissa.

Dubchek nickte und wandte sich ab, als es erneut an der Tür klingelte. Diesmal war Marissa noch mehr verblüfft - vor ihr stand Tad Schockley!

»Marissa!« rief er aus und war offenkundig echt überrascht.

Marissa fing sich und bat Tad hereinzukommen. »Woher kennst du denn Dr. Hempston?«

»Auch nur von gelegentlichen Besprechungen und so. Ich war sehr überrascht, seine Einladung in meiner Post zu finden.« Tad grinste. »Aber wer bin ich denn, bei meinem Gehalt ein kostenloses Abendessen auszuschlagen?«

»Wußtest du, daß Dubchek kommen würde?« fragte Marissa, und ihr Ton war nahezu anklagend.

Tad schüttelte den Kopf. »Nein, aber was soll's.«

Er warf einen Blick ins Eßzimmer und dann die Haupttreppe hinauf. »Mann, das ist ja ein tolles Haus!«

Marissa mußte unwillkürlich grinsen. Tad wirkte mit seinem kurzen, sandfarbenen Haar und seiner frischen Gesichtsfarbe einfach zu jung, um ihm schon den Doktorgrad zuzutrauen. Er trug eine Cordsamtjacke, eine Webkrawatte und derart abgetragene Flanellhosen, daß es genausogut Jeans hätten sein können.

»Hey«, sagte er, »woher kennst denn eigentlich du Dr. Hempston?«

»Ach, das ist nur ein Bekannter«, erklärte Marissa ausweichend und bedeutete ihm durch eine Geste, ins Wohnzimmer zu gehen und dort einen Drink zu nehmen.

Nachdem nun offenbar alle Gäste da waren, hielt es Marissa nicht mehr länger für nötig, in der Nähe des Eingangs zu bleiben. Sie ließ sich an der Bar ein Glas Weißwein geben und mischte sich unter die Gäste. Kurz bevor alle ins Eßzimmer gebeten wurden, fand sie sich im Gespräch mit Dr. Sandberg sowie Dr. Jackson und dessen Frau.

»Willkommen in Atlanta, junge Dame!« sagte Dr. Sandberg.

»Herzlichen Dank!« antwortete Marissa und war krampfhaft bemüht, nicht auf den Ring von Mrs. Jackson zu starren.

Dr. Jackson fragte: »Wie ergab es sich, daß Sie hierher ans Seuchenkontrollzentrum kamen?« Seine Stimme war tief und klangvoll. Er sah nicht nur aus wie Charlton Heston, sondern sprach auch noch so, um »Ben Hur« spielen zu können.

Sie sah ihm in die tiefblauen Augen und fragte sich, was sie darauf antworten sollte. Natürlich würde sie nichts vom Weggang ihres langjährigen Freundes nach Los Angeles erwähnen und ihrem zwingenden Wunsch nach Veränderung. Das entsprach nicht dem, was am Seuchenkontrollzentrum an Engagement erwartet wurde. »Ich hatte stets ein ausgeprägtes Interesse an öffentlicher Gesundheitsfürsorge.« Das war eine unschuldige Lüge. »Ich war schon immer beeindruckt von Geschichten über medizinische Forschungen und Entdeckungen.« Sie lächelte - dies jedenfalls war die Wahrheit. »Und dann hatte ich wohl genug davon, in triefende Nasen und laufende Ohren zu blicken.«

»Ausbildung in Kinderheilkunde«, sagte Dr. Sandberg, und es war eher eine Feststellung als eine Frage.

»Am Kinderkrankenhaus in Boston«, erwiderte Marissa. Sie fühlte sich stets unbehaglich und befangen bei Gesprächen mit Psychiatern. Sie mußte sich dabei immer fragen, ob sie wirklich ihre Motive besser analysieren könnten als sie selbst. Ihr war klar, daß sie zu einem Teil auch deswegen Medizin studiert hatte, um mit ihren Brüdern im Hinblick auf den Vater gleichziehen zu können.

»Wie denken Sie über klinische Medizin?« fragte Dr. Jackson.

»Haben Sie je daran gedacht, zu praktizieren?«

»Aber natürlich«, antwortete Marissa.

»Und wie?« fuhr Dr. Jackson fort und war sich nicht bewußt, daß sich Marissa dabei immer weniger wohl fühlte. »Allein, im Team oder im Krankenhaus?«

Da ertönte Ralphs Stimme über dem Gewirr der Unterhaltung: »Das Essen ist angerichtet!«

Marissa war ausgesprochen erleichtert, als Dr. Jackson und Dr. Sandberg davongingen, um ihre Frauen zu suchen.

Für einen Augenblick hatte sie tatsächlich das Gefühl gehabt, einer Befragung unterzogen zu werden.

Im Eßzimmer stellte Marissa fest, daß Ralph seinen Platz am Kopf der Tafel und den von Marissa gerade gegenüber am unteren Ende gewählt hatte. Direkt rechts von ihr saß Dr. Jackson, der glücklicherweise auf weitere Fragen über klinische Medizin verzichtete. Zu ihrer Linken saß der silberhaarige Dr. Hayward.

Je weiter das Abendessen fortschritt, desto deutlicher wurde es, daß Marissa hier mit der Oberschicht der Ärzteschaft von Atlanta zusammen speiste. Das waren nicht einfach Mediziner; es waren vielmehr die erfolgreichsten Privatärzte der Stadt. Die einzigen Ausnahmen bildeten Cyrill Dubchek, Tad und sie selbst.

Nach einigen Gläsern guten Weins war Marissa gesprächiger als üblich. Sie verspürte eine Art verlegener Gewissensbisse, als sie merkte, daß der ganze Tisch der Schilderung ihrer Kindheit in Virginia lauschte. Sie zwang sich dazu, lächelnd aufzuhören, und war froh, als die Unterhaltung sich dem mäßigen Stand der amerikanischen Medizin zuwandte und der Klage darüber, daß die auf Privatversicherungsbasis betriebenen Kliniken die wirtschaftlichen Grundlagen der ärztlichen Privatpraxis unterhöhlten. Beim Gedanken an die Pelze und Juwelen konnte sich Marissa des Eindrucks nicht erwehren, daß zumindest die hier Anwesenden so schlimm davon nicht betroffen sein könnten.

»Wie sieht's denn beim Seuchenkontrollzentrum aus?« fragte Dr. Hayward über den Tisch hinüber Cyrill Dubchek. »Mußten Sie Budgetkürzungen hinnehmen?«

Dubchek lächelte zynisch, und sein Lächeln verursachte Falten in seinen Wangen. »Jedes Jahr müssen wir uns mit dem Amt für Haushalt und Verwaltung und unserem eigenen Bewilligungskomitee herumschlagen. Man hat uns aufgrund von Etatkürzungen fünfhundert Planstellen gestrichen.«

Dr. Jackson räusperte sich: »Was wäre eigentlich, wenn es zu einer Grippewelle wie damals in den Jahren 1917/18 käme beziehungsweise einer vergleichbaren Pandemie? Nehmen wir einmal an, Ihre Abteilung müßte sich darum kümmern - haben Sie für einen derartigen Fall überhaupt das notwendige Personal?«

Cyrril Dubchek zuckte die Schultern. »Das hängt von einer ganzen Reihe von Faktoren ab. Falls der Erreger seine Oberflächenantigene nicht verändert und wir ihn rasch in Gewebekulturen züchten können, könnten wir relativ rasch einen Impfstoff dagegen entwickeln. Wie rasch - da bin ich auch nicht sicher. Tad, was meinen Sie?«

»Einen Monat ungefähr würden wir brauchen«, sagte Tad, »wenn wir Glück haben. Mehr Zeit brauchten wir, um eine ausreichend große Menge für eine eindeutige Variante zu haben.«

»Das erinnert mich irgendwie an das Schweinepestfiasco vor ein paar Jahren«, warf Dr. Hayward ein.

»Das war aber nicht ein Versagen des CDC«, wehrte Dubchek ab. »Über den in Fort Dix aufgetretenen Erreger gab es keine Zweifel. Warum er sich nicht ausbreitete, weiß kein Mensch.«

Marissa fühlte eine Hand auf ihrer Schulter. Als sie sich umdrehte, blickte sie in das Gesicht eines der schwarzgekleideten Serviermädchen.

»Dr. Blumenthal?« fragte das Mädchen flüsternd.

»Ja.«

»Ein Telefongespräch für Sie!«

Marissa blickte zum anderen Ende des Tisches hinüber auf Ralph, doch der war eifrig ins Gespräch mit Mrs. Jackson vertieft. Sie entschuldigte sich kurz und folgte dem Mädchen in die Küche. Dann dämmerte es ihr, und sie fühlte einen Anflug von Furcht, wie damals, als sie zum ersten Mal nachts gerufen wurde während ihrer Zeit am Krankenhaus: Das mußte das Seuchenkontrollzentrum sein. Immer-

hin hatte sie Rufbereitschaft und hatte pflichtbewußt Ralph Hempstons Nummer hinterlassen. Niemand sonst wußte, daß sie hier war.

»Dr. Blumenthal?« fragte die Telefonistin vom CDC, als Marissa den Hörer abnahm, und stellte dann das Gespräch zum diensthabenden Beamten durch.

»Meinen Glückwunsch«, sagte der fröhlich, »wir bekamen gerade ein Hilfeersuchen wegen möglicher Seuchengefahr. Der kalifornische Staatsbeauftragte für Seuchenfragen war am Apparat und bat um unsere Unterstützung wegen eines in Los Angeles aufgetretenen Falls. Es geht um den Ausbruch einer unbekannten, aber offensichtlich schwerwiegenden Krankheit in einem Privatkrankenhaus namens Richter-Klinik. Wir haben für Sie bereits einen Flug bei der Delta gebucht, Abflug ein Uhr zehn. Außerdem ist für Sie ein Zimmer im Tropic Motel bestellt worden. Klingt direkt himmlisch. Also, viel Glück dann!«

Marissa legte auf und ließ ihre Hand noch für einen Augenblick auf dem Hörer ruhen, während sie ihre Aufregung zu dämpfen suchte. Sie fühlte sich in keiner Weise vorbereitet. Diese armen, arglosen Leute da drüben in Kalifornien hatten das CDC zu Hilfe gerufen in der Annahme, daß dann von dort ein Seuchenexperte, ein erfahrener Fachmann käme. Und was bekamen sie nun statt dessen? Ausgerechnet sie, Marissa Blumenthal, ganze ein Meter zweiundfünfzig groß. Sie ging zurück ins Eßzimmer, erklärte entschuldigend, warum sie weg müsse, und verabschiedete sich...

KAPITEL 2

21. Januar

Bis Marissa ihren Koffer von der Gepäckausgabe geholt, auf einen Mietwagen gewartet, ihn dann auch bekommen hatte (der erste war nicht angesprungen) und es schließlich auch noch geschafft hatte, den Weg zum Tropic Motel zu finden, begann es allmählich hell zu werden.

Als sie sich bei der Anmeldung eintrug, mußte sie an Roger denken. Aber sie würde ihn nicht anrufen - sie hatte sich das während des Flugs mehrmals fest vorgenommen.

Das Motel war ziemlich deprimierend, aber es war ihr gleichgültig. Sie würde dort ohnehin nicht allzuviel Zeit verbringen. Sie wusch sich Gesicht und Hände, richtete ihr Haar und steckte die Haarspange wieder hinein. Da es keinen weiteren Grund für eine Verzögerung gab, stieg sie erneut in ihren Mietwagen und machte sich auf den Weg zur Richter-Klinik. Ihre Handflächen fühlten sich feucht an.

Die Klinik lag günstig an einer breiten Durchgangsstraße. Um diese frühe Morgenstunde herrschte noch kaum Verkehr. Marissa fuhr in die Tiefgarage, löste ihren Parkschein und fand einen freien Platz gleich in der Nähe des Eingangs. Die ganze Anlage war modern, einschließlich der Garage und des eigentlichen Krankenhauses, das einige Stockwerke hoch zu sein schien. Sie stieg aus, dehnte und streckte sich und nahm ihre Aktentasche aus dem Wagen.

Darin befanden sich ihre Bewertungen des Einführungskurses im Fach Epidemiologie - als ob das von irgendwelchem Nutzen sein könnte -, ein Notizblock, Bleistifte, ein kleines Buch über diagnostische Virologie, ein Ersatzlippenstift und ein Päckchen Kaugummi. Ein echter Witz!

Im Gebäude nahm Marissa sofort den vertrauten Krankenhausgeruch nach Desinfektionsmitteln wahr - ein Geruch, der sie irgendwie beruhigte und bewirkte, daß sie sich gewissermaßen zu Hause fühlte.

Der Empfangsschalter war unbesetzt, und sie fragte einen Mann, der gerade dabei war, den Boden zu bohren, wie sie in den eigentlichen Krankenhaustrakt komme. Er wies auf einen im Boden eingelassenen roten Streifen, und sie folgte diesem bis in die Notaufnahme. Viel Betrieb herrschte nicht, aber es waren immerhin ein paar Patienten im Wartezimmer und zwei Krankenschwestern am Aufnahmepult. Marissa machte den diensthabenden Arzt aus und stellte sich vor.

»Großartig!« rief der Arzt überschwenglich. »Sind wir froh, daß Sie hier sind! Dr. Navarre hat schon die ganze Nacht über auf sie gewartet. Ich geb' ihm sofort Bescheid.«

Geistesabwesend spielte Marissa mit ein paar Büroklammern. Als sie aufblickte, bemerkte sie, daß die beiden Krankenschwestern zu ihr herüberstarrten. Sie lächelte sie an, und beide lächelten zurück.

»Kann ich Ihnen einen Kaffee anbieten?« fragte die größere von beiden.

»Das wäre sehr freundlich«, antwortete Marissa. Zusätzlich zu ihrer allgemeinen Beklemmung spürte sie nun auch die Folgen davon, daß sie zu gerade zwei Stunden unruhigen Schlafs während des Fluges gekommen war.

Während sie die heiße Flüssigkeit schlürfte, rief Marissa sich die spannenden Geschichten um medizinische Detektivarbeit ins Gedächtnis zurück, die Berton Roueche im *New Yorker* veröffentlicht hatte. Es war ihr Traum, an einem Fall mitzuwirken, wie ihn John Snow, der Vater der modernen Epidemiologie, gelöst hatte: Eine Cholera-Epidemie in London konnte zum Erlöschen gebracht werden, nachdem es Snow gelungen war, als eindeutige Ursache eine ganz bestimmte Wasserpumpe ausfindig zu machen. Besonders eindrucksvoll war die Leistung Snows, weil sich zu dieser Zeit die Erkenntnis über die Verbreitung von Krankheiten durch Keime noch keineswegs durchgesetzt hatte. Wäre es nicht herrlich, es mit einer so eindeutigen Situation zu tun zu bekommen?

Die Tür des Bereitschaftszimmers öffnete sich, und ein gutaussehender dunkelhaariger Mann trat ein. Ins grelle Licht der Notaufnahme blinzelnd, kam er geradewegs auf Marissa zu. Seine Mundwinkel hoben sich zu einem breiten Lächeln: »Dr. Blumenthal, wir

sind ja so froh, daß Sie da sind; Sie können sich das gar nicht vorstellen.«

Als sie sich die Hände schüttelten, blickte er etwas erstaunt auf sie hinunter. Er schien doch etwas überrascht von ihrer kleinen Statur und ihrer Jugend. Aus Höflichkeit erkundigte er sich, wie der Flug gewesen sei und ob sie Hunger habe.

»Es wäre sicher das beste, gleich an die Arbeit zu gehen«, sagte Marissa.

Dr. Navarre stimmte eilfertig zu. Während er Marissa in das Konferenzzimmer der Klinik begleitete, stellte er sich ihr als Leiter der medizinischen Abteilung vor. Diese Mitteilung trug nicht gerade zu Marissas Selbstbewußtsein bei; sie war vielmehr davon überzeugt, daß Dr. Navarre zweifellos hundertmal mehr als sie von Ansteckungskrankheiten verstehe.

Dr. Navarre bat Marissa, an dem runden Konferenztisch Platz zu nehmen, griff nach dem Telefon und wählte. Dabei teilte er ihr mit, daß Dr. Spenser Cox, der Staatsbeauftragte für Epidemieprobleme, unbedingt mit ihr sprechen wolle, sobald sie angekommen sei.

Großartig, dachte Marissa und zwang sich zu einem schwachen Lächeln.

Dr. Cox klang am Hörer ebenso glücklich über Marissas Anwesenheit wie Dr. Navarre. Er erklärte, daß er leider im Augenblick festgehalten werde durch einen Ausbruch von Hepatitis B im Raum der Bucht von San Francisco, bei dem man eine mögliche Verbindung zu AIDS befürchte.

»Ich nehme an«, fuhr er dann fort, »daß Dr. Navarre Ihnen schon erzählt hat, daß das Problem an der Richter-Klinik derzeit nur sieben Patienten betrifft.«

»Er hat mir bisher noch gar nichts erzählt«, gab Marissa zurück.

»Nun, dann wird er es sicher sofort tun«, antwortete Dr. Cox. »Hier jedenfalls haben wir an die fünfhundert Fälle von Hepatitis B, und Sie werden verstehen, daß ich nicht gleich zu Ihnen hinüberkommen kann.«

»Natürlich«, sagte Marissa.

»Viel Glück«, wünschte Dr. Cox. »Wie lange sind Sie übrigens schon beim Seuchenkontrollzentrum?«

»Nicht sehr lange«, mußte Marissa zugeben.

Es entstand eine kurze Pause, ehe Dr. Cox schloß: »Nun, halten Sie mich jedenfalls auf dem laufenden.«

Marissa gab den Hörer an Dr. Navarre zurück, der auflegte. »Lassen Sie mich also über den Stand der Dinge berichten«, sagte er dann und schaltete auf einen ärztlichgeschäftsmäßigen Tonfall um, während er einige kleine Karteikarten aus der Tasche zog. »Wir haben hier sieben Fälle einer nicht diagnostizierten, aber eindeutig schweren fieberigen Erkrankung, gekennzeichnet durch Erschöpfung und vielfältige Auswirkungen auf die verschiedenen Systeme. Der erste Patient, den wir aufnehmen mußten, ist zufällig einer der Mitbegründer unseres Hauses, Dr. Richter selbst. Als nächstes kam eine Angestellte aus der Registratur.«

Dr. Navarre breitete seine Karteikärtchen auf der Tischplatte aus - für jeden Patienten eines; dann ordnete er sie nach der Reihenfolge des Auftretens der Krankheit. Behutsam öffnete Marissa ihre Akten tasche (wobei sie bemüht war, Dr. Navarre einen Einblick zu verwehren) und nahm ihren Notizblock und einen Bleistift heraus. Ihre Gedanken eilten zu dem kürzlich abgeschlossenen Kurs zurück, und sie rief sich den Grundsatz in Erinnerung, daß Informationen in verständliche Einheiten aufgegliedert werden mußten. Zunächst also zur Erkrankung: War sie wirklich neuartig? Gab es tatsächlich ein schwerwiegendes Problem? Das war sozusagen der Bereich des kleinen Einmaleins und einiger grundlegender Statistiken. Es war Marissa klar, daß sie die Erkrankung erst einmal genau charakterisieren mußte, ehe an eine eigentliche Diagnose gedacht werden konnte. Der nächste Schritt wäre die Feststellung der auf die Betroffenen persönlich bezogenen sogenannten »Wirtsfaktoren«, wie Alter, Geschlecht, Gesundheitszustand, Ernährungsgewohnheiten, Hobbys usw. und dann die Bestimmung von Zeit, Ort und Umständen des erstmaligen Auftretens der Symptome bei jedem Patienten, um vielleicht irgendwelche Übereinstimmungen feststellen zu können. Als nächstes käme die Frage der Übertragung an die Reihe, die vielleicht Hinweise

auf den Träger der Infektion geben könnte. Und schließlich müßte man eben dem Erreger oder der auslösenden Quelle zu Leibe rücken! Das klang alles recht einfach, aber Marissa wußte, daß es ein verteuflertes Problem war, selbst für jemanden, der zum Beispiel so erfahren war wie Dr. Dubchek.

Marissa wischte ihre feuchte Hand an ihrem Rock ab und nahm dann ihren Bleistift wieder auf. »So«, sagte sie und starrte auf das leere Blatt, »es erfolgten also keine Diagnosen. In welche Richtung aber gingen denn die Vermutungen?«

»In alle«, antwortete Dr. Navarre trocken.

»Grippe?« fragte Marissa und hoffte, daß das nicht übertrieben vereinfachend wirkte.

»Eher unwahrscheinlich«, meinte Dr. Navarre. »Die Patienten haben zwar Atembeschwerden, aber sie sind nicht vorherrschend. Überdies haben bei sämtlichen sieben Erkrankten Blutuntersuchungen auf Grippeviren einen negativen Befund ergeben. Wir wissen nicht, was sie wirklich haben - aber Grippe ist es jedenfalls nicht.«

»Irgendwelche Vermutungen?« fragte Marissa.

»Alle eher negativ«, antwortete Dr. Navarre. »Alles, was wir getestet haben, brachte nur negative Ergebnisse: Blut-, Urin-, Sputum-, Stuhl-, ja sogar Gehirn- und Rückenmarksflüssigkeitskulturen haben nichts erbracht. Wir dachten auch schon an Malaria und haben dagegen behandelt, aber auch hier brachten Blutabstriche kein Ergebnis. Selbst gegen Typhus haben wir Maßnahmen ergriffen, mit Tetracyclin und mit Chloramphenicol, obwohl auch hier die Kulturen negativ waren. Aber der Erfolg blieb ebenso wie bei den Medikamenten gegen Malaria völlig aus - keinerlei Reaktion. Allen Patienten geht es schlechter, ganz egal, was wir unternehmen.«

»Sie haben aber doch sicher irgendeine abweichende Diagnose«, sagte Marissa.

»Natürlich«, antwortete Dr. Navarre. »Es gab verschiedene Gutachten in bezug auf Infektionskrankheiten. Die allgemeine Meinung ist, daß es sich um einen Virus handeln müsse, obwohl der Verdacht auf eine durch Leptospiren hervorgerufene Art von Gelbsucht eine eher vorsichtige Vermutung ist.« Dr. Navarre blätterte in seinen Kartei-

kärtchen und hielt dann eines hoch: »So, hier haben wir die wesentlichen abweichenden Diagnosen: Leptospirose, wie ich sagte; Gelbfieber; Denguefieber; Mononucleose oder, um auf die Grundformen zurückzukommen, jede andere arbo-, entero- oder adenovirale Infektion. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß wir im diagnostischen Bereich ebensowenig Erfolge verzeichnen konnten wie im therapeutischen.«

»Wie lange ist Dr. Richter schon bei Ihnen in Behandlung?« fragte Marissa.

»Das ist heute der fünfte Tag. Ich finde, Sie sollten sich die Patienten einmal ansehen, um einen Eindruck davon zu gewinnen, womit wir es zu tun haben.« Dr. Navarre stand auf, ohne auf Marissas Antwort zu warten; es blieb ihr also gar nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Sie durchschritten eine Anzahl von Schwingtüren und kamen schließlich in den eigentlichen Krankenhaustrakt. Obwohl sie aufgeregt war, empfand Marissa die teuren Teppiche und die fast hotelmäßige Ausstattung beeindruckend.

Marissa betrat den Aufzug hinter Dr. Navarre, der ihr dort einen Narkosefacharzt vorstellte. Sie erwiderte die freundlichen Begrüßungsworte des Kollegen, aber ihre Gedanken waren ganz woanders. Sie war überzeugt davon, daß ihr jetziger Besuch bei den Patienten nichts anderes bewirken würde als nur das eine: daß sie sich bloßgestellt fühlen würde. Dieses Problem hatte sie während des Vorbereitungskurses in Atlanta nie beschäftigt; jetzt aber wurde es bedrückend. Doch was konnte sie denn einwenden?

Sie gingen zunächst ins Schwesternzimmer im fünften Stock, und Dr. Navarre machte sie dort mit den Leuten der Nachtschicht bekannt, die sich gerade auf den Schichtwechsel vorbereiteten.

»Alle sieben Patienten liegen auf diesem Stockwerk«, sagte Dr. Navarre, »und wir haben hier oben unser erfahrenstes Personal. Die beiden in kritischem Zustand sind in Spezialkabinen der Intensivstation untergebracht, gerade gegenüber. Die anderen liegen in Einzelzimmern. Hier sind die Krankenblätter.« Dabei klopfte er mit dem Handteller auf einen kleinen Stoß von Unterlagen, der auf der Deckplatte eines Aktenschrankes lag. »Ich nehme an, daß Sie jetzt Dr.

Richter sehen wollen.« Dr. Navarre reichte Marissa die Unterlagen des Patienten.

Als erstes warf sie einen Blick auf die Eintragungen der laufenden Messungen. Für den jetzigen fünften Tag seines Krankenhausaufenthalts stellte sie sinkenden Blutdruck und steigende Temperatur fest. Kein gutes Zeichen. Rasch blätterte sie die weiteren Unterlagen durch. Es war klar, daß sie sich später eingehend damit beschäftigen müsse; aber selbst diese erste flüchtige Durchsicht überzeugte sie von der Sorgfalt, mit der die Untersuchungen gemacht und notiert worden waren - besser als sie selbst es hätte machen können. Die Laborarbeiten waren wirklich umfassend gewesen. Ein weiteres Mal fragte sie sich, wie um Himmels willen sie eigentlich dazu komme, hier als Autorität aufzutreten.

Marissa wandte sich wieder den Unterlagen zu und befaßte sich mit den Aufzeichnungen zur Krankheitsgeschichte. Als ungewöhnlicher Umstand fiel ihr dabei sofort auf, daß Dr. Richter sechs Wochen vor dem Auftreten der ersten Symptome einen Kongreß von Augenärzten in der kenianischen Hauptstadt Nairobi besucht hatte.

Nachdem ihr Interesse dadurch geweckt war, las sie weiter. Eine Woche vor Beginn seiner Erkrankung hatte Dr. Richter an einer Konferenz über Operationen am Augenlid teilgenommen, die in San Diego stattgefunden hatte. Und zwei Tage vor der Krankenhausaufnahme war er von einem *Cercopitheceus aethiops* gebissen worden - was zum Himmel war das denn? Sie wandte sich fragend an Dr. Navarre.

»Das ist eine Affenart«, erläuterte ihr dieser. »Dr. Richter hat immer ein paar von ihnen da für seine Untersuchungen auf dem Gebiet des Augenherpes.«

Marissa nickte und widmete sich nochmals den Laborwerten. Der Patient hatte einen verminderten Gehalt an weißen Blutkörperchen, ein auffälliges Hirnstrombild, niedrige Thrombozytenwerte. Weitere Laborergebnisse deuteten auf Fehlfunktionen von Leber und Nieren, und selbst das EKG zeigte gewisse Unregelmäßigkeiten. Dieser Mensch war rundum sehr schwer krank.

Marissa legte die Unterlagen wieder hin.

»Fertig?« fragte Dr. Navarre.

Obwohl Marissa bestätigend nickte, wäre es ihr viel lieber gewesen, wenn man ihre Begegnung mit den Patienten verschoben hätte. Sie hatte keinerlei hochfliegende Hoffnungen, auf wunderbare Weise irgendeine Besonderheit zu entdecken, die man bisher übersehen hatte und die sich als entscheidend für die Lösung des Geheimnisses herausstellen würde. Ihr zu diesem Zeitpunkt die Patienten vorzuführen war reines Theater, aber leider auch ein recht riskantes Geschäft. Widerstrebend folgte sie Dr. Navarre.

Sie betraten also die Intensivstation mit all dem ihr vertrauten Drumherum an aufwendigen und komplizierten Apparaturen. Die Patienten waren reglose Opfer, angeschlossen an ein Gewirr von Drähten und Plastikschläuchen. Der Geruch von Alkohol lag in der Luft, und das Geräusch von Beatmungsgeräten sowie das Piepsen der Überwachungsmonitore waren zu hören. Und es herrschte auch die übliche erhöhte Betriebsamkeit des Pflegepersonals.

»Wir haben Dr. Richter in diesen Nebenraum gelegt«, sagte Dr. Navarre und hielt vor einem geschlossenen Durchgang an. Links davon befand sich ein Fenster, durch welches Marissa den Patienten sehen konnte. Wie bei den anderen auf dieser Station hingen auch über ihm viele Infusionen. Hinter ihm zeichnete ein Monitor ununterbrochen sein Elektrokardiogramm auf.

»Sie sollten wohl besser Kittel und Mundschutz anlegen«, meinte Dr. Navarre. »Wir beachten aus einleuchtenden Gründen bei allen Patienten strenge Isolationsmaßnahmen.«

»Aber selbstverständlich«, antwortete Marissa und hoffte im selben Moment, es habe nicht zu dienstfertig geklungen. Wenn es sie hier weiterbringen konnte, wäre sie auch bereit, in eine Plastikkugel zu schlüpfen. Sie zog sich also den Kittel über und legte dann noch einen Mundschutz, ein Häubchen, Überziehtiefel und sogar Gummihandschuhe an. Dr. Navarre tat genau dasselbe.

Ohne daß es ihr bewußt wurde, atmete Marissa ganz flach, als sie auf den Kranken hinunterschaute - und es war ihr peinlich, daß sich ihr der abfällige Ausdruck aufdrängte, er sehe aus, als sei er »am Abkratzen«. Seine Farbe war aschgrau, die Augen eingesunken, die Haut schlaff. Über seinem rechten Jochbein war ein blauer Fleck,

seine Lippen waren ausgedörrt und auf seinen Vorderzähnen sah man Spuren getrockneten Blutes.

Marissa blickte auf den Schwerkranken und wußte nicht, was sie tun sollte; aber in ihrer Befangenheit spürte sie den Zwang, irgend etwas zu tun, zumal Dr. Navarre neben ihr jede ihrer Bewegungen zu beobachten schien. Also fragte sie: »Wie geht es Ihnen?« und war sich doch, kaum waren die Worte heraus, darüber klar, daß das eine ganz dumme Frage war, die sich beim Anblick des Mannes von selbst beantwortete. Dennoch öffneten sich Dr. Richters Augen, und Marissa fielen einige Blutgerinnsel in der Augenbindehaut auf.

»Nicht gut«, bekannte Dr. Richter, und seine Stimme war ein heiseres Flüstern.

»Stimmt es, daß Sie vor einem Monat in Afrika waren?« fragte sie. Sie mußte sich über ihn beugen, um ihn verstehen zu können, und ihr Herz flog zu ihm hinüber.

»Vor sechs Wochen«, gab Dr. Richter zur Antwort.

»Sind Sie dabei in Berührung mit irgendwelchen Tieren gekommen?« fragte Marissa weiter.

»Nein«, brachte der Kranke nach einer Pause mühsam heraus. »Ich sah zwar viele, aber kam mit keinem in Kontakt.«

»Kamen Sie mit Kranken zusammen?«

Dr. Richter schüttelte den Kopf; das Sprechen bereitete ihm offenbar Mühe.

Marissa richtete sich auf und deutete auf die Abschürfung unter dem rechten Auge des Patienten. »Haben Sie eine Ahnung, was das dort ist?« fragte sie Dr. Navarre.

Dr. Navarre nickte. »Er wurde zwei Tage vor Beginn seiner Erkrankung überfallen. Beim Sturz auf den Boden hat er sich dabei an der Wange verletzt.«

»Armer Bursche«, sagte Marissa, betroffen von Dr. Richters Schicksal. Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: »Ich glaube, ich habe für den Augenblick genug gesehen.«

Gleich neben der Tür, die in die eigentliche Intensivstation zurückführte, stand ein großes Gestell mit einem Plastiksack. Marissa und Dr. Navarre zogen ihre Schutzkleidung aus und warfen sie dort hin-

ein. Dann kehrten sie in das Schwesternzimmer zurück. Wie unter Zwang wusch sich Marissa sofort die Hände im Waschbecken.

»Was ist mit dem Affen, der Dr. Richter gebissen hat?« fragte sie.

»Wir haben ihn unter Quarantäne gestellt«, antwortete Dr. Navarre.

»Wir haben alle nur möglichen Kulturen an ihm getestet, aber er scheint gesund zu sein.«

Man hatte offenbar an alles gedacht. Marissa nahm sich nochmals Dr. Richters Unterlagen vor, um nachzuschauen, ob auch die Blutgerinnsel in der Bindehaut notiert worden waren. Jawohl, auch das war eingetragen.

Marissa holte tief Luft und schaute zu Dr. Navarre hinüber, der sie erwartungsvoll anblickte. »Nun«, sagte sie unbestimmt, »ich brauche noch viel Zeit, um mich mit diesen Unterlagen hier zu beschäftigen.« Plötzlich fiel ihr ein, daß sie einmal von einer Krankheitsart gelesen hatte, die man als von Viren erzeugtes und mit Blutungen verbundenes Fieber bezeichnet und daher »virales hämorrhagisches Fieber« genannt hatte. Die Erkrankung trat höchst selten auf, war aber tödlich, und eine Anzahl von Fällen war aus Afrika gemeldet worden. In der Hoffnung, damit etwas Ergänzendes zu den von den Klinikärzten bereits gemachten Diagnosevorschlägen beitragen zu können, verwies sie auf diese Möglichkeit.

»Ja, daran haben wir auch gedacht«, sagte Dr. Navarre. »Das war einer der Gründe, warum wir so rasch das Seuchenkontrollzentrum um Hilfe gebeten haben.«

Das war's also schon mit dieser »Zebra-Theorie« - Marissa dachte dabei an die ihr einst eingebleute Maxime: Wenn du Hufschlag hörst, so denk an Pferde, nicht an Zebras! Aber es konnten eben auch Zebras sein...

Zu ihrer großen Erleichterung wurde Dr. Navarre zu einem Notfall gerufen. »Es tut mir leid«, sagte er, »aber ich werde in der Notaufnahme gebraucht. Kann ich noch etwas für Sie tun, ehe ich gehe?«

»Nun, ich meine, die Isolierungsmaßnahmen für die betroffenen Patienten sollten noch verstärkt werden. Sie haben sie ja hier bereits zusammengezogen, aber ich möchte vorschlagen, daß Sie sie in einen total abgeschlossenen Trakt verlegen und auch eine völlig gesonderte

Betreuung veranlassen, und zwar mindestens so lange, bis wir Anhaltspunkte hinsichtlich der Übertragbarkeit haben.«

Dr. Navarre starrte Marissa an, und für einen Augenblick fragte sie sich, was er wohl denken mochte. Dann sagte er: »Ja, Sie haben vollkommen recht.«

Marissa ging mit den sieben Unterlagenmäppchen in einen kleinen Raum hinter dem Schwesternzimmer. Bei der Durchsicht erfuhr sie, daß außer Dr. Richter noch zwei Männer und vier Frauen wahrscheinlich dieselbe Krankheit hatten. Irgendwie mußten sie alle direkten Kontakt miteinander gehabt haben oder mit derselben Ansteckungsquelle in Berührung gekommen sein. Marissa rief sich in Erinnerung, daß es wesentlich für die Erledigung eines solchen Außenauftrags sei - zumal für ihren ersten -, soviel Informationen wie möglich zusammenzutragen und diese dann nach Atlanta zu übermitteln. Sie wandte sich daher wieder den Unterlagen über Dr. Richter zu und las alles aufmerksam durch, auch die Vermerke der Krankenschwestern. Auf einem gesonderten Blatt listete sie jeden Hinweis auf, der irgendwie von Bedeutung sein konnte, einschließlich des Vermerks, daß der Anlaß für dessen Krankenhauseinlieferung die Tatsache war, daß er Blut erbrochen hatte. Das jedenfalls klang keineswegs nach Grippe. Immer wieder kehrten bei dieser Arbeit ihre Gedanken zu der Tatsache zurück, daß Dr. Richter vor sechs Wochen in Afrika gewesen war. Das mußte irgendwie von Bedeutung sein, selbst wenn eine Inkubationszeit von einem Monat ungewöhnlich war, außer er hätte Malaria, was aber offensichtlich nicht der Fall war. Natürlich gab es Viruserkrankungen mit längeren Inkubationszeiten, wie etwa AIDS. Aber AIDS war ja schließlich keine akute Viruserkrankung. Für solche Ansteckungskrankheiten war die Inkubationszeit kurz - von der Ansteckung bis zum Ausbruch verging etwa eine Woche, mal ein paar Tage weniger, mal ein paar mehr. Marissa ging alle Unterlagenmäppchen gewissenhaft durch, zog die Angaben über Alter, Geschlecht, Lebensweise, berufliche und private Umwelt usw. heraus und legte sich dafür je ein Blatt für jeden Patienten an. Bald wurde ihr klar, daß sie es mit einer höchst uneinheitlichen Gruppe von Leuten zu tun hatte. Neben Dr. Richter waren da eine Angestellte aus

der Registratur der Klinik, zwei Hausfrauen, ein Klempner, ein Versicherungsvertreter und ein Immobilienmakler. Ansteckungsmöglichkeiten untereinander konnte man sich bei so unterschiedlichen Menschen nur vage vorstellen, aber jedenfalls mußten sie irgendwie mit derselben Erregerquelle Kontakt gehabt haben.

Beim Durcharbeiten der Unterlagen gewann Marissa auch ein genaueres medizinisches Bild der Krankheit, mit der sie es hier zu tun hatte. Offensichtlich brach sie ziemlich plötzlich aus, mit heftigen Kopfschmerzen, Muskelschmerzen und hohem Fieber. Dann durchlitten die Patienten eine Kombination aus Bauchschmerzen, Durchfall, Erbrechen, Halsentzündung, Husten und Brustschmerzen. Ein kalter Schauer lief Marissa den Rücken hinunter, als sie daran dachte, daß sie ja nun schon irgendwie mit dieser Krankheit in Berührung gekommen sein konnte.

Marissa rieb sich die Augen - der Mangel an Schlaf machte sich bemerkbar. Es war Zeit, sich die anderen Patienten anzusehen, ob sie das nun gerne tat oder nicht. Es gab noch eine Menge von Lücken zu füllen, vor allem was die Tätigkeiten der Patienten in den unmittelbar vor der Erkrankung liegenden Tagen betraf.

Sie begann mit der Mitarbeiterin der Klinik aus der Registratur, die auf der Intensivstation in einer Kabine neben der von Dr. Richter lag, und setzte ihre Besuche bis zum zuletzt aufgenommenen Patienten fort. Vor jedem Besuch legte sie frische sterile Schutzkleidung an. Jeder der Patienten war schwer erkrankt, und keiner zeigte viel Neigung zum Reden. Dennoch ging Marissa unbeirrt ihre Frageliste durch, wobei sie vor allem herausbekommen wollte, ob eine der erkrankten Personen irgendwie mit einer der anderen bekannt war. Mit der Ausnahme, daß jeder Dr. Richter kannte, lautete die Antwort aber stets Nein. Alle jedoch waren Mitglieder der Gesundheitsvorsorgeversicherung der Richter-Klinik! Das war so selbstverständlich, daß sie überrascht darüber war, daß daran offenbar noch niemand gedacht hatte. Vielleicht hatte sogar Dr. Richter selbst die Krankheit verbreitet, denn er konnte ja zum Beispiel Kontakt zu der Sekretärin aus der Registratur gehabt haben. Marissa bat die zuständige Ange-

stellte um alle Unterlagen von Patienten, die außerhalb der Klinik in Behandlung waren.

Während sie darauf wartete, rief Dr. Navarre an. »Ich muß Ihnen leider einen neuen Fall melden«, sagte er. »Es handelt sich um einen der Labormitarbeiter von der Klinik. Er ist hier unten in der Notaufnahme. Wollen Sie herunterkommen?«

»Hat man schon entsprechende Isolierungsmaßnahmen ergriffen?« fragte Marissa.

»So gut wir das hier unten tun können«, antwortete Dr. Navarre. »Wir bereiten einen Isolationstrakt oben im fünften Stock vor. Sobald man damit fertig ist, werden alle betreffenden Fälle dorthin verlegt.«

»Je früher desto besser«, sagte Marissa. »Für die kommenden Tage würde ich empfehlen, alle nicht unbedingt dringenden Laborarbeiten zurückzustellen.«

»Was mich betrifft, geht das in Ordnung«, gab Dr. Navarre zurück. »Und was ist jetzt mit dem Burschen hier unten? Wollen Sie ihn sehen?«

»Ich bin schon unterwegs«, antwortete Marissa.

Auf dem Weg in die Notaufnahme konnte sie den Gedanken nicht abschütteln, daß hier der Ausbruch einer echten Epidemie drohe. Was den Labortechniker betraf, so gab es zwei Möglichkeiten, die beide gleich unangenehm waren: Die eine war, daß der Mann sich die Krankheit auf dieselbe Weise zugezogen hatte wie die anderen Patienten, das heißt durch eine aktive Erregerquelle des tödlichen Virus innerhalb der Richter-Klinik; die andere und nach Marissas Einschätzung wahrscheinlichere war die, daß er sich die Krankheit durch den Umgang mit infiziertem Material von den bisherigen Fällen zugezogen hatte.

Das Notaufnahmepersonal hatte den neuen Patienten in einem Zimmer für Psychiatriefälle untergebracht, und es hing ein Schild mit der Aufschrift »Bitte nicht stören!« an der Tür. Marissa sah sich das Patientenblatt des Mitarbeiters an. Er hieß Alan Moyers, war 24 Jahre alt, und seine derzeitige Temperatur lag bei 39,8. Nachdem sie sich wieder die komplette sterile Schutzkleidung übergestreift hatte,

betrat Marissa das kleine Krankenzimmer. Der Patient schaute sie mit glasigen Augen an.

»Ich hörte, daß es Ihnen nicht sonderlich gutgeht«, sagte Marissa.

»Ich fühl' mich, als wär' ich von einem Lastwagen überfahren worden!« antwortete Alan Moyers. »So mies ist es mir noch nie gegangen, nicht einmal voriges Jahr, als ich eine schwere Grippe erwischt hatte.«

»Womit ging es denn los?« fragte Marissa.

»Mit diesen Kopfschmerzen«, erklärte Alan Moyers. Er klopfte mit den Fingern gegen die Schläfen: »Hier genau tut es mir weh. Es ist scheußlich. Können Sie mir nicht irgendwas dagegen geben?«

»Was ist mit Schüttelfrost?«

»Ja, nachdem es mit den Kopfschmerzen losgegangen war, hatte ich auch immer wieder mal einen Anfall davon.«

»Ist Ihnen im Laufe der letzten Woche oder auch davor irgend etwas Ungewöhnliches zugestoßen?«

»In welcher Art?« fragte der junge Mann und schloß die Augen.

»Einen kleinen Lottogewinn habe ich gemacht, das war alles.«

»Ich meine eigentlich eher bei Ihrer Arbeit im Labor. Sind Sie zum Beispiel von irgendwelchen Tieren gebissen worden?«

»Nichts dergleichen - ich habe mit Tieren überhaupt nichts zu tun. Was fehlt mir denn nun eigentlich?«

»Etwas anderes - kennen Sie Dr. Richter?«

»Aber sicher, jeder kennt hier Dr. Richter. Ach, da fällt mir gerade etwas ein: Ich habe mich an einer Kanüle mit zur Untersuchung abgenommenem Blut gestochen. Das ist mir noch nie passiert.«

»Können Sie sich noch an den Namen erinnern, der auf der Kanüle stand?«

»Nein - alles, was ich weiß, ist, daß der Bursche kein AIDS hatte. Darüber habe ich mir Gedanken gemacht und deswegen das Untersuchungsergebnis daraufhin angeschaut.«

»Was hatte er denn dann?«

»Kann ich nicht sagen - mir ging es nur um AIDS. Und wenn es sich um AIDS handelt, dann steht dort eben auch AIDS. Aber ich habe doch nicht AIDS - oder?«

»Nein, Alan, AIDS haben Sie nicht«, sagte Marissa.

»Na, Gott sei Dank«, erwiderte er. »So ein bißchen war ich doch in Panik geraten.«

Marissa ging auf die Suche nach Dr. Navarre, doch der mußte sich um einen gerade eingelieferten Patienten mit Herzstillstand kümmern. Marissa bat die Schwester, ihm auszurichten, daß sie jetzt wieder im fünften Stock sei. Während sie auf den Aufzug zuging, ordnete sie ihre Gedanken für das bevorstehende Telefongespräch mit Dr. Dubchek. »Entschuldigen Sie bitte!«

Marissa fühlte eine Hand auf ihrem Arm und stand, als sie sich umwandte, einem stämmigen, bärtigen Mann mit einer dünnrandigen Brille gegenüber. »Sind Sie Frau Dr. Blumenthal vom Seuchenkontrollzentrum?« fragte er.

Verblüfft darüber, daß sie erkannt worden war, nickte Marissa. Dadurch, daß er sich zwischen sie und den Aufzug schob, hinderte der Mann Marissa am Einsteigen. »Ich bin Clarence Herns von der *Los Angeles Times*. Meine Frau macht hier Nachtdienst auf der Intensivstation. Sie sagte mir, daß Sie gekommen seien, um sich Dr. Richter anzuschauen. Was fehlt denn dem Mann?«

»Das kann im Augenblick noch niemand genau sagen«, antwortete Marissa.

»Ist es ernst?«

»Diese Frage wird Ihnen Ihre Frau sicher genauso gut beantworten können wie ich.«

»Sie sagt, der Mann liege im Sterben, und Sie hätten sechs weitere Fälle, darunter eine medizinisch-technische Assistentin aus der Registratur. Das sieht mir doch ganz nach dem Ausbruch einer Epidemie aus.«

»Ich bezweifle, daß ›Epidemie‹ der richtige Ausdruck dafür ist. Es scheint, daß wir heute einen neuen Fall haben, aber das ist der einzige seit zwei Tagen. Ich hoffe, daß es der letzte ist, aber das kann natürlich niemand so genau wissen.«

»Das klingt jedenfalls besorgt«, stellte der Reporter fest.

»Das will ich nicht bestreiten«, gab Marissa zu. »Aber ich kann mich jetzt nicht länger mit Ihnen unterhalten; ich bin in Eile.«

Geschickt um den hartnäckigen Mr. Herns herumschlüpfend, trat Marissa durch die sich gerade öffnende Aufzugtür, begab sich zurück in den kleinen Raum hinter dem Schwesternzimmer im fünften Stock und bat von dort aus die Zentrale um die Vermittlung eines R-Gesprächs mit Dr. Dubchek. In Atlanta war es jetzt Viertel vor drei, und sie bekam Dr. Dubchek sofort an den Apparat.

»Na, wie läuft Ihr erster Außenauftrag?« fragte er.

»Nun ja - sagen wir einmal: Es stürzt ziemlich viel auf einen herein«, antwortete Marissa und bemühte sich dann, ihm so gedrängt wie möglich die sieben Fälle zu schildern, die sie bisher kennengelernt hatte, wobei sie nicht verschwieg, daß sie eigentlich noch nichts hatte feststellen können, was den Ärzten der Richter-Klinik nicht auch schon bekannt gewesen sei.

»Das sollte Sie nicht beunruhigen«, meinte Dubchek. »Sie müssen sich immer dessen bewußt sein, daß ein Epidemiologe bestimmte Fakten mit anderen Augen betrachtet als ein behandelnder Arzt, so daß für ihn dieselben Fakten etwas anderes aussagen. Der Kliniker betrachtet jeden Fall für sich, während Sie das Gesamtbild im Auge haben. Schildern Sie mir die Erkrankung.«

Marissa gab einen genauen Überblick über die klinischen Symptome, wobei sie immer wieder ihre Aufzeichnungen zu Hilfe nahm. Es schien ihr, daß es für Dr. Dubchek von besonderem Interesse war, daß zwei der Patienten Blut erbrochen hatten, ein anderer über blutigen Durchfall klagte und drei Blutgerinnsel in der Augenbindehaut hatten. Als Marissa ihm berichtete, daß Dr. Richter an einem Treffen von Augenärzten in Afrika teilgenommen hätte, rief Dubchek aus: »Meine Güte, ist Ihnen klar, was Sie da beschreiben?«

»Nicht so ganz genau«, gab Marissa zurück - es war das herkömmliche Medizinerspielchen: lieber im Ungewissen und unverbindlichen bleiben, als sich bei einer Fehldiagnose erwischen zu lassen.

»Virales hämorrhagisches Fieber«, sagte Dubchek, »und wenn er es aus Afrika eingeschleppt hat, dann wird es Lassa-Fieber sein, wenn nicht gar die Marburg- oder Ebola-Krankheit. Mein Gott!«

»Aber Dr. Richters Aufenthalt dort liegt über sechs Wochen zurück!«

»Verflixt!« sagte Dr. Dubchek fast ärgerlich. »Die längste Inkubationszeit für diese Art plötzlich ausbrechender Erkrankungen beträgt ungefähr zwei Wochen. Sogar für Quarantänemaßnahmen werden zwanzig Tage für ausreichend gehalten.«

»Außerdem wurde Dr. Richter zwei Tage vor dem Auftreten der Symptome von einem Affen gebissen«, setzte Marissa ihren Bericht fort.

»Das ist wieder zu kurz für eine Inkubationszeit. Fünf oder sechs Tage würde passen. Wo ist der Affe jetzt?«

»Er steht unter Quarantäne«, sagte Marissa.

»Das ist gut. Verhindern Sie, daß irgend etwas mit dem Tier geschieht, besonders nicht, wenn es sterben sollte. Wir müssen Virus-tests mit ihm machen. Wenn der Affe etwas damit zu tun hat, müssen wir vom Marburg-Virus ausgehen. Jedenfalls sieht mir das ganz nach einem viralen hämorrhagischen Fieber aus, und ehe nicht das Gegenteil bewiesen ist, sollten wir davon ausgehen. Wir hatten ohnehin seit geraumer Zeit befürchtet, daß so etwas einmal ausbricht. Das Schlimme ist nur - es gibt derzeit noch keinen Impfstoff dagegen, und auch Behandlungsmöglichkeiten sind nicht bekannt.«

»Wie steht es mit der Sterblichkeitsrate?« fragte Marissa.

»Sie ist hoch. Sagen Sie, hat Dr. Richter einen Hautausschlag?«

Marissa konnte sich nicht daran erinnern. »Ich werde das nachprüfen.«

»Als erstes muß ich Sie darum bitten, sofort zum Ansetzen von Testkulturen bei allen sieben Fällen Blut- und Urinproben sowie Gaumenabstriche machen zu lassen und das alles so schnell wie möglich hierher ans CDC zu schicken. Benutzen Sie dafür den Flugfrachtdienst von Delta Airlines für Kleinsendungen, das ist sicher der schnellste Weg. Machen Sie bitte höchstpersönlich die Blutabnahmen, und seien Sie um Gottes willen vorsichtig dabei. Und machen Sie das bitte auch bei dem Affen. Packen Sie die Proben für den Versand in Trockeneis.«

»Gerade war ich bei einem Patienten, der ebenfalls diese Krankheit haben könnte«, sagte Marissa. »Es handelt sich um einen Laboranten der Klinik.«

»Schließen Sie ihn in die Untersuchungen ein. Das klingt zunehmend ernst. Sorgen Sie für eine komplette Isolation der Kranken, einschließlich entsprechender Maßnahmen für das Pflegepersonal. Und veranlassen Sie die vorläufige Einstellung aller Laborarbeiten, bis ich dort bin.«

»Habe ich schon«, antwortete Marissa. »Sie wollen selbst kommen?«

»Da können Sie drauf wetten«, sagte Dr. Dubchek. »Das kann zum Notfall in nationalem Ausmaß werden. Aber es wird einige Zeit in Anspruch nehmen, unser fahrbares Vickers-Laboratorium herzurichten. Sorgen Sie in der Zwischenzeit für eine Quarantäne aller Kontaktpersonen und versuchen Sie mit den Leuten in Verbindung zu kommen, die dieses Ärztetreffen in Afrika organisiert haben, um vielleicht Hinweise auf andere erkrankte Teilnehmer zu erhalten. Und noch etwas - kein Wort zur Presse! Bei all der Aufregung um AIDS verkraftet die Öffentlichkeit zur Zeit die Bedrohung durch eine weitere schwere Ansteckungskrankheit nicht. Da müßte man mit Panikreaktionen in großem Umfang rechnen. Außerdem, Marissa, müssen Sie unbedingt bei den Patientenbesuchen komplette Schutzkleidung tragen, und zwar einschließlich einer Schutzbrille. Die pathologische Abteilung müßte welche haben, falls sie sonst nirgends zu kriegen sind. Ich werde so schnell wie möglich kommen.«

Als Marissa aufgelegt hatte, empfand sie einen Anflug von Furcht. Sie fragte sich, ob sie wohl schon dem Virus ausgesetzt gewesen sei. Dann machte sie sich Sorgen darüber, daß sie mit dem Mann von der *Los Angeles Times* gesprochen hatte. Nun ja, was passiert war, war eben passiert. Sie war froh, daß Dr. Dubchek kommen würde, denn sie war sich klar darüber, daß sie überfordert gewesen war vom ersten Augenblick ihrer Ankunft hier in Los Angeles an.

Nachdem sie bei der Zentrale hinterlassen hatte, man möge versuchen, Dr. Navarre zu erreichen, bat Marissa eine der Schwestern, ihr bei der Beschaffung des nötigen Materials für die Blutentnahmen behilflich zu sein. Sie brauchte Vakuumröhrchen, Spritzen zur Blutentnahme, Behältnisse für die Urinproben und Träger für Abstriche. Dann telefonierte sie mit dem Labor für Mikrobiologie und bat dar-

um, ihr Behälter für den Transport von Virenmaterial heraufzuschicken sowie Trockeneis und Verpackungsmaterial. Als Dr. Navarre sie anrief, berichtete sie ihm von ihrem Telefonat mit Dr. Dubchek und dessen Anweisung zur kompletten Abschirmung der Patienten und ihres Pflegepersonals sowie die vorläufige Unterlassung weiterer Laborarbeiten bis zu seiner Ankunft mit Spezialgerät. Sie schlug ihm ein Gespräch über die notwendigen Quarantänemaßnahmen für sämtliche Kontaktpersonen vor. Dr. Navarre stimmte zu, erschrocken über Dr. Dubcheks Verdacht auf virales hämorrhagisches Fieber. Dr. Dubcheks Rat folgend, beschaffte sich Marissa Schutzbrillen aus der Abteilung für Pathologie. Sie hatte nie daran gedacht, daß sie sich über ihre Augen eine Krankheit zuziehen könnte, aber deren Oberfläche war natürlich eine Schleimhaut und damit durch einen Virenbefall genauso gefährdet wie etwa ihre Nasenschleimhaut. Nachdem sie sich komplett mit Häubchen, Kittel, Überschuhen, Handschuhen, Mundschutz und Schutzbrille bekleidet hatte, betrat sie die Kabine Dr. Richters, um dort mit der Entnahme der Untersuchungsproben anzufangen.

Bevor sie jedoch mit dieser Arbeit begann, untersuchte sie ihn auf Hautausschlag. An den Armen war nichts festzustellen, aber etwa in der Mitte des rechten Jochbeins fand sie einen ungewöhnlichen roten Fleck von der Größe einer Vierteldollarmünze. Sie hob sein Krankenhaushemd hoch und bemerkte einen schwachen, aber doch eindeutigen Ausschlag von fleckigen Hautknötchen auf dem größten Teil des Rumpfes. Es beeindruckte sie im nachhinein, daß Dubchek das vorausgesehen hatte.

Sie nahm zunächst das Blut ab und füllte dann aus dem Katheterbeutel Urin in ihren Behälter. Nachdem sie beides versiegelt hatte, desinfizierte sie die Außenseiten der Gefäße und legte sie in einen weiteren Behälter. Erst als sie die Außenseite auch dieses Behälters gründlich mit dem Desinfektionsmittel behandelt hatte, ließ sie zu, daß er aus der Kabine gebracht wurde.

Nachdem sie die Schutzkleidung abgelegt und sich komplett neu eingekleidet hatte, begab sich Marissa zum nächsten Fall, der Mitarbeiterin aus der Registratur, die Helen Townsend hieß. Marissa wie-

derholte alle Maßnahmen wie bei Dr. Richter, einschließlich der Suche nach einem Hautausschlag. Auch Helen hatte einen schwachen Ausschlag am Körper, aber keinen roten kreisförmigen Fleck auf der Wange und auch sonst nirgends. Sie schien weniger schwer erkrankt als Dr. Richter, aber keiner der Patienten schien kräftig genug zu sein, um Fragen an Marissa zu stellen, als sie die Untersuchungen und Probenentnahmen machte. Lediglich Alan Moyers brachte die Kraft auf, Einwände vorzubringen. Zunächst verweigerte er die Blutabnahme, ehe Marissa ihm gesagt habe, wie denn nun ihre Diagnose laute. Er war in Panik. Erst als Marissa ihm wahrheitsgemäß erklärt hatte, sie wisse wirklich noch nicht, was er eigentlich habe, und gerade deshalb müsse sie ja die Untersuchungen machen, gab er schließlich seinen Widerstand auf.

Was den Affen betraf, so machte Marissa erst gar nicht den Versuch einer Blutentnahme bei ihm. Der Tierpfleger war an diesem Tag außer Haus, und sie hatte keinesfalls die Absicht, es allein mit dem Tier aufzunehmen. Der Affe wirkte zwar durchaus gesund, aber freundlich war er keineswegs. Er fletschte die Zähne und bewarf Marissa durch die Gitter seines Käfigs mit Unrat.

Marissa verpackte alle Proben sorgfältig, überprüfte, daß alle Schraubverschlüsse dicht waren, und brachte dann die Sendung persönlich zum Flughafen, um sie dort auf den Weg nach Atlanta zu schicken. Sie war erleichtert, als man ihr versicherte, sie würden beim nächsten Nonstopflug mitgenommen.

Wieder in die Richter-Klinik zurückgekehrt, machte Marissa einen Abstecher in die kleine Klinikbücherei. Es fanden sich dort ein paar Standardwerke mit Kapiteln über Viruserkrankungen, und sie überflog rasch die entsprechenden Ausführungen über Lassa-Fieber sowie den Marburg- und den Ebola-Virus. Dann konnte sie Dr. Dubcheks erregte Reaktion am Telefon besser nachempfinden - es waren die tödlichsten Viren, die dem Menschen bisher bekannt waren.

Bei ihrer Rückkehr in den fünften Stock stellte Marissa fest, daß alle acht Patienten inzwischen abgesondert in einem abgeschlossenen Trakt untergebracht worden waren. Die erbetenen Unterlagen über die ambulanten Patienten hatte man ihr inzwischen auch beschafft,

und Marissa begann, nachdem sie bei der Zentrale um einen Rückruf Dr. Navarres gebeten hatte, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Als erstes nahm sie sich die Unterlagen über Harold Stevens, den Immobilienmakler, vor. Sie begann von hinten und stellte sofort fest, daß die letzte Eintragung sich auf eine Untersuchung durch Dr. Richter bezog. Stevens litt an einem chronischen Glaukom und war bei Dr. Richter in regelmäßiger Behandlung. Seine letzte Untersuchung hatte am 15. Januar stattgefunden, vier Tage vor seiner Einlieferung in die Klinik.

Mit einem Gefühl wachsender Sicherheit überprüfte Marissa in allen fraglichen Fällen die letzte Eintragung. Jawohl, das war's - jeder der Patienten hatte am 15. oder 16. Januar mit Dr. Richter zu tun gehabt. Ausnahmen waren nur Helen Townsend, die Mitarbeiterin aus der Registratur, und Alan Moyers vom Labor. Auf Helen Townsends Karteiblatt über ambulante Behandlungen fand sich als letzte Eintragung die fachärztliche Untersuchung wegen einer Blasenentzündung. Bei Alan Moyers war der letzte Arztbesuch im vergangenen Jahr wegen einer Knöchelverstauchung erfolgt, die er sich bei einem Basketballspiel unter Klinikmannschaften zugezogen hatte. Mit Ausnahme dieser beiden also bestand der schwerwiegende Verdacht, daß Dr. Richter die Verursacherquelle der Krankheit war.

Die Tatsache, daß er mit fünf der Patienten Kontakt hatte, unmittelbar bevor bei ihm die Krankheitssymptome auftraten, mußte von entscheidender Bedeutung sein.

Die Erkrankung des Laboranten konnte sich Marissa damit erklären, daß dieser sich offenbar an einer infizierten Nadel angesteckt hatte; was Helen Townsend betraf, so tappte sie zunächst noch im dunkeln. Sie mußte irgendwie schon früher im Laufe der Woche Kontakt mit Dr. Richter gehabt haben - die Symptome waren bei ihr ziemlich genau achtundvierzig Stunden später als bei dem Augenarzt aufgetreten. Vielleicht hatte dieser sich zu Beginn der Woche eine Zeitlang in der Registratur aufgehalten.

Marissa wurde in ihrem Grübeln von der Stationsschwester unterbrochen, die ihr ausrichtete, Dr. Navarre hätte darum gebeten, zu ihm in das Konferenzzimmer hinunterzukommen.

Als sie erneut den Raum betrat, in dem sie heute morgen mit ihrer Arbeit begonnen hatte, wurde ihr bewußt, wie lange sie nun schon beschäftigt war. Sie fühlte sich müde bis in die Knochen, als Dr. Navarre die Tür hinter ihr schloß und ihr die dritte Person im Raum vorstellte. Es war William Richter, der Bruder des Augenarztes.

»Ich wollte Ihnen doch persönlich dafür danken, daß Sie gekommen sind«, sagte er. Er war ein elegant gekleideter Herr im Nadelstreifenanzug, dessen abgespanntes Gesicht jedoch ein stummes Zeugnis von seinem Mangel an Schlaf ablegte. »Dr. Navarre hat mir von Ihrer Diagnosevermutung berichtet. Ich darf Ihnen versichern, daß wir Sie bis an die Grenzen unserer Möglichkeiten bei Ihren Bemühungen unterstützen werden, diese Krankheit unter Kontrolle zu bringen. Aber wir machen uns natürlich auch Gedanken über die negativen Auswirkungen, die diese Situation auf unsere Klinik haben kann. Ich hoffe, daß Sie meiner Meinung zustimmen, daß es am besten ist, wenn nichts an die Öffentlichkeit dringt.«

Marissa war zwar eher etwas entrüstet angesichts der Tatsache, daß hier viele Menschenleben auf dem Spiel standen, aber schließlich hatte Dr. Dubchek im Grunde genommen das gleiche gesagt.

»Ich kann Ihre Besorgnis verstehen«, sagte sie und fühlte sich recht unwohl bei dem Gedanken, daß sie ja schon mit einem Reporter gesprochen hatte. »Aber ich meine, wir müßten jetzt vor allem einmal weitergehende Quarantänemaßnahmen ergreifen.« Marissa fuhr fort mit der Erläuterung, daß man zunächst die vermutlichen Kontaktpersonen in zwei Gruppen erfassen müsse - Primär- und Sekundärkontakte. Zur ersten Gruppe müßten jene Personen gerechnet werden, die mit den jetzigen acht Patienten gesprochen hätten oder in körperliche Berührung mit ihnen gekommen seien. In die zweite Gruppe seien alle jene einzustufen, die wiederum mit den Leuten aus der ersten Gruppe Kontakt gehabt hätten.

»Mein Gott«, rief Dr. Navarre aus, »da geht es ja um Tausende von Leuten!«

»Das ist leider so«, sagte Marissa. »Wir brauchen im Augenblick das gesamte Personal, das die Klinik abstellen kann. Außerdem müs-

sen wir uns der Unterstützung des staatlichen Gesundheitsdienstes versichern.«

»Wir werden für die entsprechenden Kräfte sorgen«, sagte William Richter. »Ich möchte das lieber hausintern regeln. Aber sollten wir nicht abwarten, bis wir tatsächlich eine verbindliche Diagnose haben?«

»Wenn wir das abwarten wollen, kann es leicht zu spät sein«, gab Marissa zurück. »Wir können die Quarantäne ja aufheben, wenn sie sich nicht als notwendig erweist.«

»Ich sehe keine Chance, das vor der Presse geheimzuhalten«, seufzte William Richter.

»Um ehrlich zu sein«, sagte Marissa, »meine ich sogar, daß die Presse uns wichtige Hilfe leisten kann, wenn es darum geht, alle diese Kontaktpersonen zu erreichen. Die Primärkontaktpersonen müssen angewiesen werden, sich während einer Woche so isoliert wie möglich zu halten und zweimal täglich ihre Temperatur zu messen. Wenn diese wesentlich über 38 Grad steigt, müssen sie in die Klinik kommen. Sekundärkontaktpersonen können weiterhin ihrer Arbeit nachgehen, sollten aber täglich ihre Temperatur prüfen.«

Marissa stand auf und reckte sich. »Sobald Dr. Dubchek kommt, wird er einige Vorschläge machen. Aber das, was ich soeben umrissen habe, entspricht den üblichen Verhaltensmaßnahmen des Seuchenkontrollzentrums. Ich muß deren Durchführung der Richter-Klinik übertragen. Meine eigene Aufgabe ist es, der Herkunft des Virus auf die Spur zu kommen.«

Zwei verblüffte Männer zurücklassend, verließ Marissa das Konferenzzimmer. Sie ging vom eigentlichen Krankenhausbau in das Klinikgebäude hinüber, begab sich dort an den Informationsschalter und fragte nach dem Büro von Dr. Richter. Es befand sich im zweiten Stock, und Marissa fuhr gleich hinauf.

Die Tür war geschlossen, aber nicht abgesperrt. Marissa klopfte und trat ein. Dr. Richters Empfangsdame saß pflichtbewußt hinter ihrem Schreibtisch. Offensichtlich hatte sie nicht mit Besuch gerechnet, denn sie drückte rasch eine Zigarette aus und schob den Aschenbecher in eine der Schreibtischschubladen.

»Was kann ich für Sie tun?« fragte sie. Sie mochte in den Fünfzigern sein und hatte strenge silbergraue Dauerwellen. Ihr Namensschild wies sie als Miß Cavanagh aus. Weit vorne auf der Spitze ihrer Nase saß eine Lesebrille, deren Bügelenden mit einem Goldkettchen verbunden waren, das sich um ihren Nacken schlang.

Marissa stellte sich vor und fügte an: »Es ist sehr wichtig, daß ich herausbekomme, wie Dr. Richter an seine Krankheit kam. Zu diesem Zweck müßte ich wissen, wie seine Tage in den letzten ein bis zwei Wochen vor seiner Erkrankung abgelaufen sind. Könnten Sie das für mich zusammenstellen? Ich werde dann seine Frau bitten, es auch zu tun.«

»Ich denke schon«, sagte Miß Cavanagh.

»Ist irgend etwas außerhalb des üblichen Ablaufs geschehen, an das Sie sich erinnern können?«

»In welcher Art denn?« fragte Miß Cavanagh mit ausdruckslosem Gesicht.

»Nun, zum Beispiel, daß er von einem Affen gebissen oder in der Garage überfallen wurde!« antwortete Marissa nicht ohne Schärfe.

»Nun ja, zu diesen Vorfällen ist es tatsächlich gekommen«, sagte Miß Cavanagh.

»Das ist mir bereits bekannt«, erwiderte Marissa. »Wie sieht es mit weiteren ungewöhnlichen oder auffälligen Vorkommnissen aus?«

»Im Augenblick fällt mir nichts weiter ein. Doch halt, er ließ seinen Wagen ausbeulen.«

»Nun, das ist ja schon was«, ermunterte Marissa sie. »Denken Sie bitte weiter nach. Und noch etwas: Haben Sie sich um die Organisation seines Afrikaaufenthalts gekümmert?«

»Ja, natürlich.«

»Und um dieses Treffen da in San Diego auch?«

»Genauso.«

»Ich hätte gern die Telefonnummern der Firmen gehabt, die das finanziert haben. Es wäre nett, wenn Sie sie mir heraussuchen könnten. Außerdem brauche ich eine Liste aller Patienten, die bei Dr. Richter während der beiden letzten Wochen vor seiner Erkrankung in Be-

handlung waren. Ach, da fällt mir ein: Kennen Sie Helen Townsend?«

Miß Cavanagh nahm die Brille von der Nase und ließ sie am Kettchen baumeln. Sie seufzte mißbilligend. »Hat Helen Townsend dieselbe Krankheit wie Dr. Richter?«

»Wir nehmen es an«, antwortete Marissa und beobachtete dabei Miß Cavanaghs Gesicht. Die Empfangsdame wußte irgend etwas über Helen Townsend, aber sie kämpfte sichtlich noch mit sich, ob sie darüber reden solle, und spielte verlegen auf den Tasten ihrer Schreibmaschine herum.

»War Helen Townsend eine Patientin von Dr. Richter?« hakte Marissa nach.

Miß Cavanagh blickte auf: »Nein, sie war seine Geliebte. Ich habe ihn vor ihr gewarnt. Na und sehen Sie - jetzt hat sie ihm diese Krankheit aufgehängt. Er hätte auf mich hören sollen.«

»Wissen Sie zufällig, ob er sie kurz vor Ausbruch seiner Erkrankung getroffen hat?«

»Ja, am Tag zuvor.«

Marissa starrte die Frau an. Helen Townsend hatte keineswegs Dr. Richter angesteckt; es war genau umgekehrt. Aber sie sagte nichts weiter. Es paßte nun alles zusammen. Jetzt konnte sie alle bisher bekannten Fälle auf Dr. Richter zurückführen. Unter epidemiologischen Gesichtspunkten war das von ganz außerordentlicher Bedeutung. Das hieß nämlich, daß Dr. Richter der Ausgangsfall war und daß er, und eben nur er, mit der bisher unbekannten Erregerquelle in Berührung gekommen sein mußte. Nun war es noch wichtiger für sie, auf die Minute genau die Tagesabläufe Dr. Richters zu rekonstruieren.

Marissa bat also Miß Cavanagh, sofort mit der Zusammenstellung der Zeitpläne ihres Chefs für die beiden letzten Wochen zu beginnen. Sie sagte, daß sie zurückkommen würde, aber über die Krankenhauszentrale auch ausgerufen werden könne, falls das notwendig sei.

»Darf ich Sie etwas fragen?« sagte Miß Cavanagh schüchtern.

»Aber sicher«, gab Marissa zurück, eine Hand schon auf der Türklinke.

»Besteht die Möglichkeit, daß ich das auch bekomme?«

Marissa hatte den Gedanken unterdrückt, weil sie die Frau nicht verängstigen wollte, aber sie konnte nicht lügen. Angesichts der Umstände mußte Miß Cavanagh zur Gruppe der Primärkontaktpersonen gezählt werden.

»Es ist nicht auszuschließen«, gab sie also zu. »Wir werden Sie bitten müssen, während der nächsten Woche einige Ihrer Aktivitäten einzuschränken, und ich empfehle Ihnen, zweimal täglich Ihre Temperatur zu messen. Persönlich glaube ich allerdings, daß Sie gesund bleiben, nachdem Sie bisher noch keinerlei Symptome gezeigt haben.«

Wieder im Krankenhausbau zurück, kämpfte Marissa ihre eigene aufkeimende Furcht und die beginnende Müdigkeit nieder. Es gab einfach noch zuviel für sie zu tun. Sie mußte nochmals die Patientenunterlagen genau durchgehen. Sie hoffte einen Grund dafür zu finden, warum einige von Dr. Richters Patienten sich mit der Krankheit angesteckt hatten und andere nicht. Außerdem mußte Marissa Dr. Richters Frau anrufen. Mit Hilfe von Miß Cavanagh und der Ehefrau mußte es möglich sein, einen halbwegs kompletten Zeitplan für alles zu erstellen, was Dr. Richter während der beiden letzten Wochen vor Ausbruch seiner Krankheit gemacht hatte.

Sie kehrte in den fünften Stock zurück und rannte dort nahezu in Dr. Navarre hinein, der so müde aussah, wie sie sich fühlte. »Dr. Richters Befinden verschlechtert sich«, sagte er. »Er verliert überall Blut: an Einstichstellen, am Zahnfleisch, im Darm- und Genitalbereich. Er steht kurz vor einem Nierenversagen, und sein Blutdruck ist am Boden. Das Interferon, das wir ihm gegeben haben, zeigt keinerlei Wirkung, und niemand von uns weiß, was man noch tun könnte.«

»Und wie geht es Helen Townsend?« fragte Marissa.

»Ebenfalls schlechter«, antwortete Dr. Navarre. »Auch bei ihr treten Blutungen auf.« Er ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen.

Marissa zögerte eine Minute und griff dann nach dem Telefon. Ein weiteres Mal bat sie um die Vermittlung eines R-Gesprächs mit Atlanta und hoffte dabei, Dr. Dubchek sei schon unterwegs. Aber das war nicht der Fall, und er kam an den Apparat. »Die Dinge stehen hier ziemlich schlecht«, mußte Marissa ihm mitteilen. »Zwei Patien-

ten zeigen eindeutige hämorrhagische Symptome. Klinisch sieht es mehr und mehr nach viralem hämorrhagischem Fieber aus, und niemand hier weiß im Augenblick, was man für diese Leute tun könnte.«

»Da ist leider wenig zu machen«, gab Dr. Dubchek zurück. »Man kann es mit Mitteln zur Blutgerinnung probieren, ansonsten allgemeine Stützungsmaßnahmen - das ist schon alles. Sobald wir eine genaue Diagnose haben, können wir vielleicht ein Hyperimmunserum einsetzen - falls wir eines haben. In diesem Sinn arbeiten wir ja mit den Proben, die Sie uns geschickt haben; Tad beschäftigt sich gerade damit.«

»Und wann werden Sie kommen?« fragte Marissa.

»Sehr bald«, antwortete Dr. Dubchek. »Unser mobiles Vickers-Labor ist schon hergerichtet.«

*

Marissa fuhr erschrocken auf - sie war eingeschlafen, aber glücklicherweise war niemand in das kleine Zimmer hinter dem Schwesternzimmer gekommen. Doch ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, daß es Viertel nach zehn war und sie nicht mehr als fünf oder zehn Minuten geschlafen hatte.

Als sie aufstand, fühlte sie sich benommen. Ihr Kopf schmerzte, und sie hatte einen rauen Hals. Sie betete darum, daß es sich dabei um die Folgen ihrer Erschöpfung und nicht um die Anzeichen eines beginnenden viralen hämorrhagischen Fiebers handeln möge.

Es war ein turbulenter Abend gewesen. Vier weitere Fälle waren in die Notaufnahme gekommen, und alle hatten über starke Kopfschmerzen, hohes Fieber und Erbrechen geklagt. Einer hatte bereits Anzeichen für Blutungen. Alle diese Neuzugänge waren Familienangehörige bisheriger Patienten, was den Zwang zu strengster Quarantäne unterstrich. Der Virus war nun schon in der dritten Generation. Marissa hatte Virusproben gemacht und sie einem Nachtflugfrachter nach Atlanta mitgegeben.

Sie fühlte, daß sie am Ende ihrer Kräfte war, und beschloß, nun in ihr Hotel zu fahren. Sie wollte gerade gehen, als die Stationsschwester ihr meldete, Dr. Richters Frau sei gekommen und wolle sie sprechen. Marissa hätte es als grausam empfunden, sie jetzt abzuweisen, und begrüßte sie im Besucherzimmer.

Anna Richter, eine gutgekleidete, attraktive Dame Ende Dreißig, bemühte sich sehr darum, die Tagesabläufe ihres Gatten während der beiden letzten Wochen zu rekonstruieren, war aber außerordentlich erregt und besorgt nicht nur im Hinblick auf ihren Mann, sondern auch was das Schicksal ihrer beiden kleinen Kinder betraf. Marissa zögerte daher, sie wegen bestimmter Details zu sehr zu drängen. Mrs. Richter versprach, am folgenden Tag eine noch genauere Übersicht abzuliefern. Marissa begleitete sie zum BMW ihres Mannes und bestieg dann ihren eigenen Wagen. Im Tropic Motel fiel sie sofort in ihr Bett.

KAPITEL 3

22.Januar

Als Marissa am nächsten Morgen in der Richter-Klinik ankam, war sie überrascht vom Anblick einiger Fernsehaufnahmewagen, die vor dem Klinikeingang standen und deren Übertragungsantennen in den Morgenhimmel ragten. Als sie in die Tiefgarage fahren wollte, hielt ein Polizist sie an, und sie mußte erst ihren Ausweis vom Seuchenzentrum vorweisen.

»Quarantäne«, erläuterte der Polizist knapp und wies sie an, den Gebäudekomplex durch den Haupteingang des Krankenhausgebäudes zu betreten, wo die Fernsehswagen standen.

Marissa folgte seiner Weisung und fragte sich, was wohl während der wenigen Stunden ihrer Abwesenheit geschehen war. Fernsehkabel schlängelten sich durch den Gang, der zum Konferenzraum führte, und sie war verblüfft über das Ausmaß des Betriebs, der auf dem Hauptgang herrschte. Sie entdeckte Dr. Navarre und fragte ihn, was denn los sei.

»Ihre Leute haben eine Pressekonferenz einberufen«, erklärte er ihr. Sein Gesicht war eingefallen und unrasiert, und ganz offensichtlich war er überhaupt noch nicht ins Bett gekommen. Er zog eine frische Zeitung unter dem Arm hervor und zeigte sie Marissa: NEUE AIDS-EPIDEMIE lautete die Schlagzeile. Die Titelseite war illustriert mit einem Foto von Marissa im Gespräch mit Clarence Herns.

»Dr. Dubchek war der Meinung, daß man einer derartigen Fehlinformation sofort begegnen müsse«, sagte Dr. Navarre.

Marissa stöhnte auf. »Der Reporter erwischte mich sofort nach meiner Ankunft. Ich habe ihm wirklich nichts gesagt.«

»Nicht so schlimm«, tröstete sie Dr. Navarre und tätschelte beruhigend ihre Schulter. »Dr. Richter starb während der Nacht, und zusammen mit den vier neuen Fällen war eine weitere Geheimhaltung vor den Medien ohnehin nicht mehr möglich.«

»Wann ist denn Dr. Dubchek gekommen?« fragte Marissa und wich einem Kamerateam aus, das in das Konferenzzimmer stürzte.

»Kurz nach Mitternacht«, sagte Dr. Navarre.

»Und warum ist die Polizei da?« fuhr Marissa fort, als sie einen zweiten uniformierten Polizeibeamten sah, der einen Krankenhauseingang bewachte.

»Nachdem Dr. Richter gestorben war, begannen die Patienten, sich aus dem Krankenhaus abzumelden, bis der staatliche Gesundheitsbeauftragte eine Weisung herausgab, derzufolge das Gebäude unter Quarantäne steht.«

Marissa bat um Entschuldigung und bahnte sich ihren Weg durch das Gedrängel von Presse- und Fernsehleuten vor dem Konferenzraum. Sie war froh, daß Dr. Dubchek nun da war und die Verantwortung übernahm, aber doch auch etwas erstaunt darüber, daß er sich nicht mit ihr in Verbindung gesetzt hatte. Als sie den Raum betrat, setzte Dr. Dubchek gerade zu einer Erklärung an.

Er machte das sehr gut. Seine ruhige und sachliche Art führte sofort zu einer gewissen Beruhigung im Raum. Als erstes stellte er sich selbst und die anderen vom Seuchenkontrollzentrum eingetroffenen Ärzte vor. Das waren Dr. Mark Vreeland, Leiter der Abteilung für Medizinische Epidemiologie; Dr. Pierce Abbott, Direktor der Virologischen Abteilung; Dr. Clark Layne, Leiter des Programms für Infektionskrankheiten in Krankenhäusern; und schließlich Dr. Paul Eckenstein, Direktor des Zentrums für Infektionskrankheiten.

Anschließend spielte Dr. Dubchek den Vorgang herunter, indem er betonte, von einer »neuen AIDS-Epidemie« könne absolut keine Rede sein. Er wies darauf hin, daß lediglich der Seuchenbeauftragte des Staates Kalifornien vorsorglich die Hilfe des Seuchenkontrollzentrums angefordert habe, um einige wenige Fälle einer bisher noch nicht identifizierten Erkrankung zu prüfen, die vielleicht durch Viren ausgelöst werde.

Als sie die nach Neuigkeiten gierenden Reporter betrachtete, hatte Marissa erhebliche Zweifel, ob sie Dr. Dubcheks gelassene Stellungnahme schlucken würden. Die Vorstellung von einer neuen, unbe-

kannten und beängstigenden Viruserkrankung war vielmehr Anlaß zu Sensationsnachrichten.

Dr. Dubchek fuhr fort mit der Feststellung, daß bisher nur sechzehn Fälle bekannt seien und daß seines Erachtens die Situation unter Kontrolle sei. Er verwies auf Dr. Layne und darauf, daß dieser die Quarantänemaßnahmen überwachen würde, und fügte hinzu, daß die bisherigen Erfahrungen gezeigt hätten, daß man durch strenge Krankenhausisolation diese Art von Krankheit in den Griff bekommen könne.

Bei den letzten Worten sprang Clarence Hems auf und fragte: »Brachte Dr. Richter diesen Virus von seiner Tagung in Afrika mit?«

»Das wissen wir nicht«, sagte Dr. Dubchek. »Es besteht die Möglichkeit, aber sie ist noch zweifelhaft. Eigentlich ist die Inkubationszeit zu lang, denn Dr. Richter kam schon vor über einem Monat aus Afrika zurück, während die übliche Inkubationszeit für Erkrankungen dieser Art bei etwa einer Woche liegt.«

Eine andere Reporterin fragte daraufhin: »Wenn die Inkubationszeit für AIDS bis zu fünf Jahren betragen kann, wieso können Sie sie dann hier auf weniger als einen Monat begrenzen?«

»Das ist genau der springende Punkt«, sagte Dubchek, und man spürte, daß seine Geduld erlahmte. »Der AIDS-Virus ist völlig anders als der, mit dem wir es hier offensichtlich zu tun haben. Es ist von entscheidender Bedeutung, daß dieser Punkt von den Medien verstanden wird und daß sie ihn der Öffentlichkeit vermitteln.«

»Haben Sie den neuen Virus schon isolieren können?« fragte ein weiterer Reporter.

»Noch nicht«, mußte Dubchek zugeben. »Aber wir rechnen nicht mit besonderen Schwierigkeiten. Um es zu wiederholen - auch deshalb nicht, weil es ein völlig anderer Virus ist als jener, der AIDS verursacht. Es sollte nicht länger als ungefähr eine Woche dauern, bis wir ihn isolieren können.«

»Wenn Sie aber den Virus noch gar nicht identifizieren konnten«, fuhr derselbe Reporter hartnäckig fort, »wie können Sie dann behaupten, daß er völlig anders sei als der AIDS-Virus?«

Dubchek starrte den Mann an, und Marissa konnte seine Frustration spüren. Dennoch sagte er ruhig: »Durch jahrelange Erfahrung wissen wir, daß stark voneinander abweichende Krankheitsbilder auch durch stark unterschiedliche Mikroorganismen ausgelöst werden. Das ist alles für heute, aber wir werden Sie auf dem laufenden halten. Vielen Dank dafür, daß Sie zu dieser frühen Stunde hergekommen sind.«

Wildes Getümmel brach im Raum aus, als jeder Reporter versuchte, noch Antworten auf weitere Fragen zu bekommen. Aber Dubchek kümmerte sich nicht darum und verließ mit seinen Kollegen den Raum. Marissa versuchte, sich durch die Menge zu drängen, doch es gelang ihr nicht. Draußen vor dem Konferenzzimmer hinderte der Polizist die Reporter daran, in den eigentlichen Krankenhausbereich vorzudringen. Nach Vorzeigen ihres CDC-Ausweises wurde Marissa durchgelassen, und sie erwischte Dubchek vor dem Aufzug.

»Da sind Sie ja!« rief Dr. Dubchek, und seine dunklen Augen leuchteten auf. Mit freundlicher Stimme stellte er Marissa den anderen Herren vor.

»Ich hatte keine Ahnung davon, daß Sie mit so vielen Leuten kommen würden«, sagte sie, als sie alle in den Aufzug traten.

»Wir hatten keine andere Wahl«, meinte Dr. Layne.

Dr. Abbott nickte: »Trotz Cyrills beruhigender Kommentare gerade auf der Pressekonferenz ist der Ausbruch dieser Krankheit eine außerordentlich ernste Angelegenheit. Das Auftreten des afrikanischen viralen hämorrhagischen Fiebers in einem der Industrieländer wurde von uns alptraumhaft befürchtet, seit diese Krankheit erstmals auftrat.«

»Wenn es sich herausstellt, daß es wirklich afrikanisches virales hämorrhagisches Fieber ist«, ergänzte Dr. Eckenstein.

»Ich bin davon überzeugt«, sagte Dr. Vreeland, »und der Affe wird sich als der Schuldige herausstellen.«

»Ich konnte noch keine Proben bei dem Tier entnehmen«, bekannte Marissa rasch.

»Schon in Ordnung«, beruhigte sie Dr. Dubchek. »Wir haben heute nacht das Tier getötet und entsprechende Proben ans Seuchenkon-

trollzentrum geschickt. Leber- und Milzgewebeproben sind viel besser als Blutproben.«

Sie kamen im fünften Stock an, wo bereits zwei Laboranten des CDC eifrig dabei waren, Proben für das mobile Vickers-Labor zusammenzutragen.

»Es tut mir leid wegen des Artikels in der *Los Angeles Times*«, sagte Marissa, sobald sie eine Gelegenheit hatte, mit Dr. Dubchek allein zu sprechen. »Der Reporter überfiel mich, als ich den ersten Schritt ins Krankenhaus getan hatte.«

»Lassen Sie's gut sein«, sagte Dubchek. »Aber es sollte nicht noch einmal passieren!« Er lächelte und zwinkerte ihr zu.

Marissa begriff nicht so recht den Grund für sein Lächeln und Zwinkern. »Warum haben Sie mich denn nicht gerufen, als sie angekommen waren?«

»Ich wußte ja, daß Sie erschöpft waren«, erläuterte Dr. Dubchek. »Es war auch wirklich nicht nötig. Den Großteil der Nacht waren wir ohnehin mit dem Aufbau des Speziallabors, der Sezierung des Affen und einer ersten allgemeinen Orientierung beschäftigt. Wir haben außerdem die Isolierungsmaßnahmen noch etwas verbessert. Jedenfalls kann man Ihnen gratulieren. Es war eine gute Leistung, wie Sie die Dinge hier angepackt haben. Im Moment ersaue ich in organisatorischem Kleinkram«, fuhr Dubchek fort, »aber ich würde doch gerne erfahren, was Sie inzwischen feststellen konnten. Vielleicht könnten wir beide uns zum Abendessen zusammensetzen. Ich habe für Sie in dem Hotel, in dem wir wohnen, ein Zimmer reservieren lassen. Es ist sicher besser als das im Tropic Motel.«

»Ach, das Tropic Motel ist schon soweit in Ordnung«, erwiderte Marissa und hatte ein ungutes Gefühl - so, als ob ihr Unterbewußtsein versuche, ihr etwas zu sagen.

*

Marissa kehrte in den kleinen Raum hinter dem Schwesternzimmer zurück und begann damit, ihren Papierkram aufzuarbeiten. Als erstes telefonierte sie mit den Firmen, die sich als Sponsoren für die beiden

Ärztekonferenzen betätigt hatten, an denen Dr. Richter teilgenommen hatte. Sie teilte ihnen mit, daß sie erfahren müsse, ob weitere Teilnehmer an einer Infektionskrankheit erkrankt seien. Angesichts der Grausamkeit ihres nächsten Anrufs mußte sie die Zähne zusammenbeißen - sie wählte die Privatnummer von Dr. Richter, um zu fragen, ob sie sich die Zusammenstellung abholen könne, die Mrs. Richter ihr am Vortag versprochen hatte.

Die Nachbarin, die den Anruf entgegennahm, wirkte entsetzt über eine derartige Zumutung, sagte aber nach einer kurzen Unterhaltung mit der Witwe, Marissa könne in einer halben Stunde vorbeikommen.

Marissa fuhr hinauf zu dem wunderschön gelegenen Haus und klingelte nervös an der Tür. Die Nachbarin, mit der sie schon am Telefon gesprochen hatte, öffnete und führte Marissa ziemlich empört ins Wohnzimmer. Anna Richter trat wenige Minuten später ein. Sie schien über Nacht um zehn Jahre gealtert zu sein. Sie war sehr bleich, und ihr Haar, das noch am Abend zuvor so sorgfältig und gepflegt gelockt gewesen war, hing ihr in Strähnen ums Gesicht.

Die Nachbarin führte sie zu einem Sessel, und Marissa war erstaunt, als sie in ihren Händen einige linierte Papierbögen sah, die sie nervös zusammen- und dann wieder auseinanderfaltete und die offenbar jene Zusammenstellung enthielten, um die Marissa am Vorabend gebeten hatte. Es war ihr klar, was die Frau durchgemacht haben mußte, doch sie wußte nicht, was sie ihr sagen sollte. Aber Anna Richter reichte ihr die Blätter einfach mit den Worten: »Ich konnte ja sowieso nicht schlafen diese Nacht, und vielleicht kann das für eine andere arme Familie von Nutzen sein.« Ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Er war so ein guter Mann... und ein guter Vater... meine armen Kinder!«

Obwohl Marissa ja jetzt um seine Affäre mit Helen Townsend wußte, hatte sie den Eindruck, daß Dr. Richter ein recht guter Ehemann gewesen sein mußte. Anna Richters Kummer schien jedenfalls echt, und Marissa verabschiedete sich von ihr, sobald es die Höflichkeit erlaubte.

Die Aufzeichnungen, die sie gleich im Wagen durchlas, bevor sie losfuhr, waren überraschend genau und ausführlich. Marissa war überzeugt davon, daß sie zusammen mit dem Ergebnis einer weiteren Befragung von Miß Cavanagh und der Durchsicht von Dr. Richters Terminkalender ein so getreues Bild von Dr. Richters letzten Lebenswochen erbringen würden, wie es überhaupt nur möglich war.

Wieder zurück im Krankenhaus, legte Marissa für jeden Januartag ein gesondertes Blatt an und trug darauf Dr. Richters Tätigkeiten ein. Eine Sache, die sie neu entdeckte, war, daß er sich bei Miß Cavanagh beklagt hatte über einen AIDS-Patienten namens Meterko, der an einer ungeklärten Netzhauterkrankung litt. Das sah so aus, als ob Marissa sich näher damit befassen müsse.

Am Nachmittag klingelte das Telefon in Marissas Kabäuschen. Sie nahm den Hörer ab und war überrascht, Tad Schockleys Stimme zu hören. Die Verbindung war so gut, daß sie für einen Augenblick glaubte, er sei hier in Los Angeles.

»Aber nein«, sagte er auf ihre diesbezügliche Frage. »Ich bin nach wie vor in Atlanta. Doch ich muß Dubchek sprechen. In der Vermittlung meinten sie, du wüßtest vielleicht, wo er steckt.«

»Wenn er nicht in dem Zimmer ist, das sie hier für das CDC freigemacht haben, schätze ich, daß er in sein Hotel gegangen ist. Die waren offenbar alle die ganze Nacht auf.«

»Gut, ich werde es im Hotel versuchen. Aber für den Fall, daß ich ihn dort nicht erwische, könntest du ihm bitte etwas ausrichten?«

»Na klar«, gab Marissa zurück.

»Es sind leider keine guten Nachrichten.«

Marissa schrak zusammen, preßte den Hörer ans Ohr und fragte: »Doch nichts Persönliches?«

»Nein«, antwortete Tad mit einem kurzen Auflachen. »Es geht um den Virus, mit dem ihr euch dort herumschlagt. Die Proben, die du uns geschickt hast, waren phantastisch, besonders die von Dr. Richter. Sein Blut war überschwemmt von Viren - mehr als eine Milliarde pro Milliliter. Alles, was ich zu tun hatte, war, sie herauszuziehen, zu fixieren und sie mir unter dem Elektronenmikroskop anzuschauen.«

»Und kannst du denn jetzt sagen, was es ist?« fragte Marissa.

»Absolut«, rief Tad begeistert. »Es gibt nur zwei Viren, die so aussehen, und der indirekte Fluoreszin-Antikörpertest brachte ein positives Ergebnis für den Ebola-Virus. Dr. Richter hat also hämorrhagisches Ebola-Fieber.«

»Hatte«, korrigierte Marissa, etwas verletzt durch Tads gefühllose Begeisterung.

»Der Mann starb?« fragte Tad.

»Heute abend«, gab Marissa zurück.

»Nicht weiter erstaunlich. Die Krankheit hat eine Tödlichkeitsquote von über neunzig Prozent.«

»Mein Gott!« schrie Marissa auf. »Dann ist das ja der tödlichste Virus überhaupt!«

»Manche räumen diese zweifelhafte Ehre der Tollwut ein«, sagte Tad. »Ich persönlich halte den Ebola-Virus dafür. Eines der Hauptprobleme ist, daß fast noch nichts bekannt ist über diese Erkrankung, weil man einfach noch so wenige Erfahrungen damit hat. Abgesehen davon, daß diese Krankheit inzwischen in Afrika ein paarmal auftrat, ist sie eine unbekannte Größe. Ihr werdet eure Arbeit darauf konzentrieren müssen, herauszukriegen, wieso sie in Los Angeles zum Ausbruch kam.«

»Vielleicht auch nicht«, sagte Marissa. »Dr. Richter wurde kurz vor Erscheinen der ersten Symptome von einem Affen gebissen, der aus Afrika gekommen war. Dr. Vreeland ist sich ziemlich sicher, daß der Affe die Ansteckungsquelle war.«

»Wahrscheinlich hat er recht«, stimmte Tad ihr zu. »Schon 1967 waren einmal Affen schuld am Ausbruch eines solchen hämorrhagischen Fiebers. Man hat den Erreger dann Marburg-Virus genannt nach der deutschen Stadt, in der er auftrat. Dieser Virus ähnelt dem Ebola-Virus etwas.«

»Na, wir werden es ja bald wissen«, meinte Marissa. »Das liegt jetzt bei euch. Leber- und Milzgewebe des Affen sind schon unterwegs nach Atlanta. Ich wäre dir dankbar, wenn du dich sofort damit beschäftigen und mir dann Bescheid geben könntest.«

»Aber gern«, sagte Tad. »In der Zwischenzeit arbeite ich mit dem Ebola-Virus und sehe zu, daß ich eine Kultur davon anlegen kann.

Ich muß herausfinden, was das für ein Stamm ist. Sag jedenfalls Dubchek und den anderen, daß sie es mit dem Ebola-Virus zu tun haben. Zumindest wird es sie veranlassen, besonders vorsichtig zu sein. Ich ruf dich bald wieder an. Paß auf dich auf!«

Marissa verließ ihren kleinen Arbeitsraum und ging quer durch die Halle zu dem für die Mitarbeiter des Seuchenkontrollzentrums eingerichteten Zimmer hinüber; aber es war leer.

Sie trat ins Nachbarzimmer und fragte die Laboranten dort, wo denn die CDC-Leute wären. Man sagte ihr, daß einige der Ärzte unten in der Pathologie seien, weil zwei weitere Patienten gestorben seien, und die anderen in der Notaufnahme, um sich um Neuzugänge zu kümmern. Dr. Dubchek sei ins Hotel gegangen. Marissa teilte den Laboranten mit, daß sie es mit dem Ebola-Virus zu tun hätten, und überließ es ihnen, die schlechte Nachricht den anderen weiterzugeben. Dann kehrte sie wieder an ihren Schreibtisch zurück.

*

Das Beverly Hilton entsprach genau der Beschreibung, die Dubchek ihr davon gegeben hatte. Zweifellos war es netter als das etwas schäbige Tropic Motel, und außerdem lag es näher an der Richter-Klinik. Dennoch erschien es ihr als unnötiger Aufwand, als sie jetzt im achten Stock hinter dem Hoteldiener her zu ihrem Zimmer trotete. Er knipste alle Lichter an, während sie an der Tür stehenblieb; sie drückte ihm einen Dollar in die Hand, und er ging.

Sie hatte im Tropic Motel überhaupt noch nicht ausgepackt, und so war der Umzug einfach. Dennoch hätte sie nicht das Hotel gewechselt, wenn nicht Dubchek darauf bestanden hätte. Er hatte sie im Laufe des Nachmittags angerufen, einige Stunden nach ihrem Telefongespräch mit Tad. Sie hatte sich ihrerseits nicht getraut, ihn anzurufen, weil sie befürchtete, ihn zu wecken. Sobald sie ihn aber am Apparat gehabt hatte, hatte sie ihm von Tads Mitteilung berichtet, daß es sich um hämorrhagisches Fieber vom Typ Ebola handeln müsse. Er hatte das aber ganz gelassen aufgenommen, gerade so, als ob er das ohnehin erwartet hätte. Dann hatte er sie über das Hotel informiert und ihr

gesagt, sie müsse sich lediglich den Schlüssel zu Zimmer 805 geben lassen, denn angemeldet sei sie schon. Außerdem hatte er ihr vorgeschlagen, um halb acht mit ihm zu essen, wenn ihr das passe; sie möge doch bitte in sein Zimmer kommen, das ja nur ein paar Türen weiter liege. Er hätte das Abendessen auf das Zimmer bestellt, damit sie beim Essen in Ruhe ihre Notizen durchgehen könnten.

Angesichts des Bettes meldete sich Marissas Erschöpfung, aber es war schon nach sieben. Sie holte ihr Kosmetikköfferchen aus dem Koffer, ging ins Bad, wusch sich, büstete ihr Haar, legte frisches Make-up auf und war bald fertig. Aus ihrer Aktentasche nahm sie die Blätter, die sich auf die Tätigkeiten Dr. Richters vor Ausbruch seiner Erkrankung bezogen. Sie drückte sie an sich, ging hinüber zu Dr. Dubcheks Zimmer und klopfte.

Er antwortete auf ihr Klopfen und bedeutete ihr lächelnd, hereinzukommen. Er war gerade am Telefon und sprach offensichtlich mit Tad. Marissa nahm Platz und versuchte, dem Gespräch zu folgen. Offenbar waren die Gewebeproben des Affen gut angekommen, hatten sich aber als völlig sauber erwiesen.

»Sie wollen also sagen, daß die Untersuchung mit dem Elektronenmikroskop keinerlei Viren erkennen ließ?« fragte Dubchek zurück. Es herrschte ein längeres Schweigen, als Tad über die Einzelheiten seiner verschiedenen Testergebnisse berichtete. Marissa schaute auf ihre Uhr und rechnete sich aus, daß es jetzt in Atlanta mindestens elf sein müsse. Tad machte also fleißig Überstunden. Sie betrachtete Dubchek und wurde sich bewußt, daß der Mann einen verwirrenden Eindruck auf sie machte. Sie erinnerte sich daran, wie nervös sie geworden war, als er auf Ralphs Dinnerparty plötzlich vor ihr stand, und war bestürzt, jetzt feststellen zu müssen, daß er sie auf unerklärliche Weise faszinierte. Von Zeit zu Zeit blickte er hoch, und sie wurde gefesselt durch ein überraschendes Glitzern in seinen dunklen Augen. Er hatte Jacke und Krawatte abgelegt, und das offene Hemd ließ ein Stück gebräunte Haut am Halsansatz erkennen.

Schließlich legte er den Hörer auf, kam zu ihr herüber und schaute auf sie hinunter. »Sie sind entschieden das Hübscheste, was ich heute zu sehen bekam. Und ich wette, Ihr Freund Tad würde mir da voll

und ganz zustimmen. Er schien außerordentlich besorgt, daß Sie sich auf keinen Fall einem Risiko aussetzen.«

»Ich bin jedenfalls auch keinen größeren Gefahren ausgesetzt als jeder andere, der mit dieser Sache beschäftigt ist«, sagte sie und fühlte sich irgendwie unbehaglich hinsichtlich der Richtung, die ihre Unterhaltung nahm.

Dubchek grinste: »Ich glaube aber kaum, daß Tad sonst jemanden in unserem Team hier so nett findet.«

In dem Bestreben, das Gespräch wieder auf berufliche Dinge zu bringen, fragte Marissa nach den dem Affen entnommenen Gewebeproben.

»Bisher sauber«, antwortete Dubchek mit einer vagen Handbewegung. »Aber das gilt zunächst nur für die Untersuchungen unter dem Elektronenmikroskop. Tad hat auch die üblichen Viruskulturen angelegt; in einer Woche werden wir mehr wissen.«

»In der Zwischenzeit«, meinte Marissa, »müssen wir uns wohl anderweitig umsehen.«

»Das glaube ich auch«, stimmte Dubchek ihr zu. Er wirkte zerstreut.

Marissa beugte sich vor und reichte ihm ihre Aufzeichnungen. »Ich dachte mir, Sie seien wohl daran interessiert, sich das einmal anzuschauen.« Dubchek nahm die Blätter entgegen und warf hin und wieder einen Blick darauf, während Marissa berichtete.

In chronologischer Reihenfolge schilderte sie ihm, was sie seit ihrer Ankunft in Los Angeles unternommen hatte. Sie machte überzeugend deutlich, daß Dr. Richter der Ausgangspunkt der Ansteckung sein müsse und mit diesem Ebola-Virus seine Patienten infiziert habe. Sie berichtete von Dr. Richters Verhältnis mit Helen Townsend und beschrieb dann die beiden Ärztekonzferenzen, an denen er teilgenommen hatte. Sie fügte hinzu, daß die betreffenden Sponsorfirmer komplette Teilnehmerlisten einschließlich der Adressen und Telefonnummern schicken würden.

Während ihres Vortrags nickte Dr. Dubchek immer wieder einmal, um ihr zu zeigen, daß er zuhöre, aber irgendwie schien er nicht bei der Sache zu sein, und sie hatte den Eindruck, er widme ihrem Ge-

sicht mehr Aufmerksamkeit als dem, was sie sagte. Die geringe Resonanz veranlaßte Marissa, mit ihrem Bericht aufzuhören, weil sie sich fragte, ob sie wohl irgend etwas falsch gemacht oder sich irgendwie geirrt hätte. Nach einem Aufseufzen aber lächelte Dubchek und sagte: »Gute Arbeit. Kaum zu glauben, daß dies Ihr erster Außenauftrag war.« Er stand auf, als es an die Tür klopfte. »Na, Gott sei Dank, das wird das Essen sein. Ich bin halb verhungert.«

Das Essen selbst war nur mittelmäßig; das von Dubchek bestellte Fleisch mit Gemüse war lauwarm. Marissa verstand nicht so recht, warum sie nicht hinunter in den Speisesaal gegangen waren. Sie hatte gedacht, er wolle berufliche Dinge mit ihr besprechen, aber während des Essens drehte sich ihre Unterhaltung um Ralphs Dinnerparty und die Frage, woher sie ihn kenne, und um das Seuchenkontrollzentrum und Marissas Einstellung gegenüber ihrem derzeitigen Auftrag. Gegen Ende ihrer Mahlzeit sagte Dubchek plötzlich: »Ich bin übrigens Witwer.«

»Das tut mir aber leid«, antwortete Marissa ernst und fragte sich, was den Mann veranlasse, sie über sein Privatleben zu informieren.

»Ich dachte mir gerade, daß Sie das wissen sollten«, fügte er hinzu, als ob er ihre Gedanken erraten hätte. »Meine Frau kam vor zwei Jahren bei einem Autounfall ums Leben.«

Marissa nickte und wußte wieder einmal nicht, was sie sagen sollte.

»Und wie steht es mit Ihnen?« fragte Dubchek. »Haben Sie einen festen Freund?«

Marissa schwieg einen Moment und spielte mit dem Henkel ihrer Kaffeetasse. Sie hatte keine Lust, über ihre auseinandergegangene Verbindung mit Roger zu reden. »Nein, im Augenblick nicht«, sagte sie also lediglich. Sie fragte sich, ob Dubchek wußte, daß sie sich gelegentlich mit Tad getroffen hatte. Es war zwar kein Geheimnis, aber auch nicht groß bekannt. Keiner von beiden hatte den Leuten im Seuchenkontrollzentrum etwas davon erzählt. Plötzlich fühlte sich Marissa noch unbehaglicher. Sie spürte, daß ihre bisherige Gewohnheit, Berufs- und Privatleben streng zu trennen, hier einem Angriff ausgesetzt war. Sie schaute auf Dubchek und mußte, ob sie wollte oder nicht, zugeben, daß sie ihn attraktiv fand. Vielleicht war das

sogar der Grund dafür, daß sie sich in seiner Gegenwart so bekümmert fühlte. Jedenfalls war sie unter keinen Umständen an einem engeren persönlichen Verhältnis mit ihm interessiert, wenn es nur auf das eine hinauslief. Sie hatte plötzlich den dringenden Wunsch, dieses Zimmer schnellstens zu verlassen und wieder an ihre Arbeit zu gehen.

Dubchek schob seinen Stuhl zurück und stand auf. »Wenn wir nochmals in die Klinik zurückwollen, sollten wir uns jetzt wohl auf den Weg machen.«

Das hörte sich gut an für Marissa. Sie erhob sich ebenfalls und ging hinüber zu dem Kaffeetischchen, um dort ihre Papiere zu holen. Als sie sich aufrichtete, merkte sie, daß Dubchek hinter sie getreten war. Bevor sie reagieren konnte, hatte er ihr die Hände auf die Schultern gelegt und sie herumgedreht. Sie war von seinem Verhalten so überrascht, daß sie wie erstarrt war. Für einen Augenblick trafen sich ihre Lippen. Dann machte sie sich frei, während ihre Unterlagen zu Boden flatterten.

»Tut mir leid«, sagte er. »Ich hatte das keineswegs vor, aber seit Sie im CDC aufgetaucht sind, bin ich in Versuchung, es zu tun. Ich halte weiß Gott nichts davon, ein Verhältnis mit jemandem anzufangen, mit dem man zusammenarbeitet, aber es ist das erste Mal seit dem Tod meiner Frau, daß mich eine Frau wirklich interessiert. Sie sehen ihr kein bißchen ähnlich - Jane war groß und blond -, aber Sie haben die gleiche Begeisterung für Ihre Arbeit wie sie. Sie war Musikerin, und wenn sie gut spielte, dann hatte sie den gleichen begeisterten Ausdruck, wie er mir an Ihnen aufgefallen ist.«

Marissa schwieg. Es war ihr klar, daß sie sich kleinlich verhielt und daß Dubchek sie wohl sicher nicht bedrängt hätte, aber sie fühlte sich beschämt und verlegen und war nicht bereit, irgend etwas zu sagen, um den Vorfall zu überspielen.

»Marissa«, sagte Dubchek weich, »ich wollte Ihnen sagen, daß ich Sie gerne einmal einladen würde, wenn wir wieder zurück in Atlanta sind, aber wenn Sie sich an Ralph gebunden fühlen oder überhaupt nicht...« Er stockte.

Marissa beugte sich hinunter, um die Papiere aufzusammeln. »Wir sollten jetzt ins Krankenhaus gehen«, sagte sie knapp.

Steif folgte er ihr zum Aufzug. - Als sie dann schweigend in ihrem Leihwagen saßen, haderte Marissa mit sich selbst. Cyrill war der attraktivste Mann, den sie nach Roger kennengelernt hatte. Warum nur hatte sie sich so albern benommen?

KAPITEL 4

27. Februar

Als fast fünf Wochen später das Taxi, das sie vom Flughafen abgeholt hatte, auf den Peachtree Place einbog, fragte sich Marissa, ob sich jetzt nach ihrer beider Rückkehr nach Atlanta wieder ein ganz normales, kollegiales Verhältnis zu Dubchek ergeben könne. Er war einige Tage nach ihrem gemeinsamen Abendessen im Beverly Hilton abgereist, und die vorhergehenden Zusammentreffen in der Richter-Klinik waren immer knapp und gezwungen gewesen.

Während das Taxi ihre Straße entlangfuhr, schaute sie nach den erleuchteten Fenstern, und angesichts des gemütlichen Familienlebens, das sie dort sehen oder ahnen konnte, überkam sie ein Gefühl der Einsamkeit.

Nachdem sie den Taxifahrer bezahlt und die Alarmanlage ausgeschaltet hatte, eilte Marissa zu den Judsons hinüber, um dort Taffy und die in fünf Wochen angehäuften Post abzuholen. Der Hund war verrückt vor Freude, sie wiederzusehen, und die Judsons waren von überströmender Herzlichkeit. Statt ein Schuldgefühl über ihre so lange Abwesenheit in Marissa aufkommen zu lassen, schienen sie wirklich traurig darüber, Taffy jetzt wieder hergeben zu müssen.

In ihr Häuschen zurückgekehrt, drehte Marissa zunächst einmal die Heizung weiter auf. Daß sie den Hund hier hatte, machte schon einen Unterschied. Er würde an ihrer Seite bleiben und wieder ihre fast ständige Aufmerksamkeit beanspruchen.

Sie dachte ans Abendessen, machte den Kühlschrank auf und mußte feststellen, daß einiges darin verdorben war. Sie schlug die Tür wieder zu mit dem Vorsatz, ihn am nächsten Tag in Ordnung zu bringen, und begnügte sich, während sie die Post durchsah, mit ein bißchen Gebäck und Cola, was sie noch gefunden hatte. Abgesehen von einer Karte, die ihr einer ihrer Brüder geschickt hatte, und einem Brief

ihrer Eltern handelte es sich meist um Angebote von Arzneimitteln und ähnlichen Kram.

Marissa wurde aufgeschreckt durch das Klingeln des Telefons, aber als sie den Hörer abhob und Tads Stimme vernahm, die sie wieder in Atlanta willkommen hieß, freute sie das. »Wie wär's, wenn wir irgendwo einen Schluck nehmen?« fragte er. »Ich setze mich gleich ins Auto und hole dich ab.«

Zunächst wollte Marissa ablehnen, weil sie von der Reise doch recht erschöpft sei, aber dann fiel ihr ein, daß er ihr beim letzten Telefongespräch aus Los Angeles gesagt hatte, er hätte sein AIDS-Projekt abgeschlossen und sei nun mit Nachdruck beschäftigt mit »ihrem Ebola-Virus«, wie er ihn nannte. Dabei fühlte sie sich gleich weniger müde und fragte ihn, wie es denn inzwischen mit den diesbezüglichen Tests stehe.

»Prächtig!« antwortete Tad. »Das Zeug wächst wie wild in den speziellen Gewebekulturen. Der morphologische Teil der Untersuchung ist bereits abgeschlossen, und mit der Proteinanalyse habe ich auch schon angefangen.«

»Es würde mich wirklich interessieren, sehen zu können, wie das bei dir läuft«, sagte Marissa.

»Ich würde dir gerne soviel wie nur irgend möglich zeigen«, gab Tad zurück. »Aber leider spielt sich ja das meiste im Hochsicherheitslaboratorium ab.«

»Das habe ich mir schon gedacht«, meinte Marissa. Sie wußte ja, daß die einzige Möglichkeit des Umgangs mit einem derart tödlichen Virus darin bestand, die notwendigen Arbeiten in einem Laboratorium durchzuführen, das höchstmögliche Abschirmung gegen eine Verbreitung der betreffenden Mikroorganismen sicherte. Ihres Wissens gab es auf der ganzen Welt nur vier solcher Laboratorien - dieses hier am Seuchenkontrollzentrum, eines in England, eines in Belgien und eines in der Sowjetunion. Sie hätte nicht sagen können, ob das Pasteur-Institut in Paris über eines verfügte oder nicht. Aus Sicherheitsgründen war das Betreten nur ganz wenigen berechtigten Personen vorbehalten - und Marissa gehörte im Augenblick nicht dazu. Aber trotzdem sagte sie zu Tad, nachdem sie nun Zeuge der

tödlichen Macht des Ebola-Virus geworden sei, brenne sie darauf, seine Arbeit persönlich in Augenschein zu nehmen.

»Aber du hast doch keine Zugangsberechtigung dafür«, wandte Tad ein, überrascht durch ihr ihm naiv erscheinendes Verhalten.

»Weiß ich ja«, gab Marissa zu. »Aber was soll denn daran so schlimm sein, wenn du mir gleich jetzt mal zeigst, was du dort im Laboratorium so anstellst mit dem Ebola-Virus, und wir uns dann einen Schluck irgendwo genehmigen. Schließlich ist's schon reichlich spät. Das merkt doch niemand, wenn du mich jetzt gleich abholst.«

Nach einer nachdenklichen Pause meinte Tad gequält: »Aber das ist doch gegen die Vorschriften...«

Marissa war sich voll bewußt, daß sie ihren Einfluß auf Tad auszunutzen versuchte, aber sie war überzeugt davon, daß es für niemanden gefährlich sein könne, wenn sie mit Tad dorthin ginge. »Wer soll denn davon schon erfahren?« fragte sie einschmeichelnd. »Außerdem bin ich schließlich Teammitglied.«

»Na ja, das schon«, räumte Tad widerstrebend ein.

Sein Widerstand ließ spürbar nach. Sein Eindruck, daß sich Marissa mit ihm wohl nur dann treffen werde, wenn er sie mit ins Laboratorium nähme, schien sein Nachgeben zu bestimmen. Also sagte er schließlich, daß er sie in einer halben Stunde abholen würde; sie dürfe aber kein Sterbenswörtchen irgendeinem gegenüber verlauten lassen. Dem stimmte Marissa natürlich unverzüglich zu...

*

»Ich fühl mich ziemlich unbehaglich dabei«, meinte Tad, als sie zum Seuchenkontrollzentrum hinüberfahren.

»Reg dich nicht auf«, antwortete Marissa, »ich bin schließlich Gott sei Dank EIS-Beamtin für spezielle Pathogene.« Absichtlich tat sie so, als sei sie ein bißchen verärgert.

»Wir könnten doch auch morgen eine Genehmigung für dich beantragen«, schlug Tad vor.

Marissa wandte sich ihm zu und fragte: »Kriegst du jetzt kalte Füße?« Es stimmte natürlich, daß Dubchek am nächsten Tag von einer Reise nach Washington zurück erwartet wurde und man daher ganz formell einen entsprechenden Antrag stellen konnte. Aber Marissa hatte so ihre Zweifel, wie seine Antwort ausfallen würde. Es war ihr nicht entgangen, daß Dubchek während der vergangenen Wochen übertrieben kühl gewesen war, wenn sie sich auch selbst die Schuld daran geben mußte. Aber sie hätte nicht sagen können, warum sie es nicht fertiggebracht hatte, sich entweder bei ihm zu entschuldigen oder ihm zu sagen, daß man sich ja wieder mal an einem Abend treffen könne. Mit jedem Tag, der verstrich, nahm die Kühle zwischen ihnen zu, besonders von seiner Seite.

Tad fuhr auf den Parkplatz, und sie gingen schweigend zum Haupteingang. Marissa sann über das männliche Selbstwertgefühl nach und die Probleme, die man damit hatte.

Sie schrieben sich unter den wachsamen Augen des Sicherheitsbeamten ein und legten dabei pflichtbewußt ihre CDC-Ausweise vor. Unter »Zweck/Abteilung« trug Marissa »Eig. Büro« ein. Sie warteten auf den Aufzug und fuhren dann in den dritten Stock hinauf. Nachdem sie das Hauptgebäude in seiner ganzen Länge durchschritten hatten, traten sie durch eine Tür hinaus auf einen durch ein Drahtgeflecht abgesicherten Steg, der das Hauptgebäude mit den Laboratorien für die Virenforschung verband. Alle Gebäude des Zentrums waren auf den meisten Stockwerken durch derartige Stege miteinander verbunden.

»Die Sicherheitsvorschriften müssen für dieses Laboratorium einfach sehr streng sein«, sagte Tad, als er die Tür zum Virenforschungsbau öffnete. »Hier lagert schließlich jeder krankheitserregende Virus, den die Menschheit kennt.«

»Wirklich jeder?« fragte Marissa, sichtlich beeindruckt.

»Absolut!« versicherte Tad wie ein stolzer Vater.

»Und wie steht's mit Ebola?« hakte Marissa nach.

»Wir haben Ebola-Viren von jeder bisher aufgetretenen Art. Wir haben den Marburg-Virus da, Pocken, die eigentlich ausgestorben

sind, Kinderlähmung, Gelbfieber, Denguefieber, AIDS; es gibt nichts, was wir nicht hier haben.«

»Meine Güte!« rief Marissa aus. »Die reinste Schreckensgalerie!«

»Na ja, das kann man schon sagen.«

»Und wie lagert ihr das Zeug?« fragte Marissa.

»Tiefgefroren in flüssigem Nitrogen.«

»Ist es ansteckend?« bohrte Marissa weiter.

»Sobald es aufgetaut ist.«

An einer Menge kleiner, dunkler Büros vorbei kamen sie schließlich in eine nüchterne Halle. Marissa war bisher nur bei einem Besuch in Dubcheks Büro in diesem Teil des Gebäudes gewesen.

Tad blieb vor einer Art von begehbarem Kühltisch stehen, wie man ihn aus Metzgerläden kennt.

»Du wirst das vielleicht interessant finden«, meinte er, als er die schwere Tür aufzog. Drinnen brannte Licht.

Zögernd trat Marissa über die Schwelle in die kalte, feuchte Luft, gefolgt von Tad. Ein kleiner Schauer der Furcht überlief sie, als die schwere Tür hinter ihnen mit dumpfem Geräusch zufiel.

Der Kühlraum war mit Regalen bestückt, auf denen Hunderttausende winziger Röhrchen lagerten. »Was ist das?« fragte die junge Ärztin.

»Tiefgeköhlte Seren«, antwortete Tad und nahm eines der Röhrchen heraus, auf dem eine Bezeichnung und ein Datum notiert waren. »Entnahmen von Patienten in aller Welt mit jeder bekannten Viruserkrankung, und eine Menge unbekannter Viren noch dazu. Sie sind hier für die Immunisierungsforschung und eindeutig nicht ansteckend.«

Marissa war trotzdem erleichtert, als sie wieder in die Halle hinaus-traten.

Etwa zwanzig Schritte nach dem Kühlraum machte die Halle einen scharfen Knick nach rechts, und als sie um die Ecke kamen, standen sie vor einer massiven Stahltür. Über der Klinke befand sich eine Anordnung von Knöpfen, die jener an Marissas Alarmanlage zu Hause ähnelte. Darunter war ein schmaler Schlitz wie die Öffnung für das Einschieben der Kreditkarte an einem automatischen Bank-

schalter. Tad zeigte seiner Kollegin eine Karte, die er an einem Lederriemen um den Hals trug. Er schob sie in den Schlitz.

»Der Computer notiert den Zutritt«, bemerkte er. Dann tippte er seine Kennziffer auf der Platte mit den Zahlenknöpfen ein: 43-23-39. »Maße für eine tolle Figur!« frozzelte er.

»Besten Dank für das Kompliment«, sagte Marissa lachend, und Tad stimmte ein. Nachdem er das Virenforschungsgebäude leer vorgefunden hatte, wirkte er entspannter. Nach einer kurzen Wartepause hörte man das Klicken, mit dem sich der Verriegelungsbolzen löste, und Tad öffnete die Tür. Marissa kam es vor, als hätte sie eine andere Welt betreten. Ganz im Gegensatz zu den vollgestopften und düsteren Fluren draußen sah sie sich hier umgeben von einem sichtlich recht neuen Ensemble aus farbig unterschiedenen Röhren, Meßinstrumenten und futuristisch anmutendem Gerät. Es herrschte dämmeriges Licht, bis Tad eine Tür zu einem Wandschrank mit einer Reihe von Schaltern öffnete. Er drückte sie nacheinander herunter. Mit dem ersten wurde das Licht in dem Raum eingeschaltet, in dem sie sich gerade befanden. Er war fast zwei Stockwerke hoch und mit allen möglichen Geräten angefüllt. Es herrschte ein schwacher Geruch nach Desinfektionsmitteln, der Marissa an den Geruch im Autopsieraum in ihrem Medizinischen Institut erinnerte.

Beim Herabdrücken des nächsten Schalters wurde eine Reihe von bullaugenartigen Fenstern zu Seiten eines etwa drei Meter hohen Zylinders erleuchtet, der in den Raum hineinragte. Am Ende dieser zylindrischen Röhre war eine ovale Tür zu erkennen, die an die waserdichte Luke eines Unterseebootes erinnerte.

Der letzte Schalter löste ein summendes Geräusch aus, als ob irgendeine große elektrische Maschine in Gang gesetzt worden sei. »Kompressoren«, antwortete Tad auf Marissas fragenden Blick, ohne das jedoch weiter zu erklären. Statt dessen sagte er mit einer vorstellenden Handbewegung: »Das hier ist der Kontroll- und Demonstrationsraum des Hochsicherheitslaboratoriums. Von hier aus können wir alle Filter und Gebläse steuern und auch die Gammastrahlengeneratoren. Achte mal auf die grünen Lämpchen überall. Das bedeutet, daß alles ordnungsgemäß funktioniert. Wir wollen's wenigstens hoffen!«

»Was soll das denn heißen, ›Wir wollen's wenigstens hoffen‹?« fragte Marissa etwas erschrocken. Dann bemerkte sie an Tads Lächeln, daß er sie aufzog. Dennoch war sie plötzlich nicht mehr so ganz hundertprozentig sicher, daß sie diesen Besuch fortsetzen wollte. In der Sicherheit ihres Heims war ihr das als tolle Idee erschienen. Jetzt aber, umgeben von all diesem fremdartigen Gerät und im Bewußtsein, was da alles an Viren drinsteckte, war sie da nicht mehr so überzeugt davon. Aber Tad gab ihr keine Gelegenheit, ihre Meinung zu ändern. Er öffnete die luftdichte Tür und forderte Marissa zum Eintreten auf. Sie mußte ihren Kopf etwas einziehen, als sie über die etwa fünfzehn Zentimeter hohe Schwelle trat. Tad folgte ihr und schloß und verriegelte dann die Tür. Ein Gefühl von Platzangst machte ihr plötzlich zu schaffen, besonders als sie heftig schlucken mußte, um den Druck auf ihre Ohren wegen des veränderten Luftdrucks zu mildern.

Der zylindrische Durchgang wurde begleitet von den bullaugenartigen Fenstern, die Marissa schon von außen gesehen hatte. Auf beiden Seiten befanden sich Bänke und schmale Spinde. Am Ende sah man Regale und eine weitere ovale luftdichte Tür.

»Und jetzt eine Überraschung!« sagte Tad, indem er Marissa einen Anzug aus weißem Baumwollstoff reichte. »Straßenkleidung ist nicht erlaubt.«

Nach kurzem Zögern und nachdem sie vergeblich Ausschau gehalten hatte nach einer Möglichkeit, sich ungesehen umziehen zu können, begann sie ihre Bluse aufzuknöpfen. Während sie ziemlich verlegen war angesichts der Tatsache, sich vor Tad bis auf die Unterwäsche ausziehen zu müssen, schien ihm das weniger auszumachen. Geradezu übertrieben schaute er weg, als sie sich umzog.

Dann traten sie gemeinsam durch eine weitere Tür. »In jedem Raum, den wir hier im Laboratorium nach und nach betreten, herrscht ein geringerer Luftdruck als im vorhergehenden. Das gewährleistet, daß jede Luftbewegung in das Laboratorium hinein erfolgt, aber keinesfalls hinaus.«

Der nächste Raum war etwa ebenso groß wie der erste, aber völlig fensterlos, und der Geruch nach Phenol-Desinfektionsmittel war dort

stärker. An Haken hing eine Reihe von weiten blauen Plastikanzügen. Tad suchte herum, bis er einen fand, der Marissa zu passen schien. Sie nahm ihn aus seiner ausgestreckten Hand entgegen. Er sah aus wie ein Raumanzug ohne Rucksack und Helm, und wie ein Raumanzug umhüllte er auch mit seinen angefügten Handschuhen und Stiefeln den ganzen Körper. Das Kopfteil war vorne aus durchsichtigem Plastikmaterial. Verschlossen wurde er mit einem Reißverschluß, der vom Schambein bis zum Halsansatz reichte, und hinten hing wie ein langer Schwanz ein Luftschlauch herunter.

Tad wies auf ein System von grünen Röhren, die in Brusthöhe um den ganzen Raum liefen, und erläuterte, daß im gesamten Laboratorium derartige Röhren verlegt seien. In kurzen Abständen befanden sich darin hellgrüne Anschlußstellen für die Luftschläuche an den Schutzanzügen. Dort würde man, wie Tad weiter erklärte, die Anzüge mit reiner Luft von normalem Druck füllen, so daß die Luft im Laboratorium niemals eingeatmet würde. Er übte mit Marissa den Ablauf des An- und Abhängens des Luftschlauchs ein, bis er davon überzeugt war, daß sie sich sicher fühlte.

»Also, fertig zum Einkleiden!« rief er dann und brachte Marissa bei, wie sie in das unförmige Gewand einsteigen müsse. Das war gar nicht so einfach, besonders als es darum ging, den Kopf im Oberteil unterzubringen. Als sie durch den Sichtschirm blickte, beschlug dieser fast sofort.

Tad wies sie an, ihren Luftschlauch anzuschließen, und sofort fühlte Marissa, wie die einströmende Frischluft ihren Körper kühlte und den Beschlag von der Sichtscheibe verschwinden ließ. Tad zog den Reißverschluß an ihrem Anzug vollends zu und stieg mit geübten Bewegungen in seinen eigenen. Er füllte ihn mit Frischluft, zog den Luftschlauch aus der Anschlußbuchse, nahm ihn in die Hand und schritt dann auf die hintere Tür zu. Marissa tat das gleiche, wobei ihr Gang eher einem Watscheln glich.

Rechts von der Tür war wieder eine Schalttafel. »Die Innenbeleuchtung für das Laboratorium«, erläuterte Tad beim Einschalten. Wegen des Anzugs war seine Stimme sehr gedämpft, und Marissa hatte Mühe, ihn zu verstehen, nicht zuletzt auch wegen des zusätzlichen Zi-

schens der einströmenden Luft im Hintergrund. Sie durchschritten eine weitere luftdichte Tür, die Tad hinter sich schloß.

Der nächste Raum war nur halb so groß wie die beiden vorigen, Wände und Röhrensystem waren von einer weißen kalkigen Substanz bedeckt. Auf dem Boden lag ein Plastikrost.

Sie schlossen für einen Moment ihre Luftschläuche wieder an und betraten dann durch eine letzte Tür das eigentliche Laboratorium. Marissa hielt sich dicht an Tad und schloß ihren Luftschlauch immer dort an, wo dieser es tat.

Marissa sah sich in einem großen rechteckigen Raum, in dessen Mitte sich eine Insel von Laboratoriumstischen befand, über der vorsorglich Abzugshauben angebracht waren. An den Wänden entlang war Gerät aller Art aufgestellt - Zentrifugen, Brutschränke, die verschiedensten Mikroskope, Computerterminals und eine Menge von Apparaten, die sie nicht kannte. Links befand sich außerdem eine verriegelte Isoliertür.

Tad führte Marissa unmittelbar zu einem der Brutschränke und öffnete dessen Glastüren. Die Röhrchen mit den Gewebekulturen waren in einen langsam sich drehenden Rahmen eingehängt. Tad nahm eines heraus und gab es Marissa mit den Worten: »Hier hast du deinen Ebola-Virus!«

Das Röhrchen enthielt ein bißchen Flüssigkeit und war an einer Seite von einem dünnen Film bedeckt - einer Schicht lebender Zellen, vom Virus befallen. In den Zellen betrieb der Virus seine eigene Vermehrung. So unschuldig der Inhalt des Röhrchens aussah, war es Marissa doch klar, daß sie hier genug ansteckende Viren vor Augen hatte, um die ganze Bevölkerung von Atlanta, ja vielleicht der Vereinigten Staaten zu töten. Marissa schauderte, und ihr Griff schloß sich fester um das Röhrchen.

Tad nahm es ihr ab und ging damit hinüber zu einem der Mikroskope. Er brachte die luftdichte Probe in die richtige Position, stellte die Schärfe ein und trat dann zurück, so daß Marissa einen Blick durch das Mikroskop werfen konnte.

»Siehst du diese dunklen Klumpen im Zytoplasma?« fragte Tad sie.

Marissa nickte. Selbst durch die Plastik-Gesichtsmaske waren die Inklusionskörper, auf die Tad hingewiesen hatte, deutlich erkennbar, und das gleiche galt für die unregelmäßigen Zellkerne.

»Das ist das erste Anzeichen des Befalls«, sagte Tad. »Ich habe diese Kulturen gerade erst angelegt. Der Virus ist unglaublich aktiv.«

Nachdem Marissa vom Mikroskop zurückgetreten war, tat Tad das Röhrchen wieder in den Brutschrank. Dann begann er damit, ihr seine komplizierte Untersuchungsarbeit zu erläutern, sie auf die hochentwickelten Apparate hinzuweisen, die er dafür heranziehe, und im Detail seine vielfältigen Experimente zu erklären. Marissa hatte Mühe, sich darauf zu konzentrieren. Sie war eigentlich nicht in dieser Nacht ins Laboratorium gekommen, um über Tads Arbeit zu diskutieren, aber das konnte sie ihm schlecht sagen.

Schließlich führte er sie in einen schmalen Gang, wo Tierkäfige fast bis zur Decke aufgestapelt waren. Da gab es Affen, Meerschweinchen, Ratten und Mäuse. Marissa sah Hunderte von Augen auf sich gerichtet: manche teilnahmslos, manche voll fiebrigen Hasses. Aus einer abgelegenen Ecke holte Tad einen Käfig mit Schweizer Eismäusen, wie er sie nannte. Er wollte sie gerade Marissa zeigen, als er stockte. »Also das ist doch nicht zu glauben!« sagte er. »Heute nachmittag erst habe ich sie mit dem Virus geimpft, und jetzt sind schon die meisten davon tot.« Er blickte ernst auf Marissa: »Dein Ebola-Virus ist weiß Gott tödlich - so schlimm wie der 76er Zaire-Stamm.«

Marissa blickte auf die toten Mäuse. »Gibt es eine Möglichkeit, die verschiedenen Stämme miteinander zu vergleichen?«

»Aber sicher«, sagte Tad und nahm die toten Mäuse heraus. Sie kehrten ins Hauptlaboratorium zurück, und Tad suchte dort nach einem Behältnis für die kleinen Kadaver. Während er umherlief, sprach er weiter, aber Marissa hatte große Mühe, ihn zu verstehen, wenn er nicht unmittelbar vor ihr stand. Der Plastikanzug verlieh seiner Stimme einen hohlen Klang so wie der von Dark Vader im *Krieg der Sterne*. »Nachdem ich jetzt damit begonnen habe, die Charakteristika deines Ebola-Virus herauszuarbeiten, wird es leicht sein, ihn mit bisher aufgetretenen Stämmen zu vergleichen. Tatsächlich

habe ich gerade mit diesen Mäusen damit begonnen, aber in bezug auf Resultate muß man die statistische Auswertung abwarten.«

Nachdem Tad die Mäusekadaver auf eine Sezierschale gelegt hatte, blieb er vor der verriegelten Isoliertür stehen. »Ich glaube kaum, daß du hier hereinkommen möchtest.« Ohne ihre Antwort abzuwarten, öffnete er die Tür und ging mit den toten Mäusen hinein. Eine Dunstschwade zog heraus, als die Tür beim Zurückschwingen an seinem Luftschlauch hängenblieb.

Marissa starrte auf den schmalen Spalt und machte sich stark, Tad zu folgen, aber bevor sie sich dazu aufraffen konnte, erschien er schon wieder und schloß hastig die Tür hinter sich. »Weißt du, ich möchte auch die Struktur der Polypeptide und viralen Ribonukleinsäuren deines Virus mit denen der früher aufgetretenen Stämme vergleichen«, erklärte er ihr.

»Jetzt ist's aber genug!« lachte Marissa. »Ich fühl' mich ja schon ganz dämlich wegen dir. Da muß ich mir erst mal wieder mein Virologie-Kompodium vornehmen, bis ich mir auf all das einen Reim machen kann. Wollen wir nicht Schluß mit dieser Spätschicht machen und endlich den Drink nehmen, zu dem du mich eingeladen hast?«

»Also los«, sagte Tad bereitwillig.

Auf ihrem Rückweg gab es noch eine Überraschung für Marissa. Als sie durch den Raum mit dem Kalkbelag auf den Wänden kamen, prasselte plötzlich eine Dusche von Phenol-Desinfektionsmittel auf sie herunter. Tad grinste in Marissas erschrockenes Gesicht und sagte: »Na, jetzt weißt du endlich, wie sich eine Kloschüssel fühlt!«

Als sie wieder in ihre normale Kleidung schlüpfen, fragte Marissa, was denn in dem Raum sei, in den Tad die toten Mäuse gebracht hatte.

»Nur ein großer Gefrierschrank« sagte er und wich einer genaueren Antwort aus.

*

Während der nächsten vier Tage gewöhnte sich Marissa wieder an ihr Alltagsleben in Atlanta und genoß ihr Heim und ihren Hund. Am Tag nach ihrer Rückkehr hatte sie sich erst einmal energisch an die unangenehmen Aufgaben gemacht, zu denen die Säuberung des Kühlschranks von verfaultem Gemüse und die Erledigung überfälliger Rechnungen gehörte. Am Arbeitsplatz stürzte sie sich in das Studium des viralen hämorrhagischen Fiebers, insbesondere in bezug auf Ebola. Die umfangreiche Bibliothek des Seuchenkontrollzentrums lieferte ihr ausführliche Informationen über früheres Auftreten des Ebola-Virus: 1976 in Zaire und im Sudan, 1977 wieder in Zaire und 1979 nochmals im Sudan. Bei jedem Ausbruch der Seuche war der Virus aus dem Nichts gekommen und dann wieder verschwunden. Man hatte enorme Mühe darauf verwendet herauszufinden, welcher Organismus als Träger für den Virus in Frage käme.

Über zweihundert verschiedene Tierrassen und Insektenarten waren in bezug auf mögliche Trägereigenschaft untersucht worden. Aber alle diese Untersuchungen waren negativ verlaufen. Das einzige positive Ergebnis waren ein paar Antikörper bei einem zahmen Meerschweinchen gewesen.

Marissa fand die Beschreibung des ersten Ausbruchs der Erkrankung in Zaire besonders interessant. Als Übertragungsquelle der Krankheit hatte man eine Krankenpflegestation namens Yambuku-Missionskrankenhaus ausfindig gemacht. Sie dachte darüber nach, welche Gemeinsamkeiten wohl bestehen könnten zwischen diesem Missionskrankenhaus und der Richter-Klinik oder im größeren Maßstab zwischen Yambuku und Los Angeles. Viele konnten es eigentlich nicht sein.

Sie saß an einem Tisch im Hintergrund der Bibliothek und las erneut in Fields *Virologie*. Es ging ihr gerade um die Anwendung von Gewebekulturen für ihre weitere praktische Arbeit im virologischen Hauptlaboratorium. Tad hatte ihr geholfen, sich ein paar harmlose Viren zu beschaffen, so daß sie sich jetzt mit den neuesten Apparaten zur Virusforschung vertraut machen konnte.

Marissa blickte auf ihre Uhr; es war kurz nach zwei. Für Viertel nach drei war sie mit Dr. Dubchek verabredet. Am Vortag hatte sie

bei dessen Sekretärin einen formellen Antrag auf Zugangserlaubnis zum Hochsicherheitslaboratorium eingereicht und hervorgehoben, es gehe ihr dabei um experimentelle Forschung zur Übertragbarkeit des Ebola-Virus. Marissa war nicht sonderlich zuversichtlich in bezug auf Dubcheks Stellungnahme. Seit ihrer Rückkehr aus Los Angeles hatte er sie völlig ignoriert.

Ein Schatten fiel auf die Seite des Buchs vor ihr, und Marissa blickte automatisch hoch. »Na sowas! Sie lebt also noch!« erklang da eine ihr vertraute Stimme.

»Ralph!« flüsterte Marissa, gleichermaßen erschrocken durch sein unerwartetes Auftauchen hier in der Bibliothek des Seuchenkontrollzentrums wie den lauten Klang seiner Stimme. Schon wandten sich ihnen ein paar Köpfe zu.

»Es gab ja ein paar Gerüchte, daß es Sie noch gibt, aber ich mußte mich doch selbst davon überzeugen«, fuhr Ralph fort und nahm keine Notiz von Mrs. Campbells vorwurfsvollen Blicken. Marissa machte Ralph ein Zeichen, doch leise zu sein, und führte ihn dann in den Gang hinaus, wo sie ungestört sprechen konnten. Sie fühlte eine Welle der Zuneigung, als sie zu seinem Willkommenslächeln hinaufblickte.

»Es ist wirklich schön, Sie zu sehen«, sagte Marissa und umarmte ihn. Sie hatte Gewissensbisse, weil sie nach der Rückkehr nach Atlanta nicht wieder Kontakt mit ihm aufgenommen hatte. Immerhin hatten sie während ihres Aufenthalts in Los Angeles ungefähr einmal pro Woche miteinander telefoniert. Als ob er ihre Gedanken lesen könnte, sagte Ralph: »Warum haben Sie mich denn nicht angerufen? Dubchek sagte mir, Sie seien schon seit vier Tagen zurück.«

»Heute abend wollte ich Sie anrufen«, versicherte sie, bestürzt darüber, daß Ralph sich Informationen über sie bei Dubchek beschaffte.

Sie gingen hinunter in die Cafeteria, um dort einen Kaffee zu trinken. Um diese nachmittägliche Stunde war der Raum fast leer, und sie wählten einen Tisch an einem Fenster, das auf den Hof hinausging. Ralph sagte, er sei gerade auf dem Weg vom Krankenhaus zu seiner Praxis und hätte sie einfach noch vor dem Abend erreichen wollen. »Wie wär's mit einer Einladung zum Abendessen?« fragte

er, wobei er sich nach vorne beugte und seine Hand auf Marissas Rechte legte. »Ich brenne darauf, Einzelheiten über Ihren Sieg über den Ebola-Virus in Los Angeles zu hören!«

»Ob man einundzwanzig Tote als Erfolg feiern kann, scheint mir doch recht zweifelhaft«, meinte Marissa. »Schlimmer aber ist, daß wir unter epidemiologischem Blickwinkel versagt haben - wir konnten nicht herausfinden, woher der Virus eigentlich gekommen war. Es muß aber eine Art von Reservoir dafür geben. Stellen Sie sich mal die Reaktion der Medien vor, wenn das Seuchenkontrollzentrum es damals nicht geschafft hätte, die Spur der die Legionärskrankheit auslösenden Bakterien bis in die Klimaanlage zu verfolgen!«

»Nun sind Sie wohl zu streng sich selbst gegenüber!« wandte Ralph ein.

»Aber wir haben keine Vorstellung, ob und wann der Ebola-Virus erneut auftritt. Und leider«, fuhr Marissa fort, »habe ich so ein Gefühl, daß das passiert. Und er ist so unglaublich tödlich...« Zu genau hatte Marissa seine vernichtenden Auswirkungen vor Augen.

»Na ja, die haben das damals in Afrika auch nicht herausbekommen, woher der Ebola-Virus eigentlich kam«, sagte Ralph in einem weiteren Versuch, Marissa zu trösten.

Es beeindruckte Marissa, daß Ralph das wußte, und sie sagte es ihm.

»Das Fernsehen eben«, erklärte er. »Wenn man sich in den letzten Tagen die Spätnachrichten anschaute, konnte man sich durchaus auch auf medizinischem Gebiet weiterbilden.« Er tätschelte Marissas Hand. »Meiner Ansicht nach sollten Sie Ihren Einsatz drüben in Los Angeles deshalb als erfolgreich betrachten, weil es Ihnen gelungen ist, eine Krankheit einzudämmen, die zur Seuche von erschreckenden Ausmaßen hätte werden können.«

Marissa lächelte. Sie spürte, daß es Ralph darum ging, ihr Gefühl in eine positive Richtung zu wenden, und sie war ihm für diese Bemühung dankbar. Daher sagte sie: »Vielen Dank - das stimmt natürlich schon. Die Auswirkungen hätten freilich noch viel schlimmer sein können, und während einer gewissen Zeit mußten wir das auch befürchten. Gott sei Dank hat die Quarantäne dann gewirkt. Und sie

wurde schließlich auch in den Medien stärker herausgestellt als etwa die Sterberate von vierundneunzig Prozent bei offenbar nur zwei Überlebenden. Und zu den Opfern muß sozusagen auch die Richter-Klinik gezählt werden. Wegen des Ebola-Virus hat sie heute einen ähnlich schlechten Ruf wie die Badeanstalten von San Francisco wegen AIDS.«

Marissa schaute nach der Wanduhr - es war drei vorbei. »In ein paar Minuten muß ich bei einer Verabredung sein«, sagte sie entschuldigend. »Sie sind wirklich ein Schatz, daß Sie vorbeigekommen sind, und gemeinsames Abendessen heute abend klingt sehr verlockend.«

»Abendessen also abgemacht«, sagte Ralph und nahm das Tablett mit ihren Kaffeetassen.

Marissa rannte die Treppen ins dritte Stockwerk hoch und ging zum Virusforschungsbau hinüber. Bei Tageslicht wirkte er viel weniger bedrohlich, als er ihr bei Nacht erschienen war. Als sie die Richtung zu Dubcheks Büro einschlug, war ihr bewußt, daß gleich um die nächste Ecke die Stahltür war, die ins Hochsicherheitslaboratorium führte. Genau um 15.17 Uhr stand sie Dubcheks Sekretärin gegenüber.

Es war blöd von ihr gewesen, sich so abzuheizen. Als sie der Sekretärin gegenüber saß und die *Virology Times* mit ihrer Ausschlagtafel vom »Virus des Monats« durchblätterte, sagte sie sich, daß es ihr hätte klar sein müssen, daß Dubchek sie würde warten lassen. Sie warf einen Blick auf ihre Uhr: zwanzig vor vier. Hinter seiner Tür konnte sie Dubchek telefonieren hören, und am Aufleuchten der Lämpchen an der kleinen Nebenstellenanlage auf dem Schreibtisch der Sekretärin konnte sie sehen, daß er aufgelegt hatte und noch ein weiteres Gespräch führte. Es war fünf Minuten vor vier, als sich endlich die Tür öffnete und Dubchek sie mit einer Handbewegung zum Eintreten aufforderte.

Der Raum war klein und vollgestopft mit Fotokopien von Zeitschriftenartikeln, die aufgestapelt waren auf dem Schreibtisch, dem Aktenhund und sogar am Boden.

Dubchek war in Hemdsärmeln und hatte seine Krawatte zwischen dem zweiten und dritten Knopf ins Hemd gestopft, um sie aus dem Weg zu haben. Er äußerte keine Entschuldigung oder Begründung dafür, daß er sie hatte warten lassen. Auf seinem Gesicht lag die Andeutung eines Grinsens, worüber sich Marissa außerordentlich ärgerte.

»Ich nehme an, daß Sie meinen Brief erhalten haben?« fragte Marissa und war sorgfältig bemüht um einen streng geschäftlichen Ton.

»Jawohl, ich habe ihn bekommen«, war Dubcheks Antwort.

»Und...?« fragte Marissa nach einer Pause.

»Ein paar wenige Tage Laboratoriumserfahrung reichen für die Tätigkeit im Hochsicherheitslaboratorium nicht aus«, erklärte ihr Dubchek.

»Was also schlagen Sie dann vor?« sagte Marissa.

»Genau das, was Sie im Augenblick machen«, gab Dubchek zur Antwort. »Setzen Sie zunächst Ihre Arbeit mit den weniger gefährlichen Viren fort, bis sie genug Erfahrung gesammelt haben.«

»Und wie merke ich dann, daß ich genug Erfahrung gesammelt habe?« Marissa mußte einräumen, daß sich gegen Cyrills Entscheidung wenig einwenden ließ, aber sie fragte sich doch, ob die nicht anders ausgefallen wäre, wenn sie ihm in Los Angeles mehr entgegengekommen wäre. Und es ärgerte sie noch mehr, daß sie dort ihre ursprüngliche Abweisung nicht korrigiert hatte. Er war schließlich ein gutaussehender Mann, der sie weit mehr anzog als Ralph, obwohl sie sich über dessen Einladung zum Abendessen wirklich gefreut hatte.

»Ich denke, daß *ich* dann bald weiß, wann Sie genug Erfahrung haben«, sagte Dubchek in ihre Gedanken hinein, » - oder eben Tad Schockley.«

Gleich fühlte sich Marissa erleichtert. Wenn es von Tad abhing, war sie sich sicher, daß sie schließlich die nötige Erlaubnis erhalten würde.

»Inzwischen«, sagte Dubchek und ging um seinen Schreibtisch herum, um dahinter Platz zu nehmen, »gibt es etwas viel Wichtigeres mit Ihnen zu besprechen. Ich habe gerade mit verschiedenen Leuten telefoniert, darunter dem staatlichen Seuchenbeauftragten von Mis-

souri. Sie haben in St. Louis einen Fall von schwerer Viruserkrankung, bei dem sie befürchten, es könne sich um den Ebola-Virus handeln. Sie müssen sofort hinfliegen, die Lage unter klinischen Gesichtspunkten abklären, Td entsprechende Proben schicken und uns Bericht erstatten. Hier ist Ihre Flugreservierung.« Dabei streckte er Marissa ein Blatt hin, auf dem sie lesen konnte: Delta-Flug 1083, Abflug 17.34 Uhr, Ankunft 18.06.

Marissa war völlig verblüfft. Jetzt zur Hauptverkehrszeit würde das wahnsinnig knapp werden. Als Eis-Beamtin mußte sie natürlich jederzeit einen gepackten Koffer parat haben, aber das war eben im Augenblick keineswegs der Fall, und schließlich war da auch noch Taffy...

»Das mobile Laboratorium ist einsatzbereit für den Fall, daß es gebraucht wird, aber wir hoffen, daß es nicht nötig sein wird«, sagte Dubchek abschließend. Er streckte ihr die Hand hin, um ihr Glück zu wünschen, aber Marissa war so bestürzt von dem Gedanken, daß sie vielleicht schon in wenigen Stunden wieder im Kampf mit dem tödlichen Ebola-Virus stehen würde, daß sie es gar nicht bemerkte. Sie war ganz benommen. Da war sie gekommen in der Hoffnung auf die Genehmigung für die Tätigkeit im Hochsicherheitslaboratorium - und sie ging mit dem Auftrag, sofort nach St. Louis zu fliegen! Ein Blick auf ihre Uhr veranlaßte sie zur Beschleunigung ihrer Schritte - es war allerhöchste Zeit.

KAPITEL 5

3. März

Erst als die Maschine auf der Piste heranrollte, fiel Marissa ihre Verabredung mit Ralph ein. Nun, sie würde rechtzeitig landen, um ihn von St. Louis aus bei sich zu Hause anrufen zu können. Immerhin war es ein kleiner Trost für sie, daß sie sich in beruflicher Hinsicht ein Stück sicherer fühlte als beim Flug nach Los Angeles. Jetzt hatte sie wenigstens eine Ahnung, was von ihr erwartet würde. Was sie persönlich betraf, machte ihr jedoch nun, da sie die ganze tödliche Wirkung des Virus kannte, der Gedanke an die Gefahr eigener Ansteckung erheblich mehr zu schaffen. Wenn sie auch mit niemandem darüber gesprochen hatte, machte sie sich doch immer noch Sorgen darüber, ob sie sich nicht vielleicht schon in Los Angeles angesteckt hatte. Jeder Tag, der vergangen war, ohne daß sich irgendwelche Krankheitssymptome bei ihr gezeigt hatten, hatte ihr Erleichterung gebracht. Aber die Angst diesbezüglich war nie völlig von ihr gewichen.

Der andere Gedanke, der Marissa sehr beunruhigte, war die Möglichkeit, daß schon so bald wieder ein neuer Ebola-Fall aufgetaucht war. Wenn es wirklicher Ebola-Virus war - wie kam er nach St. Louis? Ging es um einen neuen Ausbruch der Krankheit, oder war sie aus Los Angeles eingeschleppt worden? War das durch eine Kontaktperson geschehen, oder gab es eine ähnliche »Ebola-Mary« wie seinerzeit die berühmte »Typhus-Mary«? Viele Fragen, und keine davon stimmte Marissa fröhlich.

»Dürfen wir Ihnen einen Imbiß servieren?« fragte eine Stewardess und unterbrach damit Marissas Grübeleien.

»Ja bitte«, antwortete Marissa und klappte das Tischchen vor ihrem Sitz herunter. Es war besser, etwas zu essen, ob sie nun Hunger hatte oder nicht. Sie wußte zu gut, daß sie dazu vielleicht keine Zeit mehr fände, wenn sie erst einmal in St. Louis gelandet war.

Als Marissa aus dem Taxi stieg, das sie vom Flughafen in das Versorgungs Krankenhaus für Groß-St.-Louis gebracht hatte, war sie dankbar für das ausladende Schutzdach vor dem Eingang, denn es goß in Strömen. Trotz des Daches über ihrem Kopf schlug sie zum Schutz gegen den vom Wind hereingetriebenen Regen den Mantelkragen hoch, als sie auf die Drehtür zurannte. Sie trug sowohl ihren Koffer als auch ihre Aktentasche, denn sie hatte sich nicht die Zeit genommen, erst noch in ihrem Hotel vorbeizufahren.

Das Krankenhaus war selbst an diesem dunklen regnerischen Abend als eindrucksvoller Komplex erkennbar. Das moderne Hauptgebäude war mit Travertin-Platten verkleidet, und vor der Hauptfassade ragte drei Stockwerke hoch eine Nachbildung des Gateway-Bogens auf. Im Innern beeindruckten die helle Eichenholztäfelung und leuchtend rote Teppiche. Eine kurz angebundene Empfangschwester schickte Marissa in die Verwaltung, die durch eine Schwingtür zu erreichen war.

»Frau Dr. Blumenthal!« rief ein schwächlicher, orientalisch aussehender Herr und sprang hinter seinem Schreibtisch auf. Sie trat erschrocken einen Schritt zurück, als der Mann ihr den Koffer aus der Hand riß und enthusiastisch ihre freie Hand schüttelte. »Ich bin Dr. Harold Taboso«, stellte er sich vor, »der ärztliche Leiter hier. Und dies ist Dr. Peter Austin, Seuchenbeauftragter des Staates Missouri. Wir haben schon auf Sie gewartet.«

Marissa schüttelte auch Dr. Austin die Hand, einem großen, schlanken Mann von gesundem Aussehen.

»Wir sind wirklich froh, daß Sie so rasch kommen konnten«, sagte Dr. Taboso. »Können wir Ihnen irgend etwas zu essen oder zu trinken anbieten?«

Marissa schüttelte, für seine Gastfreundlichkeit dankend, den Kopf: »Nein danke, ich habe im Flugzeug was gegessen. Außerdem wäre es mir lieb, wenn wir gleich zur Sache kommen könnten.«

»Natürlich, natürlich«, sagte Dr. Taboso, schien aber für einen Augenblick etwas verwirrt zu sein. Dr. Austin nahm die Gelegenheit wahr, das Gespräch an sich zu reißen.

»Nun, wir sind im Bilde darüber, was in Los Angeles ablief, und sind in Sorge darüber, daß wir es hier mit dem gleichen Problem zu tun haben könnten. Wie Sie wissen, haben wir heute morgen einen verdächtigen Fall aufgenommen, und während Sie unterwegs waren, sind bereits zwei weitere Personen mit verdächtigen Symptomen eingeliefert worden.«

Marissa nagte an ihren Lippen. Sie hatte gehofft, daß die Sache sich als falscher Alarm herausstellen würde, aber angesichts dieser beiden neuen Fälle war dieser Optimismus wohl kaum länger aufrechtzuerhalten. Sie ließ sich in den Sessel fallen, den Dr. Taboso ihr hinschob, und sagte: »Könnten Sie mir bitte berichten, was Sie bisher festgestellt haben?«

»Nicht allzuviel, fürchte ich«, sagte Dr. Austin. »Es war ja bisher kaum Zeit dazu. Der erste Patient wurde heute morgen gegen vier Uhr eingeliefert. Dankenswerterweise hat Dr. Taboso frühzeitig Alarm gegeben. Der Patient wurde sofort isoliert, was zu der Hoffnung berechtigt, daß die Kontakte hier in der Klinik auf ein Minimum beschränkt sind.«

Marissa schaute zu Dr. Taboso hinüber, der das Kompliment mit nervösem Lächeln entgegennahm.

»Das war ein Glück«, sagte sie. »Sind schon irgendwelche Untersuchungen vorgenommen worden?«

»Natürlich«, sagte Dr. Taboso.

»Das könnte zum Problem werden«, wandte Marissa ein.

»Wir verstehen schon«, meinte Dr. Austin. »Aber die Laborarbeiten wurden unmittelbar nach der Einlieferung veranlaßt, als wir noch keine Ahnung von der Diagnose hatten. Sofort nachdem man meine Dienststelle informiert hatte, riefen wir im Seuchenkontrollzentrum an.«

»Konnten Sie schon irgendwelche denkbaren Beziehungen zum Auftreten der Krankheit in Los Angeles feststellen? Kam einer der Patienten aus Los Angeles?«

»Nein«, antwortete Dr. Austin. »Wir sind derartigen Möglichkeiten nachgegangen, aber wir konnten keinerlei Zusammenhang feststellen.«

»Nun gut«, sagte Marissa und stand widerwillig auf. »Dann sollten wir uns mal die Patienten ansehen. Ich nehme an, daß Sie über komplette Schutzkleidung verfügen.«

»Aber natürlich«, versicherte Dr. Taboso, und sie verließen den Raum.

Sie durchquerten auf dem Weg zu den Aufzügen die Empfangshalle der Klinik. Während sie nach oben fuhren, fragte Marissa: »War einer der Patienten in letzter Zeit in Afrika?«

Die beiden Mediziner schauten einander an, und Dr. Taboso antwortete: »Ich glaube nicht.«

Marissa hatte keine positive Antwort erwartet. Das wäre denn doch zu einfach gewesen. Sie schaute auf die Stockwerksanzeige - der Aufzug hielt im achten Stock.

Während sie den Gang hinuntergingen, fiel Marissa auf, daß keines der Zimmer, an denen sie vorbeikamen, belegt war. Die meisten davon waren, wie man sehen konnte, auch noch nicht voll eingerichtet. Und die Wände in der Vorhalle waren lediglich verputzt, aber nicht gestrichen.

Dr. Taboso bemerkte Marissas Erstaunen und sagte: »Ach ja, das muß ich Ihnen erklären. Beim Bau des Hospitals wurden zu viele Betten eingeplant. Daher wurde dann der achte Stock hier nicht fertig hergerichtet. Wir entschlossen uns, ihn jetzt für diesen Notfall zu nutzen - ist doch günstig wegen der Isolation, meinen Sie nicht auch?«

Sie kamen ins Schwesternzimmer, das mit Ausnahme der Schränke eingerichtet zu sein schien. Marissa nahm die Unterlagen über den ersten Patienten zur Hand. Sie setzte sich an den Schreibtisch und klappte die Lasche des Mäppchens auf, während sie sich den Namen des Patienten einprägte: Zabriski. Dann erkannte sie auf den ersten Blick die Notierung der typischen Symptome: hohes Fieber und niedriger Blutdruck. Das nächste Blatt enthielt die Krankheitsgeschichte, und da stieß Marissa erstmals auf den vollen Namen des Patienten:

»Dr. Carl M. Zabriski«. Sie hob die Augen zu Dr. Taboso und fragte ungläubig: »Ist der Patient Arzt?«

»Leider ja«, antwortete Taboso. »Er ist Augenarzt hier am Krankenhaus.«

Sie wandte sich an Dr. Austin und fragte: »Wußten Sie, daß der Ausgangsfall in Los Angeles ebenfalls Arzt war? Und vor allem: auch Augenarzt!«

»Die Übereinstimmung war mir durchaus aufgefallen«, gab Dr. Austin mit sorgenvoll gefurchter Stirn zurück.

»Betreibt Dr. Zabriski irgendwelche Forschungsarbeiten mit Affen?« fragte Marissa.

»Nicht daß ich wüßte«, antwortete Dr. Taboso. »Jedenfalls nicht hier an der Klinik.«

»Aber wenn ich mich recht erinnere, waren keine weiteren Ärzte vom Auftreten der Krankheit in Los Angeles betroffen«, meine Dr. Austin.

»Ja, das stimmt«, bestätigte Marissa. »Nur der Auslösefall. Es waren drei Labortechniker und eine Krankenschwester betroffen, aber keine weiteren Ärzte.«

Marissa wandte ihre Aufmerksamkeit wieder den Krankenblättern zu und ging sie rasch durch. Die Dokumentation war bei weitem nicht so vollständig wie seinerzeit in der Richter-Klinik, vor allem gab es keine Notizen über kürzlich erfolgte Reisen oder Kontakt mit Tieren. Aber der Aufwand an Laboruntersuchungen war eindrucksvoll, und wenngleich noch nicht alle Ergebnisse vorlagen, ließen doch die bisher vorhandenen auf schwerwiegende Schäden an Leber und Nieren schließen. Insoweit deckte sich alles mit den Symptomen des hämorrhagischen Ebola-Fiebers.

Nachdem Marissa die Durchsicht dieser Unterlagen abgeschlossen hatte, beschaffte sie sich rasch das notwendige Material zur Entnahme und Versendung von Virusproben und ging dann in Begleitung einer Schwester hinüber in den Isolationsbereich. Dort legte sie die Schutzkleidung an: Kittel, Häubchen, Mundschutz, Stiefel, Handschuhe und Schutzbrille.

In Zabriskis Krankenzimmer fand sie zwei weitere Frauen in gleicher Ausrüstung vor. Eine war Krankenschwester, die andere Ärztin.

»Wie geht es dem Patienten?« fragte Marissa und trat an sein Bett. Es war eine rein rhetorische Frage - der Zustand des Patienten war offenkundig. Das erste, was Marissa auffiel, war der Ausschlag auf seinem Oberkörper. Das zweite waren die Anzeichen für Blutungen: aus einem Nasenloch des Patienten hing eine Kanüle, die mit hellrotem Blut gefüllt war. Dr. Zabriski war bei Bewußtsein, aber nur noch am Rande. Zu irgendwelchen Antworten war er zweifellos nicht in der Lage.

Ein kurzes Gespräch mit der Assistenzärztin bestätigte Marissas Eindrücke. Der Zustand des Patienten hatte sich während des Tages stetig verschlechtert, besonders während der letzten Stunde, als man einen rasch sinkenden Blutdruck feststellen mußte.

Marissa hatte genug gesehen. In klinischer Sicht zeigte der Patient eine erschreckende Übereinstimmung mit Dr. Richter. Bis zum Beweis des Gegenteils mußte angenommen werden, daß Dr. Zabriski und die beiden anderen Patienten von hämorrhagischem Fieber vom Ebola-Typ befallen waren.

Die Krankenschwester half Marissa bei der Abnahme von Blut- und Urinproben sowie eines Nasenabstrichs. Marissa verfuhr damit in derselben Weise, wie sie es in Los Angeles getan hatte: doppelte Verpackung in Kühlboxen, äußere Desinfektion des Verpackungsmaterials. Nachdem sie die Schutzkleidung wieder abgelegt und sich die Hände gewaschen hatte, kehrte sie in das Schwesternzimmer zurück, um Dubchek anzurufen.

Das Telefongespräch war kurz und auf das Wesentliche beschränkt. Marissa teilte ihm mit, aufgrund ihrer klinischen Feststellungen müsse sie davon ausgehen, daß es sich um einen neuen Ausbruch des Ebola-Fiebers handle.

»Wie sieht es mit der Isolation aus?«

»Das haben sie hier gut gemacht«, konnte Marissa bestätigen.

»Wir kommen so bald wie möglich hin«, sagte Dubchek, »vielleicht noch heute abend. In der Zwischenzeit müssen Sie veranlassen, daß jegliche Labortätigkeit eingestellt und eine durchgängige Desin-

fektion durchgeführt wird. Veranlassen Sie außerdem die gleichen Quarantänemaßnahmen, wie wir sie in Los Angeles anwandten.«

Marissa wollte gerade antworten, als sie merkte, daß Dubchek schon aufgelegt hatte. Sie seufzte, als sie ihrerseits den Hörer auflegte; was für eine prächtige Atmosphäre der Zusammenarbeit!

»Also«, sagte Marissa zu Dr. Taboso und Dr. Austin, »an die Arbeit!«

Sie setzten die geforderten Quarantänemaßnahmen sofort in Gang, ordneten entsprechende Sterilisation des Laboratoriums an und versicherten Marissa, daß die entnommenen Proben noch während der Nacht nach Atlanta ins Seuchenkontrollzentrum geschickt würden.

Als sie aufbrachen, um sich ihren Aufgaben zuzuwenden, bat Marissa um die Unterlagen über die beiden anderen Patienten. Die Krankenschwester, die sich als Pat vorgestellt hatte, gab sie ihr und fügte hinzu: »Ich weiß nicht, ob Dr. Taboso Ihnen schon gesagt hat, daß Dr. Zabriskis Frau unten ist.«

»Als Patientin?« fragte Marissa aufgeschreckt.

»Nein, nein«, antwortete Pat. »Sie beharrt lediglich darauf, im Krankenhaus zu bleiben. Sie wollte eigentlich hier heraufkommen, aber Dr. Taboso hielt das nicht für gut. Er bat sie daher, im Foyer im Erdgeschoß zu warten.«

Marissa legte die beiden Unterlagenmäppchen wieder hin und überlegte, was sie als nächstes tun sollte. Sie entschied sich dafür, erst einmal mit Mrs. Zabriski zu sprechen, zumal sie kaum Informationen darüber hatte, was der Arzt in letzter Zeit gemacht hatte. Außerdem mußte sie ohnehin am Labor vorbeischaun, um zu überprüfen, ob die Sterilisation ordnungsgemäß durchgeführt wurde. Marissa ließ sich von Pat den Weg beschreiben und fuhr dann hinunter in den zweiten Stock. Dabei schaute sie in die Gesichter der Leute, die mit ihr fuhren, und überlegte sich, wie sie wohl reagieren würden bei der Nachricht, daß sie hier im Haus das Ebola-Fieber hätten. Als sich die Aufzugstür im zweiten Stock öffnete, war sie die einzige, die ausstieg.

Marissa erwartete, im Labor die Abendbesetzung zu finden, und war überrascht, dort den Laborchef, einen Pathologen namens Dr.

Arthur Rand, noch anzutreffen, obwohl es inzwischen nach acht war. Er war ein von seiner Wichtigkeit sichtlich sehr überzeugter Mann, aus dessen Westentasche angeberisch eine goldene Uhrkette hing. Es beeindruckte ihn kein bißchen, als Marissa ihm sagte, daß sie vom Seuchenkontrollzentrum komme, und sein Gesichtsausdruck änderte sich auch nicht, als sie ihm mitteilte, ihren klinischen Feststellungen zufolge hätten sie es hier an seinem Krankenhaus mit einem Ausbruch von Ebola-Fieber zu tun.

»Es war mir schon klar, daß die Differentialdiagnose das beinhalten könnte«, sagte er.

»Das Seuchenkontrollzentrum verlangt, daß an den betroffenen Patienten keine weiteren Laboruntersuchungen mehr vorgenommen werden!« Marissa hatte sofort gemerkt, daß dieser Mann es ihr nicht leichtmachen würde. »Wir werden bis morgen abend ein spezielles Isolationslabor herbringen.«

»Ich würde vorschlagen, daß Sie das Dr. Taboso mitteilen«, sagte Dr. Rand.

»Das ist bereits geschehen«, gab Marissa zurück. »Wir sind außerdem der Meinung, daß dieses Labor hier desinfiziert werden muß. Beim Auftreten der Krankheit in Los Angeles hat es drei Labormitarbeiter erwischt. Wenn Sie wollen, kann ich gerne dabei helfen.«

»Wir sind durchaus in der Lage, derartige Aufgaben selbst zu bewältigen«, antwortete Dr. Rand mit einem Blick, der zu sagen schien: »Sie denken wohl, ich sei von gestern?«

»Ich bin jedenfalls erreichbar, wenn Sie mich brauchen«, sagte Marissa, drehte sich um und ging. Sie hatte jedenfalls getan, was sie konnte.

Im Erdgeschoß betrat sie ein freundliches Foyer mit einer daran anschließenden Kapelle. Sie fragte sich nicht, wie sie wohl Mrs. Zabriski erkennen könne, als sie feststellte, daß diese ohnehin die einzige Person in dem Raum war.

»Mrs. Zabriski«, sagte Marissa weich. Die Frau hob den Kopf; sie mochte Ende Vierzig oder Anfang Fünfzig sein und hatte graumeliertes Haar. Ihre Augen waren rot gerändert, und man sah, daß sie geweint hatte.

»Ich bin Dr. Blumenthal«, sagte Marissa freundlich. »Es tut mir leid, daß ich Sie störe, aber ich muß Ihnen ein paar Fragen stellen.«

Panik erfüllte die Augen der Frau. »Ist Carl tot?«

»Nein«, sagte Marissa.

»Aber er liegt im Sterben, nicht wahr?«

»Mrs. Zabriski...« setzte Marissa an und versuchte dieser Frage auszuweichen, insbesondere weil sie das Gefühl hatte, daß die Frau mit ihrer Befürchtung recht hatte.

Sie setzte sich neben sie und fuhr fort: »Ich gehöre nicht zu den Ärzten, die ihren Gatten behandeln. Ich bin hier, um festzustellen, an welcher Krankheit er leidet und wie er sie bekommen hat. Hat er während der letzten...« - Marissa wollte »drei Wochen« sagen, dachte aber dann an Dr. Richters Afrikareise und sagte statt dessen - »zwei Monate irgendwelche Reisen gemacht?«

»O ja«, antwortete Mrs. Zabriski müde, »letzten Monat war er bei einem Ärztetreffen in San Diego, und vor etwa einer Woche in Boston.«

Bei der Nennung von San Diego wurde Marissa hellwach: »War das in San Diego eine Tagung über Operationen am Augenlid?«

»Ich glaube schon«, sagte Mrs. Zabriski. »Aber Judith, die Sekretärin meines Mannes, weiß Genaueres darüber.«

Marissas Gedanken überschlugen sich. Zabriski hatte dieselbe Tagung besucht wie Dr. Richter! Eine weitere Übereinstimmung! Das Problem dabei war nur, daß die fragliche Tagung etwa sechs Wochen zurücklag - der gleiche Zeitraum, der zwischen der Afrikareise Dr. Richters und dem Auftreten der Symptome bei ihm gelegen hatte. »Wissen Sie vielleicht noch, in welchem Hotel Ihr Gatte anlässlich dieser Tagung in San Diego wohnte?« fragte Marissa. »Könnte es vielleicht das Coronado Hotel gewesen sein?«

»Ja, ich glaube schon«, meinte Mrs. Zabriski.

Während Marissa sich nachdrücklich die entscheidende Rolle ins Gedächtnis zurückrief, die seinerzeit beim Ausbruch der Legionärskrankheit ein bestimmtes Hotel in Philadelphia gespielt hatte, fragte sie nach Dr. Zabriskis Reise nach Boston. Aber Mrs. Zabriski wußte nicht, warum ihr Mann dorthin gereist war, und nannte statt dessen

Marissa die Telefonnummer der Sekretärin ihres Mannes. In diesen Dingen, wiederholte sie, wisse Judith besser Bescheid.

Marissa notierte sich die Nummer und fragte dann, ob Dr. Zabriski vielleicht in letzter Zeit einmal von einem Affen gebissen worden sei oder irgendwie mit Affen zu tun gehabt hätte.

»Nein!« antwortete Mrs. Zabriski - sie wisse davon jedenfalls nichts.

Marissa bedankte sich bei der Frau und bat nochmals um Verständnis dafür, daß sie sie hatte stören müssen. Dann ging sie, um unter der ihr genannten Privatnummer Dr. Zabriskis Sekretärin anzurufen.

Zweimal mußte Marissa ihr erläutern, wer sie sei und worum es ginge und warum sie so spät noch anriefe, bevor Judith die Bereitschaft zur Zusammenarbeit erkennen ließ. Dann bestätigte sie alles, was Mrs. Zabriski schon mitgeteilt hatte - Dr. Zabriski hatte bei seinem Aufenthalt in San Diego im Coronado Hotel gewohnt, er war in jüngster Zeit von keinem Tier gebissen worden, und mit Affen hatte er ihres Wissens auch nichts zu tun gehabt. Als Marissa wissen wollte, ob Dr. Zabriski wohl Dr. Richter gekannt hätte, lautete die Antwort, dieser Name sei ihr weder aus der Korrespondenz noch aus dem Telefonverzeichnis ihres Chefs bekannt. Der Zweck seines Besuches in Boston sei es gewesen, bei der Planung eines bevorstehenden Treffens ehemals am Augen- und Ohrenkrankenhaus des Staates Massachusetts Ausgebildeter behilflich zu sein. Die Sekretärin gab Marissa Namen und Telefonnummer von Dr. Zabriskis Gesprächspartner in Boston. Während sie beides notierte, fragte Marissa sich, ob nicht vielleicht Zabriski unwissentlich den Ebola-Virus schon nach Boston verschleppt haben könnte. Sie mußte darüber unbedingt mit Dubchek reden.

Als sie auflegte, fiel ihr ein, daß sie versäumt hatte, Ralph vom Flugplatz aus anzurufen. Er meldete sich schläfrig, und Marissa entschuldigte sich sowohl dafür, daß sie ihn jetzt geweckt hatte, als vor allem auch dafür, daß sie sich nicht mit ihm vor ihrem Abflug aus Atlanta in Verbindung gesetzt hatte. Nachdem sie ihm kurz berichtet hatte, was vorgefallen war, sagte Ralph, er würde ihr nur verzeihen,

wenn sie verspräche, jeden zweiten Tag bei ihm anzurufen, um ihn auf dem laufenden zu halten; Marissa versprach es.

Sie kehrte zur Isolationsstation zurück und nahm sich dort die Unterlagen über die beiden anderen Fälle vor. Es handelte sich dabei um eine Carol Montgomery und einen Dr. Brian Cester. Beide waren eingeliefert worden mit hohem Fieber, schlimmen Kopfschmerzen und starken Unterleibskrämpfen. Obwohl diese Symptome alles mögliche bedeuten konnten, gab ihre Heftigkeit doch ausreichenden Grund zur Besorgnis. In keinem der beiden Unterlagenmäppchen fand sich ein Hinweis auf Reisen oder Kontakt mit Tieren.

Nachdem sie das nötige Material für die Entnahme von Proben zusammengesucht hatte, legte Marissa wieder Schutzkleidung an und suchte Carol Montgomery auf. Die junge Frau war ein Jahr älter als Marissa, und es fiel dieser schwer, den Gedanken zu verdrängen, daß sie selbst genauso daliegen könnte. Die Patientin war eine für eine große Unternehmensgruppe in der Stadt tätige Juristin. Obwohl sie bei klarem Bewußtsein war und auch fähig, zu sprechen, war es doch deutlich, daß sie schwer krank war.

Marissa fragte sie nach Reisen in letzter Zeit - die Antwort war Nein. Die nächste Frage lautete, ob sie Dr. Zabriski kenne. Und die Antwort war Ja - Dr. Zabriski sei ihr Augenarzt. Ja, sie sei kürzlich bei ihm gewesen, und zwar vor vier Tagen. Marissa entnahm die entsprechenden Virusproben und verließ den Raum mit schwerem Herzen. Sie haßte es, eine Diagnose für eine Krankheit stellen zu müssen, für die es keine Behandlung gab. Die Tatsache, daß sie sich Informationen hatte beschaffen können, die auf die Gemeinsamkeiten mit dem ersten Ausbruch der Krankheit verwiesen, war nur ein schwacher Trost. Außerdem riefen diese Informationen ihr wieder eine Frage ins Gedächtnis, die schon in Los Angeles ungeklärt geblieben war: Warum wurden bestimmte Patienten Dr. Richters von der Krankheit befallen und andere nicht?

Nachdem sie frische Schutzkleidung angelegt hatte, besuchte Marissa Dr. Brian Cester. Sie stellte die gleichen Fragen und erhielt die gleichen Antworten, mit einer Ausnahme - er war nicht Patient von Dr. Zabriski.

»Nein«, sagte Dr. Cester, nachdem ein heftiger Anfall von Bauchkrämpfen abgeklungen war, »ich war überhaupt noch nie bei einem Augenarzt.«

»Arbeiten Sie vielleicht mit ihm zusammen?« bohrte Marissa weiter.

»Gelegentlich bin ich als Anästhesist für ihn tätig«, antwortete Dr. Cester. Erneut verkrampfte sich sein Gesicht vor Schmerz. Nachdem er sich wieder etwas erholt hatte, fügte er hinzu: »Zum Tennisspielen treffe ich mich eigentlich öfter mit ihm als zu gemeinsamer Arbeit. Tatsächlich habe ich gerade vor vier Tagen zuletzt mit ihm gespielt.«

Nachdem sie die entsprechenden Proben entnommen hatte, verließ Marissa den Mann, unsicherer als je zuvor. Sie war gerade soweit gewesen, daß sie davon ausging, Voraussetzung für die Übertragung sei enger Kontakt, vorzugsweise über die Schleimhäute. Gemeinsames Tennisspiel paßte nun nicht sonderlich zu dieser These.

Nachdem sie den zweiten Satz von Proben für die Versendung abgefertigt hatte, wandte sich Marissa noch einmal den Krankenunterlagen von Dr. Zabriski zu. Sie ging minutiös die Krankheitsgeschichte durch und legte die gleiche Übersicht an wie seinerzeit für Dr. Richter. Sie ergänzte sie um die Informationen, die sie von Dr. Zabriskis Frau und seiner Sekretärin erhalten hatte, wobei es ihr klar war, daß sie beide noch mal sprechen mußte. Wenn das damals auch nicht zur Feststellung des Reservoirs des Virus, der die Epidemie in Los Angeles verursacht hatte, geführt hatte, so hoffte Marissa doch, über die Tatsache hinaus, daß die beiden Ärzte an dieser Tagung in San Diego teilgenommen hatten, auf diesem Wege irgendeine weitere Übereinstimmung aufzuspüren.

*

Mitternacht war vorüber, als Dubchek, Vreeland und Layne eintrafen. Marissa war erleichtert, sie zu sehen, besonders weil Dr. Zabriskis Zustand sich weiter verschlechtert hatte. Der für ihn zuständige Arzt hatte verlangt, eine routinemäßige Blutuntersuchung durchzuführen, die im Hinblick auf den Flüssigkeitshaushalt des Pa-

tienten notwendig war, und Marissa sah sich vor dem Konflikt zwischen den Anforderungen, die die Fürsorge für den Patienten stellte, und den Interessen zum Schutz des Krankenhauses. Sie gestattete schließlich jene Untersuchungen, die im Krankenzimmer selbst vorgenommen werden konnten.

Nach kurzer Begrüßung kümmerten sich die Ärzte des Seuchenkontrollzentrums zunächst nicht um Marissa, denn es war erst einmal vordringlich, das mobile Isolationslabor funktionsbereit zu machen und die Isolation der Patienten zu verstärken. Dr. Layne hatte einige große Absauggebläse mitgebracht, während Dr. Vreeland sich sofort hinunter in den Verwaltungstrakt begab, um sich dort um die Durchführung der Quarantäne zu kümmern. Marissa nahm sich erneut die Krankenblätter vor, mußte aber bald feststellen, daß sie keine weiteren Informationen mehr hergaben. Also ging sie zum Isolationslabor. Dubchek hatte seine Jacke ausgezogen, die Hemdsärmel aufgerollt und war gemeinsam mit den beiden Labortechnikern an der Arbeit. Es war irgendeine elektrische Störung an der Apparatur für die chemischen Untersuchungen aufgetreten.

»Kann ich irgend etwas tun?« fragte Marissa.

»Ich wüßte im Augenblick nicht, was«, antwortete Dubchek, ohne aufzublicken. Er diskutierte mit einem der Techniker und machte den Vorschlag, bestimmte Elektroden auszuwechseln.

»Ich brauchte nur ein paar Minuten, um mit Ihnen meine bisherigen Feststellungen durchzugehen«, sagte Marissa, die darauf brannte, ihm die Tatsache mitzuteilen, daß Dr. Zabriski am selben Treffen in San Diego teilgenommen hatte wie Dr. Richter.

»Das muß warten«, gab Dubchek kühl zurück. »Dieses Labor zum Funktionieren zu bringen hat Vorrang vor epidemiologischen Theorien.«

Vor Wut kochend, kehrte Marissa ins Schwesternzimmer zurück. Mit Dubcheks Sarkasmus hatte sie weder gerechnet, noch hatte sie ihn verdient. Wenn es ihm darum zu tun war, Marissas Mitarbeit und Engagement auf ein Minimum zu beschränken, dann war ihm dies vortrefflich gelungen. Am Schreibtisch sitzend, dachte Marissa darüber nach, was sie jetzt tun könnte. Die eine Möglichkeit war, brav

zu warten in der Hoffnung, irgendwann würde er, wenn es ihm paßte, zehn Minuten für sie erübrigen - die andere, zu gehen und etwas zu schlafen. Die Aussicht auf Schlaf blieb Sieger. Sie verstaute die Unterlagen in ihrer Aktenmappe und ging hinunter ins Erdgeschoß, um dort ihren Koffer abzuholen.

*

Am nächsten Morgen wurde sie, wie gewünscht, um sieben telefonisch geweckt. Während sie duschte und sich ankleidete, merkte sie, daß ihr Ärger Dubchek gegenüber verflogen war. Nun ja, schließlich war er reichlich im Streß. Wenn der Ebola-Virus außer Kontrolle geriet, hatte er die Sache am Hals und nicht sie.

Als sie wieder auf der Isolationsstation eintraf, erfuhr sie von einem der Labormitarbeiter, daß Dubchek um fünf Uhr ins Hotel gefahren sei. Wo Vreeland oder Layne steckten, konnte er ihr nicht sagen.

Im Schwesternzimmer ging es etwas chaotisch zu. Fünf weitere Patienten mit Verdacht auf hämorrhagisches Fieber vom Ebola-Typ waren während der Nacht eingeliefert worden. Marissa sammelte die entsprechenden Unterlagenmäppchen ein, aber als sie sie ordnete, merkte sie, daß das Mäppchen für Zabriski fehlte. Die Tagschwester, die sie danach fragte, sagte: »Dr. Zabriski ist heute morgen kurz nach vier Uhr verstorben.«

Obwohl sie damit gerechnet hatte, war Marissa doch betroffen. Im Unterbewußtsein hatte sie auf ein Wunder gehofft. Sie setzte sich und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Nach einer kurzen Pause aber zwang sie sich, die neuen Unterlagen durchzugehen. Beschäftigt zu sein machte die Dinge etwas leichter. Ohne das eigentlich zu wollen, ertappte sie sich plötzlich dabei, wie sie ihren Hals wegen einer Anschwellung abtastete. Eine gewisse Fläche war angespannt. Könnte es ein geschwollener Lymphknoten sein?

Sie war froh, von Dr. Layne unterbrochen zu werden, dem Leiter der im Seuchenkontrollzentrum für die Betreuung der Krankenhäuser in solchen Fällen zuständigen Abteilung. Die Ringe unter seinen Augen, sein abgespanntes Gesicht und sein Stoppelkinn ließen erken-

nen, daß er während der ganzen Nacht auf den Beinen gewesen war. Sie lächelte, denn sein etwas abgeschlafenes, zerknittertes Aussehen gefiel ihr eigentlich. Er wirkte auf sie wie ein Fußballer nach einem schweren Spiel. Er ließ sich müde auf einen Stuhl fallen und massierte seine Schläfen.

»Das sieht ganz so aus, als ob es hier ebenso schlimm lief wie in Los Angeles«, sagte er. »Gerade bringen sie einen neuen Patienten herauf, und unten in der Notaufnahme liegt auch schon wieder einer.«

»Ich habe im Moment damit begonnen, die neuen Unterlagen durchzuarbeiten«, antwortete sie und fühlte sich plötzlich schuldig, weil sie in der Nacht weggegangen war.

»Eines kann ich Ihnen schon jetzt sagen«, meinte Dr. Layne, »es sieht ganz so aus, als ob all diese neuen Patienten ihre Erkrankung auf dem Weg über das Krankenhaus selbst bekommen hätten. Das macht mir sehr zu schaffen.«

»Waren denn alle Patienten von Dr. Zabriski?« fragte Marissa.

»Diese da jedenfalls«, gab Dr. Layne zurück und deutete auf die Mäppchen in Marissas Hand. »Sie waren alle in letzter Zeit in Behandlung bei Dr. Zabriski. Er muß sie im Laufe seiner Untersuchungen an ihnen angesteckt haben. Die beiden neuen Fälle dagegen betreffen Patienten von Dr. Cester. Er war als Narkosefachmann eingesetzt, als sie während der letzten zehn Tage operiert wurden.«

»Und was ist mit Dr. Cester?« fragte Marissa weiter. »Nehmen Sie an, daß er sich die Krankheit auf gleiche Weise zuzug wie Dr. Zabriski?«

Dr. Layne schüttelte den Kopf: »Nein; ich konnte mich ausführlich mit ihm unterhalten und erfuhr, daß er und Zabriski Tennispartner waren.«

Marissa nickte: »Ja, ich weiß. Aber kann denn ein solcher Kontakt ausreichen?«

»Etwa drei Tage bevor Dr. Zabriski erkrankte, ließ sich Dr. Cester zwischen zwei Sätzen sein Handtuch aus. Ich nehme an, daß das zur Infizierung führte. Die Übertragung scheint vom unmittelbaren Kontakt mit Körperausscheidungen abzuhängen. Ich glaube, daß Dr.

Zabriski ebenso ein Ausgangsfall ist wie in Los Angeles Dr. Richter.«

Marissa kam sich dumm vor. Sie hatte die Befragung Dr. Cesters gerade um eine Frage zu früh abgebrochen, um eine entscheidende Tatsache zu erfahren. Sie hoffte, daß ihr ein derartiger Fehler nicht noch einmal unterlaufen würde.

»Wie kam der Ebola-Virus nur ursprünglich ins Krankenhaus? Wenn wir das wenigstens wüßten«, meinte Dr. Layne; aber es war eine rhetorische Frage.

Da betrat Dubchek das Schwesternzimmer - er wirkte müde, war aber glatt rasiert und wie aus dem Ei gepellt. Marissa war überrascht; wenn er erst um fünf gegangen war, konnte ihm die Zeit kaum zum Duschen und Umziehen gereicht haben, geschweige denn zu einem Schläfchen.

Bevor Dubchek sich in ein Gespräch mit Layne vertiefen konnte, teilte Marissa den beiden Ärzten rasch mit, daß Zabriski an derselben Ärztetagung in San Diego teilgenommen hatte wie Dr. Richter und daß beide im selben Hotel gewohnt hatten.

»Das ist zu lange her, um von Bedeutung zu sein«, antwortete Dubchek schulmeisterlich. »Diese Tagung liegt über sechs Wochen zurück.«

»Aber es ist die einzige zwischen diesen beiden Ärzten bisher feststellbare Verbindung!« protestierte Marissa. »Ich bin der Meinung, daß man dieser Spur unbedingt nachgehen muß!«

»Nun gut, tun Sie, was Sie für richtig halten«, antwortete Dubchek. »In der Zwischenzeit würde ich Sie bitten, in die Pathologieabteilung hinunterzugehen und sicherzustellen, daß sie dort äußerste Vorsicht und Sorgfalt walten lassen, wenn sie sich Zabriski vornehmen. Und sagen Sie denen, daß wir schockgefrorene Proben von Leber, Herz, Hirn und Rückenmark für die Virusisolierung brauchen!«

»Und wie steht es mit der Niere?« warf Layne ein.

»Ja, und auch von den Nieren«, sagte Dubchek.

*

Marissa fühlte sich wie ein Laufbursche, als sie ging. Sie fragte sich, ob sie je wieder Dubcheks Respekt erringen könne, und als sie sich daran erinnerte, auf welche Weise sie ihn verloren hatte, wurde ihre Niedergeschlagenheit von einer Welle des Zorns verdrängt.

In der Pathologie, wo zu dieser Tageszeit lebhafter Betrieb herrschte, wurde Marissa in die Autopsieräume verwiesen. Sie wußte, daß sie dort auf Dr. Rand stoßen würde, und hatte in Erinnerung an sein selbstgefälliges und herablassendes Verhalten keinerlei Lust, sich mit ihm zu unterhalten.

Die Ausstattung der Autopsieräume war geprägt durch weiße Fliesen und matt schimmernden Stahl. Es herrschte ein durchdringender Formalingeruch, der Marissa die Augen tränen ließ. Ein Labormitarbeiter sagte ihr, die Autopsie von Dr. Zabriskis Leiche finde in Raum III statt. »Wenn Sie reingehen wollen, müssen Sie Schutzkleidung anlegen - es besteht weiterhin Infektionsgefahr.«

Angesichts ihrer Furcht vor Ansteckung mit dem Ebola-Virus folgte Marissa bereitwilligst dieser Anweisung. Als sie den Raum betrat, stellte sie fest, daß Dr. Rand gerade mit der Arbeit begann. Er blickte von dem Tisch mit furchterregenden Instrumenten auf. Dr. Zabriskis Leiche war noch von einem weiten durchsichtigen Plastiksack umhüllt. Sie war im oberen Teil von fahlem Weiß, im unteren purpurrot.

»Hallo«, sagte Marissa strahlend. Sie fand, daß sie genauso gut fröhlich sein konnte. Als sie ohne Antwort blieb, gab sie die Anforderungen des Seuchenkontrollzentrums weiter an den Pathologen, der die Proben zu liefern versprach. Marissa empfahl dann, Schutzbrillen anzulegen. »In einer Reihe von Fällen sowohl hier als auch in Los Angeles fand die Ansteckung offenbar über die Bindehaut statt«, erläuterte sie.

Dr. Rand grunzte und verschwand wortlos. Als er wiederkam, hatte er eine Plastikbrille auf und reichte auch Marissa eine.

»Noch etwas anderes«, fügte Marissa hinzu. »Das Seuchenkontrollzentrum empfiehlt, in solchen Fällen auf die Benutzung von Elektro-sägen zu verzichten, weil sie mit erheblicher Aerosolbildung verbunden ist.«

»Ich hatte keineswegs die Absicht, irgendwelche elektrischen Werkzeuge zu verwenden«, sagte Dr. Rand. »Auch wenn Sie das erstaunlich finden sollten: ich habe während meines Berufslebens durchaus schon mit ansteckenden Fällen zu tun gehabt.«

»Dann muß ich Sie ja sicher auch nicht davor warnen, sich in den Finger zu schneiden. Immerhin starb ein Pathologe am viralen hämorrhagischen Fieber, nachdem ihm das passiert war.«

»Ich erinnere mich«, gab Dr. Rand zurück, »Lassa-Fieber. Haben Sie noch weitere ersprießliche Vorschläge auf Lager?«

»Nein«, sagte Marissa. Der Pathologe schnitt den Plastiksack auf und legte Dr. Zabriskis Leiche frei. Marissa schwankte, ob sie gehen oder bleiben sollte. Ihre Unentschlossenheit führte zur Untätigkeit, also blieb sie.

Dr. Rand sprach in ein von der Decke herabhängendes Mikrophon, das er mit einer Fußtaste bediente, und begann mit der Beschreibung der äußerlich an der Leiche feststellbaren Besonderheiten. Seine Stimme hatte diesen besonderen monotonen Tonfall angenommen, den Marissa aus ihrer medizinischen Ausbildung kannte. Sie wurde jäh in die Gegenwart zurückgeholt, als sie hörte, wie Dr. Rand eine vernähte Kopfplatzwunde erwähnte. Das war etwas Neues. Davon war nichts in den Krankenblättern notiert gewesen, genausowenig von der Schnittwunde am rechten Ellbogen und dem kleinen kreisrunden Bluterguß am rechten Oberschenkel etwa von der Größe eines Vierteldollars.

»Sind diese kleinen Verletzungen vor oder nach dem Tode erfolgt?« fragte Marissa.

»Vorher«, antwortete Dr. Rand und machte keinen Versuch, seinen Ärger über die Unterbrechung zu verbergen.

»Wie alt, meinen Sie, könnten sie wohl sein?« sagte Marissa und kümmerte sich nicht über seinen grantigen Ton. Sie beugte sich über die Leiche, um sich die Verletzungen genauer anzusehen.

»Etwa eine Woche, würde ich sagen«, gab Dr. Rand zur Antwort. »Ein paar Tage mehr oder weniger. Wir könnten das aufgrund mikroskopischer Untersuchungen genauer sagen. Allerdings kann ich mir angesichts des Zustands des Patienten kaum vorstellen, daß das

irgendwie wichtig ist. Und jetzt würde ich gerne, wenn Sie nichts dagegen haben, mit meiner Arbeit fortfahren.«

Gezwungen, von der Leiche zurückzutreten, dachte Marissa darüber nach, wie es wohl zu diesen Verletzungen gekommen sein konnte. Vielleicht gab es eine ganz einfache Begründung; Dr. Zabriski konnte zum Beispiel beim Tennisspielen gestürzt sein. Was sie beunruhigte, war die Tatsache, daß diese Verletzungen nicht auf dem Krankenblatt des Patienten vermerkt worden waren. Dort, wo Marissa ihr Handwerk gelernt hatte, wäre jede Besonderheit dieser Art in die Unterlagen eingetragen worden.

Sobald der Pathologe seine Arbeit beendet und Marissa sich davon überzeugt hatte, daß er sich auch um die angeforderten Gewebeproben kümmerte, beschloß sie, der Ursache für diese Verletzungen auf die Spur zu kommen.

Sie benutzte das Telefon in der Pathologieabteilung, um Judith zu erreichen, aber ohne Erfolg. Da es ihr widerstrebte, sich mit Mrs. Zabriski in Verbindung zu setzen, dachte sie zunächst daran, Dr. Taboso anzusprechen, entschied sich aber dann dafür, mit Dr. Zabriskis Büro Kontakt aufzunehmen, da ihr einfiel, daß das ja hier im Hause sein müsse. Sie machte es ausfindig und fand dort Judith hinter ihrem Schreibtisch.

Judith war eine zierliche junge Frau etwa Mitte Zwanzig. Ihre Wangen waren mit Wimperntusche beschmiert; man konnte sehen, daß sie geweint hatte. Aber sie war nicht nur traurig und betroffen - sie war auch verstört.

»Mrs. Zabriski ist krank«, platzte sie heraus, sobald Marissa sich vorgestellt hatte. »Ich habe gerade vorhin mit ihr gesprochen. Sie ist unten auf der Notaufnahmestation, aber man wird sie im Krankenhaus behalten. Man nimmt an, daß sie das gleiche hat wie ihr Mann. Mein Gott, kann ich das auch kriegen? Was für Symptome treten da auf?«

Mit einiger Mühe gelang es Marissa, die junge Frau zu beruhigen mit dem Hinweis, daß beim Auftreten der Krankheit in Los Angeles die Sekretärin des betroffenen Arztes keineswegs angesteckt worden war.

»Ich hau' jedenfalls hier ab«, sagte Judith. Sie öffnete ein Seitentisch ihres Schreibtischs, nahm einen Pullover heraus und stopfte ihn in eine Pappschachtel. Offensichtlich war sie gerade am Packen. »Und ich bin nicht die einzige, die schleunigst gehen will!« setzte sie hinzu. »Ich habe mit einigen vom Personal gesprochen, und die wollen auch verschwinden.«

»Ich kann mir ja gut vorstellen, wie Sie sich fühlen«, sagte Marissa. Sie fragte sich, ob man wohl das gesamte Krankenhaus unter Quarantäne stellen müssen. An der Richter-Klinik war das ein Alptraum für die Organisation gewesen.

»Ich bin eigentlich gekommen, um Sie etwas zu fragen«, sagte Marissa.

»Dann fragen Sie«, sagte Judith und fuhr fort, ihren Schreibtisch auszuräumen.

»Dr. Zabriski hatte ein paar Hautabschürfungen und eine Platzwunde am Kopf, so als ob er gestürzt sei. Wissen Sie etwas darüber?«

»Das war nichts«, sagte Judith mit einer verabschiedenden Handbewegung. »Er wurde vor etwa einer Woche in einer Einkaufspassage überfallen, als er seiner Frau ein Geburtstagsgeschenk kaufen wollte. Er wurde seine Brieftasche und seine goldene Armbanduhr dabei los. Ich denke, daß er einen Hieb auf den Kopf erhielt.«

Damit wären also auch die rätselhaften Verletzungen geklärt, dachte Marissa. Ein paar Minuten lang schaute sie Judith noch zu, wie die ihre Sachen in die Schachtel warf, und überlegte dabei, ob ihr noch weitere Fragen einfielen. Sie kam aber auf keine mehr, und so verabschiedete sie sich und machte sich auf den Weg zur Isolationsstation. In mancher Hinsicht fühlte sie sich ähnlich verstört wie Judith.

Auf der Isolierstation war die vorher herrschende Ruhe verschwunden. Durch die Neuzugänge war sie vollgestopft mit überlasteten Krankenschwestern. Sie fand dort Dr. Layne, der in verschiedenen Krankenblättern Eintragungen machte.

»Willkommen im Tollhaus!« sagte er. »Wir haben fünf Neuzugänge, darunter Mrs. Zabriski.«

»Ja, ich habe schon davon gehört«, sagte Marissa und nahm neben Dr. Layne Platz. Wenn nur Dubchek sie auch so behandeln würde wie er: als Kollegin.

»Tad Schockley rief vorhin an - es ist Ebola!«

Ein Schauer lief Marissa den Rücken hinunter.

»Wir erwarten den staatlichen Gesundheitsbeauftragten jede Minute, um die Quarantäne zu verkünden!« fuhr Dr. Layne fort. »Es sieht so aus, als ob einige vom Personal die Stellung räumten: Krankenschwestern, Techniker und Pfleger, sogar ein paar Ärzte. Dr. Taboso hatte verdammt Mühe, diese Isolierstation hier zu besetzen. Haben Sie schon die örtliche Zeitung gelesen?«

Marissa schüttelte verneinend den Kopf. Sie war in Versuchung zu sagen, daß auch sie nicht bleiben wolle, wenn das mögliche Ansteckung bedeuten würde.

»Die Schlagzeile lautet: ›Die Seuche ist wieder da!‹« Dr. Layne verzog angewidert das Gesicht. »Die Medien können so verdammt verantwortungslos sein. Dubchek möchte, daß niemand mit irgendwelchen Presseleuten spricht. Er verlangt, daß alle Fragen nur von ihm beantwortet werden.«

Das Geräusch der sich öffnenden Türen des Patientenaufzugs lenkte Marissas Aufmerksamkeit auf sie. Sie sah, wie ein Rollbett herausgefahren wurde, bedeckt von einem Isolationszelt aus durchsichtigem Plastikmaterial. Als es an ihr vorbeigeschoben wurde, erkannte Marissa Mrs. Zabriski. Sie erschauerte erneut und fragte sich, ob die örtliche Tageszeitung mit ihrer Schlagzeile wirklich übertrieben hatte.

KAPITEL 6

10. April

Marissa nahm einen weiteren Löffel von der exquisiten Nachspeise, die sie sich nur bei ganz besonderen Gelegenheiten gönnte. Es war der zweite Abend, an dem sie wieder in Atlanta war, und Ralph hatte sie in ein gemütliches und feines französisches Restaurant eingeladen. Nach fünf Wochen mit wenig Schlaf und in der Kantine rasch hinuntergeschlungenem Essen war diese Feinschmeckermahlzeit ein großes Ereignis gewesen. Sie merkte, daß der Wein ihr richtiggehend zu Kopf gestiegen war, da sie während ihrer Abwesenheit von Atlanta keinen Schluck Alkohol getrunken hatte. Und sie merkte außerdem, daß sie sehr gesprächig war, aber Ralph, der sich gemütlich zurückgelehnt hatte und ihr zuhörte, schien das recht zu sein.

Marissa bremste sich und bat, mit einem Deuten auf ihr geleertes Glas als Entschuldigung, um Verzeihung für diese Geschwätzigkeit im Hinblick auf ihre Arbeit.

»Kein Grund, sich zu entschuldigen«, versicherte Ralph. »Ich könnte die ganze Nacht zuhören. Ich bin beeindruckt davon, was Sie da alles in Los Angeles und in St. Louis geleistet haben.«

»Aber ich habe Sie doch regelmäßig informiert, während ich weg war«, protestierte Marissa und wies auf die häufigen Telefongespräche hin, die sie mit ihm von St. Louis aus geführt hatte. Sie hatte es sich dort zur Gewohnheit gemacht, ihn alle paar Tage anzurufen. Diese Gespräche mit Ralph waren eine Art von Resonanzboden für ihre Theorien gewesen, hatten ihr aber auch dabei geholfen, den Frust abzubauen, den ihr Dubchek dadurch verschaffte, daß er sie hartnäckig links liegen ließ. Für das eine wie das andere war sie bei Ralph auf Verständnis und Zuspruch gestoßen.

»Ich würde von Ihnen gerne noch mehr über die allgemeine Reaktion, die Reaktion der Umgebung erfahren. Wie haben denn Verwaltung und ärztliches Personal der Klinik die Dinge in den Griff be-

kommen und eine Panik verhindert, wenn man bedenkt, daß es ja diesmal siebenunddreißig Tote gab?«

Marissa ging darauf ein und schilderte ihm, so gut sie konnte, den Aufruhr am Versorgungskrankenhaus von Groß-St.-Louis. Personal und Patienten waren natürlich wütend gewesen wegen der aufgezwungenen Quarantäne, und Dr. Taboso hatte ihr traurig gesagt, man werde wohl das Krankenhaus nach Aufhebung der Quarantäne schließen müssen.

»Ich muß zugeben, daß ich mich noch davor fürchte, von der Krankheit erwischt zu werden«, sagte Marissa mit einem befangenen Lachen. »Jedesmal, wenn ich auch nur Kopfweg kriege, denke ich: Jetzt geht's los, das ist's. Und wenn wir auch immer noch nicht wissen, woher der Virus eigentlich kam, ist Dubchek der festen Überzeugung, das Reservoir des Virus müsse in irgendeiner Beziehung zu medizinischem Personal stehen - was mir natürlich auch nicht gerade ein Trost ist.«

»Glauben Sie das ebenfalls?« fragte Ralph.

Marissa lachte. »Man erwartet es zumindest von mir«, sagte sie. »Und wenn das stimmt, dann gilt für Sie natürlich ein besonderes Risiko. Beide Ausgangsfälle waren nämlich Augenärzte!«

»Jetzt sagen Sie bloß nicht so was!« lachte Ralph. »Ich bin nämlich abergläubisch.«

Marissa lehnte sich zurück, als der Kellner zum zweitenmal Kaffee servierte. Er duftete wunderbar, aber sie fürchtete, daß sie später darunter leiden müsse, weil sie nicht schlafen könne.

Nachdem der Kellner die Teller mit dem Nachtsch abgeräumt hatte, fuhr Marissa fort. »Wenn Dubcheks Annahme stimmt, dann müssen die beiden Ärzte mit der geheimnisvollen Quelle, diesem Reservoir eben, in Kontakt gekommen sein. Ich habe mir darüber während der vergangenen Wochen immer wieder den Kopf zerbrochen, ohne zu einem klaren Ergebnis gekommen zu sein. Dr. Richter hatte Kontakt mit Affen; er wurde eine Woche, bevor er erkrankte, von einem Affen gebissen, und Affen spielten auch eine Rolle beim damaligen Marburg-Virus. Aber Dr. Zabriski hatte niemals irgendwelchen Kontakt mit Tieren.«

»Sie hatten mir doch berichtet, daß Dr. Richter in Afrika gewesen war. Und es scheint mir«, sagte Ralph, »daß dies eine entscheidende Tatsache ist. Wie wir wissen, ist dieser Virus wiederholt in Afrika aufgetreten.«

»Das schon«, wandte Marissa ein, »aber der Zeitrahmen stimmt vorne und hinten nicht. Die Inkubationszeit hätte bei ihm sechs Wochen betragen, während sie bei allen anderen Fällen durchschnittlich bei zwei bis fünf Tagen lag. Und denken Sie dann an das Problem, die beiden Ausbrüche der Krankheit miteinander in Verbindung zu bringen. Dr. Zabriski war nicht in Afrika, und die einzige Übereinstimmung lag darin, daß beide Ärzte an dieser Tagung in San Diego teilgenommen hatten. Und das war auch wieder sechs Wochen, bevor die Krankheit bei Dr. Zabriski ausbrach. Es ist verrückt.« Marissa machte eine Handbewegung, als ob sie es aufgeben wolle.

»Sie können aber doch immerhin froh sein, daß Sie den Virus so weit unter Kontrolle bekamen, wie das der Fall war. Soweit ich weiß, war das doch viel schlimmer, als damals dieser Virus in Afrika erstmals auftrat.«

»Das stimmt natürlich«, räumte Marissa ein. »Beim Ausbruch der Seuche seinerzeit in Zaire 1976, dessen Auslösefall ein amerikanischer Student gewesen sein könnte, gab es dreihundertachtzehn Krankheitsfälle, wovon zweihundertachtzig tödlich verliefen.«

»Das ist doch schon was«, meinte Ralph und hoffte, daß diese Statistiken Marissa aufheitern könnten. Er faltete seine Serviette zusammen und legte sie auf den Tisch. »Wie wär's, wenn wir noch kurz bei mir zu Hause auf einen Nachtrunk vorbeifahren?«

Marissa schaute Ralph an und war erstaunt darüber, wie vertraut sie inzwischen mit ihm war. Das Überraschende dabei war, daß sich das über das Telefon entwickelt hatte. »Nachtrunk klingt verlockend«, sagte sie lächelnd.

Auf dem Weg vom Restaurant zum Parkplatz hing sich Marissa bei Ralph ein. Als sie zu seinem Wagen kamen, öffnete er ihr höflich die Tür. Sie fand, daß sie sich an eine solche Behandlung sicher gerne gewöhnen würde.

Ralph war stolz auf sein Auto - das konnte man daran spüren, wie er liebevoll das Lenkrad umfaßte und nach den verschiedenen Bedienungsknöpfen griff. Es war ein neuer Mercedes 300 SDL. Marissa genoß zwar den Luxus, als sie sich im lederbezogenen Sitz räkelte, aber Autos hatten ansonsten nie besondere Bedeutung für sie gehabt. Sie konnte auch nicht verstehen, warum die Leute sich einen Diesel kauften, wenn die doch beim Anlassen so unangenehm rüttelten und nagelten. »Sie sind eben sehr wirtschaftlich«, sagte Ralph. Sie wunderte sich darüber, daß jemand sich einreden konnte, ein derart teurer Mercedes sei wirtschaftlich. Sie schwiegen für eine Weile, und Marissa begann sich zu fragen, ob das tatsächlich eine so gute Idee sei, um diese Zeit noch mit Ralph nach Hause zu fahren. Aber sie hatte Vertrauen zu Ralph und hatte auch nichts dagegen, daß sich ihre Bekanntschaft etwas vertiefte. Sie wandte sich ihm zu, um ihn im Halbdunkel zu betrachten. Er hatte ein eindrucksvolles Profil mit einer kräftigen Nase, wie ihr Vater.

Als sie dann im Wohnzimmer auf der Couch saßen, jeder einen Cognacschwenker in der Hand, kam Marissa auf einen Punkt zurück, den sie angesichts Dubcheks herablassender Haltung in letzter Zeit diesem gegenüber nicht hatte zur Sprache bringen wollen. »Da gibt es etwas Eigenartiges, was den beiden Auslösefällen gemeinsam ist. Beide Männer wurden wenige Tage vor Ausbruch ihrer Erkrankung überfallen und beraubt.« Marissa wartete auf eine Antwort.

»Sehr verdächtig«, sagte Ralph augenzwinkernd. »Glauben Sie, daß es so etwas wie eine ›Ebola-Mary‹ gibt, die die Leute ausraubt und Krankheitskeime austreut?«

Marissa lachte. »Ich weiß, das das blöd klingt. Daher habe ich ja auch bisher mit niemandem darüber gesprochen.«

»Aber Sie müssen natürlich an alles denken«, fügte Ralph hinzu. »Die gute alte medizinische Schulausbildung, die Ihnen beibrachte, nach grundsätzlich allem zu fragen, einschließlich der Lebensumstände des Urgroßvaters mütterlicherseits drüben in der alten Heimat.«

Bewußt wechselte Marissa jetzt das Thema und brachte das Gespräch auf Ralphs Arbeit und sein Haus, seine beiden bevorzugten

Interessengebiete. Als die Zeit fortschritt, fand sie es merkwürdig, daß er keinerlei Annäherungsversuche unternahm. Sie fragte sich, ob das etwas mit ihr zu tun hätte - zum Beispiel mit der Tatsache, daß sie dem Ebola-Virus ausgesetzt gewesen war. Dann lud er sie, um alles noch schlimmer zu machen, ein, die Nacht im Gästezimmer zu verbringen.

Marissa fühlte sich verletzt - schlimmer vielleicht, als wenn er versucht hätte, sie gleich an der Eingangstür auszuziehen.

Sie bedankte sich also und lehnte sein Angebot ab; sie würde lieber die Nacht in ihrem eigenen Haus zusammen mit ihrem Hund verbringen. Das letzte war durchaus als Spitze gemeint, aber Ralph schien sie nicht zu bemerken. Er erzählte ungerührt weiter von Umbauplänen am Haus, nachdem er jetzt lange genug darin wohne, um zu wissen, was er brauche.

In Wirklichkeit war Marissa nicht klar, was sie wohl gemacht hätte, wenn Ralph zudringlich geworden wäre. Er war ein guter Freund, aber als Liebhaber fand sie ihn eigentlich weiterhin nicht sonderlich attraktiv. In dieser Beziehung hatte sie Dubcheks Äußeres entschieden mehr beeindruckt.

Der Gedanke an Cyrill erinnerte sie an etwas. »Woher kennen Sie und Dr. Dubchek sich eigentlich?«

»Ich lernte ihn auf einem Empfang kennen, den die Universitätsklinik für die niedergelassenen Augenärzte gab«, antwortete Ralph. »Einige der seltenen Viren wie der Ebola- und der AIDS-Virus wurden in Tränenflüssigkeit und wässrigen Körperausscheidungen lokalisiert. Einige davon verursachen sogar Traubenhautentzündung.«

»Oh«, sagte Marissa und nickte, als ob sie das verstanden hätte. Tatsächlich hatte sie nicht die geringste Ahnung, was Traubenhautentzündung war, aber sie entschied, daß das genausogut der Anlaß dafür sein konnte, Ralph zu bitten, sie nun nach Hause zu fahren wie irgend etwas anderes.

*

Während der nächsten Tage gewöhnte sich Marissa wieder an ein normales Leben, obwohl sie immer noch bei jedem Anruf damit rechnete, zu einem neuen Fall von Ebola gerufen zu werden. Sie erinnerte sich an ihren entsprechenden Entschluß und packte einen kleinen Koffer, den sie offen in ihren Schrank stellte, um nur noch ihr Kosmetikköfferchen hineinzuworfen. Jetzt konnte sie innerhalb weniger Minuten das Haus verlassen, wenn sich wieder einmal die Notwendigkeit dazu ergab.

Was die tägliche Arbeit betraf, ging es bergauf. Tad half ihr dabei, ihre Fähigkeiten im Hinblick auf die Laborarbeit zu verbessern, und arbeitete mit ihr gemeinsam ein Forschungsprogramm für den Ebola-Virus aus. Da es offenbar nicht möglich war, eine Arbeitshypothese hinsichtlich einer Quelle aufzustellen, konzentrierte sich Marissa statt dessen auf die Frage der Übertragung. Aus dem umfangreichen Datenmaterial, das sie in Los Angeles und St. Louis zusammengetragen hatte, hatte sie Pläne und Karten erstellt, die die Ausbreitung der Krankheit von Patient zu Patient veranschaulichten. Außerdem hatte sie Personenprofile angelegt über jene Leute, die zu den Primärkontakten zählten, aber dennoch von der Krankheit verschont geblieben waren. Wie Dr. Layne vermutet hatte, war enger persönlicher Kontakt eine Voraussetzung, wahrscheinlich über Schleimhäute, obwohl im Gegensatz zu AIDS Sexualekontakte offenbar nur bei Dr. Richter und dessen Geliebten und bei Dr. Zabriski und seiner Frau eine Rolle gespielt hatten. Angesichts der Tatsache, daß dieses hämorrhagische Fieber offensichtlich zwischen Leuten übertragen werden konnte, die zufällig gemeinsam ein Handtuch benutzten, oder durch irgendeine gelegentliche enge Berührung, wurde die Aufregung über AIDS gegenüber dem Ebola-Virus zu einem Sturm im Wasserglas.

Marissa war es wichtig, ihre Hypothese durch Versuche bei Meerschweinchen abzusichern. Derartige Versuche konnten aber nur im Hochsicherheitslabor stattfinden, und sie hatte immer noch keine Zugangserlaubnis dafür.

»Verblüffend!« rief Tad eines Nachmittags, als ihm Marissa eine Technik vorführte, die sie sich zur Anwendung bei bakterienbefalle-

nen Viruskulturen ausgedacht hatte. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß Dubchek deinen Antrag jetzt immer noch ablehnt.«

»Ich schon«, gab Marissa zurück und überlegte sich, ob sie Tad davon erzählen sollte, was sich damals in Los Angeles im Hotel abgespielt hatte. Aber ein weiteres Mal entschied sie sich dafür, es nicht zu tun. Es würde nichts ändern und vielleicht nur Tads Verhältnis zu Cyrill beeinträchtigen.

Sie folgte ihrem Freund in dessen Büro. Als sie sich bei einer Tasse Kaffee entspannten, sagte sie zu ihm: »Tad, du hast mir doch damals, als wir in das Hochsicherheitslabor gingen, erzählt, daß ihr dort alle Sorten von Viren lagert, einschließlich des Ebola-Virus.«

»Ja, wir haben Proben von jedem Auftreten der Erkrankung. Inzwischen gibt es natürlich auch tiefgefrorene Proben von deinen beiden Ausbrüchen der Epidemie.«

Marissa hatte heftige Zweifel darüber, was sie davon halten sollte, diese beiden Epidemien als »ihre Ausbrüche« bezeichnet zu hören, aber sie behielt diesen Gedanken für sich. Statt dessen fragte sie: »Gibt es einen weiteren Ort, an dem diese Viren gelagert sind, ich meine außerhalb des CDC?«

Tad überlegte einen Augenblick und sagte dann: »Ich weiß nicht so recht. Meinst du hier in den Staaten?«

Marissa nickte.

»Vielleicht hat die Army welche in Fort Detrick am dortigen Zentrum für biologische Kriegführung. Der Bursche, der die Sache leitet, war öfters hier am CDC und zeigte Interesse für virales hämorrhagisches Fieber.«

»Gibt's bei der Army auch ein Hochsicherheitslaboratorium?«

Tad ließ einen Pfiff los: »Es gibt nichts, was die nicht haben!«

»Und du sagst, der Leiter dort in Fort Detrick ist interessiert an viralem hämorrhagischem Fieber?«

»Er zählte zu den Leuten, die damals mit Dubchek zusammen nach Zaire geschickt wurden, um das erste Auftreten des Ebola-Virus zu untersuchen.«

Marissa trank in kleinen Schlucken ihren Kaffee und fand, daß dies eine interessante Übereinstimmung war. Außerdem begann eine Idee

in ihr zu keimen, die aber so unerfreulich war, daß sie beim vorläufigen Stand der Erkenntnisse nicht als realistische Hypothese in Betracht gezogen werden konnte.

*

»Einen Augenblick bitte, gnä' Frau«, sagte der uniformierte Posten mit schwerem Südstaatenakzent.

Marissa stand vor der Einfahrt zu Fort Detrick. Mehrere Tage lang hatte sie sich selbst von dem Gedanken abzubringen versucht, daß die Army irgend etwas damit zu tun haben könnte, daß dieser Ebola-Virus auf die nichtsahnende Bevölkerung losgelassen wurde. Aber schließlich hatte sie sich dazu entschlossen, ihren freien Tag zu nutzen, um auf eigene Faust dieser Idee nachzugehen. Die beiden Überfälle beschäftigten sie weiterhin.

Es hatte nur eines eineinhalbstündigen Flugs nach Maryland und einer kurzen Fahrt in einem Mietwagen bedurft. Marissa hatte ihre unmittelbare Erfahrung mit dem Ebola-Virus als Begründung dafür herangezogen, mit jemandem sprechen zu müssen, der mit diesem seltenen Virus ebenfalls schon Bekanntschaft gemacht hatte; Oberst Woolbert hatte richtiggehend begeistert ihrer Bitte um ein Gespräch zugestimmt.

Die Wache trat wieder an Marissas Wagen heran. »Sie werden in Bau achtzehn erwartet!« Er händigte ihr einen Besucherausweis aus, den sie am Revers ihrer Jacke befestigen sollte, und gab mit einer zackigen Ehrenbezeugung den Weg frei. Das schwarzweiß gestrichene Tor öffnete sich, und sie fuhr auf das Gelände.

Bau achtzehn war ein fensterloses Betongebäude mit flachem Dach. Ein Mann mittleren Alters in Zivil trat auf sie zu, als Marissa aus dem Wagen stieg. Es war Oberst Kenneth Woolbert. Auf Marissa wirkte er eher wie ein Universitätsprofessor als wie ein Armeeoffizier. Er war freundlich und humorvoll und ganz unverhohlen erfreut über Marissas Besuch. Er sagte ihr geradeheraus, sie sei die kleinste, aber auch hübscheste EIS-Beamtin, die er je kennengelernt hätte, und Marissa beschloß, das als Kompliment zu betrachten.

Das Gebäude wirkte wie ein Bunker. Der Zugang erfolgte durch eine Reihe von Stahlschiebetüren, die per Fernsteuerung bedient wurden. Über jeder Tür waren kleine Fernsehkameras angebracht. Das Laboratorium als solches dagegen wirkte wie jede andere entsprechend moderne Krankenhauseinrichtung dieser Art, einschließlich des üblichen Kaffeetopfes auf dem Bunsenbrenner. Der einzige auffallende Unterschied war das Fehlen von Fenstern.

Nach einem kurzen Rundgang, bei dem das Vorhandensein eines Hochsicherheitslabors nicht zur Sprache kam, führte Oberst Woolbert Marissa in den Imbißraum, der freilich aus nicht viel mehr als einer Reihe von Verkaufsautomaten bestand. Er holte einen Krapfen und Pepsi für sie, und sie nahmen an einem kleinen Tischchen Platz.

Ganz von sich aus erzählte Oberst Woolbert, daß er in den fünfziger Jahren am Seuchenkontrollzentrum als EIS-Beamter angestellt gewesen sei und sich in zunehmendem Maße für Mikrobiologie und schließlich Virologie interessiert hätte. In den siebziger Jahren hätte er dann auf Staatskosten sein Studium wieder aufgenommen und den Dr. med. gemacht.

»Das war ein ordentliches Stück besser, als andauernd in entzündete Hälsen und verstopfte Ohren gucken zu müssen!« schloß der Oberst.

»Jetzt sagen Sie bloß«, rief Marissa aus, »daß Sie Kinderarzt waren!«

Sie mußten herzlich lachen, als sie feststellten, daß sie beide am Bostoner Kinderkrankenhaus ausgebildet worden waren. Oberst Woolbert fuhr dann fort zu erzählen, wie es gekommen war, daß er schließlich hier in Fort Detrick landete. Er berichtete von regelmäßigen Kontakten zwischen dem Seuchenkontrollzentrum und Fort Detrick und davon, daß die Army ihm ein Angebot gemacht hatte, dem er nicht widerstehen konnte. Er erzählte außerdem, daß das Labor und die gesamte Ausstattung hervorragend seien und daß er, und das sei das beste, sich nicht ständig wegen der Finanzierung herumschlagen müsse.

»Bereitet Ihnen das Endziel Ihrer Arbeit hier keine Probleme?« fragte Marissa.

»Sie müssen berücksichtigen, daß drei Viertel der Tätigkeit hier der Aufgabe gilt, die USA vor möglichen Angriffen auf dem Feld der biologischen Kriegführung zu schützen. Der Hauptteil meiner Bemühungen gilt daher der Neutralisierung von Viren wie eben dem Ebola-Virus.«

Marissa nickte - daran hatte sie nicht gedacht.

»Außerdem«, fuhr Oberst Woolbert fort, »genieße ich hier absolute Freizügigkeit. Ich kann mich beschäftigen, womit ich will.«

»Und was ist das im Augenblick?« fragte Marissa voller Unschuld. Es gab eine kleine Pause. Der Oberst zwinkerte mit seinen hellblauen Augen.

»Ich will mal davon ausgehen, daß ich die Vertraulichkeit im militärischen Bereich nicht verletze, wenn ich Ihnen das mitteile, zumal ich bereits eine ganze Reihe von Beiträgen über meine Arbeit und deren Ergebnisse veröffentlicht habe. Während der letzten drei Jahre habe ich mich mit Grippe-Viren beschäftigt.«

»Nicht mit dem Ebola-Virus?« fragte Marissa.

Oberst Woolbert schüttelte den Kopf: »Nein, meine letzten Forschungen in bezug auf Ebola liegen Jahre zurück.«

»Beschäftigt sich sonst jemand hier derzeit mit dem Ebola-Virus?« bohrte Marissa weiter.

Oberst Woolbert zögerte und sagte dann: »Ich schätze, daß ich mit Ihnen darüber reden kann, denn es gab ein Grundsatzpapier des Verteidigungsministeriums, das letztes Jahr in *Strategie Studies* veröffentlicht wurde. Die Antwort lautet Nein - und es beschäftigt sich überhaupt niemand damit, einschließlich der Sowjets, vor allem weil es keinen Impfstoff und keine Behandlungsmethode dafür gibt. Man ist allgemein überzeugt davon, daß sich hämorrhagisches Fieber vom Ebola-Typ nach einem Ausbruch wie ein Lauffeuer verbreiten würde, und zwar bei Freund wie Feind.«

»Aber das war nicht so«, wandte Marissa ein.

»Ich weiß«, gab Oberst Woolbert mit einem Seufzer zurück. »Ich habe mit großem Interesse die Berichte über die beiden letzten Ausbrüche studiert. Eines Tages werden wir unsere bisherigen Einschätzungen diesbezüglich überprüfen müssen.«

»Aber bitte nicht meinetwegen!« wehrte Marissa ab. Die Army zur Beschäftigung mit dem Ebola-Virus zu ermuntern war das letzte, was sie sich wünschte. Zugleich aber war sie erleichtert darüber zu erfahren, daß zumindest im Augenblick die Army nicht mit dem Virus herumspielte.

»Ich habe gehört, daß Sie seinerzeit zu dem internationalen Team gehörten, das 1976 nach Yambuku geschickt wurde«, sagte sie.

»Und das versetzt mich in die Lage zu ermessen, was Sie sich da zumuten. Ich kann Ihnen sagen - als ich damals in Afrika war, hatte ich vor Angst ganz schön die Hosen voll.«

Marissa grinste; der Mann gefiel ihr, und sie hatte Vertrauen zu ihm. »Sie sind der erste, der zugibt, daß er Angst hat«, sagte sie. »Ich hatte mit der Angst zu kämpfen vom ersten Tag an, an dem man mich nach Los Angeles schickte.«

»Und aus gutem Grund«, bestätigte er ihr. »Ebola ist wirklich ein außergewöhnlicher Virus. Auch wenn es scheint, daß man ihn verhältnismäßig leicht zum Erlöschen bringen kann, ist er ganz außerordentlich ansteckend, weil bereits ganz wenige Viren die Krankheit auslösen können. Hier besteht ein entscheidender Gegensatz zum Beispiel zu AIDS, wo Milliarden von Viren übertragen werden müssen, und selbst dann ist statistisch die Wahrscheinlichkeit, daß der Betroffene tatsächlich erkrankt, noch verhältnismäßig gering.«

»Wie denken Sie über die Quelle oder den Speicher?« fragte Marissa. »Ich kenne die offizielle Festlegung, daß keine entsprechende Quelle in Afrika ermittelt werden konnte. Aber was ist Ihre persönliche Meinung?«

»Ich meine, daß das eine Tierkrankheit sein muß. Ich bin der Überzeugung, daß man sie schließlich auf eine bestimmte äquatorialafrikanische Affenart zurückführen kann. Damit ist es eine Zoonose, eine Krankheit von Wirbeltieren mit der Möglichkeit der gelegentlichen Übertragung auf den Menschen.«

»Sie stimmen also mit der offiziellen Meinung des Seuchenkontrollzentrums überein, was das Auftreten der Krankheit hier in den USA betrifft?«

»Natürlich«, sagte Oberst Woolbert, »welche andere Meinung sollte es sonst geben?«

Marissa zuckte die Schultern. »Haben Sie Ebola-Viren hier?«

»Nein«, antwortete Oberst Woolbert. »Aber ich weiß, woher ich welche kriegen kann.«

»Ich auch«, gab Marissa zurück. Na ja, so ganz stimmte das natürlich auch nicht, dachte sie dann. Tad hatte ihr zwar gesagt, im Hochsicherheitslabor hätten sie welche - aber wo dort genau, wußte sie nicht. Sie hatte bei ihrem unerlaubten Besuch dort einfach vergessen, danach zu fragen.

KAPITEL 7

17. April

Offenbar hatte das Telefon schon ein paarmal geklingelt, ehe Marissa sich herumwälzte und den Hörer abnahm. Die Telefonistin im Seuchenkontrollzentrum entschuldigte sich nämlich sofort, weil sie Marissa aus so tiefem Schlaf reißen müsse. Nachdem Marissa sich mühsam aufgesetzt hatte, erfuhr sie, es sei ein Ferngespräch aus Phoenix/Arizona in der Leitung; die Telefonistin wollte erst wissen, ob sie es durchstellen könne, und Marissa stimmte sofort zu.

Da das ein Weilchen dauern würde, legte sie wieder auf und warf sich rasch ein Kleid über. Als es erneut klingelte, warf sie noch einen Blick auf die Uhr - ziemlich genau vier Uhr morgens, und das bedeutete, daß es in Phoenix jetzt gerade zwei war. Sie hatte keinerlei Zweifel, daß erneut ein vermuteter Ausbruch des Ebola-Fiebers gemeldet werden würde.

Marissa nahm den Hörer ab und meldete sich mit »Dr. Blumenthal«.

Die Stimme am anderen Ende der Leitung klang alles andere als ruhig. Der Anrufer stellte sich als Dr. Guy Weaver vor, Seuchenbeauftragter des Staates Arizona. »Es tut mir ja furchtbar leid, daß ich Sie um eine solche Zeit anrufen muß«, sagte er, »aber ich bin wegen eines ernststen Problems hierher ins Medica-Hospital in Phoenix gerufen worden. Ich nehme an, daß Ihnen das Medica-Hospital bekannt ist.«

»Nein, das könnte ich nicht sagen.«

»Es gehört zu einer Kette von Privatkliniken, die im Vertragsverhältnis mit der Medica Medical Group steht, um für die dort Versicherten Vorsorge und Behandlung durchzuführen. Wir müssen befürchten, daß hier im Krankenhaus das Ebola-Fieber ausgebrochen ist.«

»Ich nehme an, daß Sie den Patienten bereits isoliert haben«, sagte Marissa. »Wir haben festgestellt, daß...«

»Frau Dr. Blumenthal«, unterbrach Dr. Weaver sie, »es geht hier nicht um *einen* Patienten - wir haben vierundachtzig Fälle!«

»Vierundachtzig!« rief Marissa ungläubig aus.

»Es handelt sich um zweiundvierzig Ärzte, dreizehn staatlich geprüfte Krankenschwestern, elf Pflegeschwestern, vier Leute aus dem Labor, sechs Leute aus der Verwaltung, sechs vom Küchenpersonal und zwei Männer vom Wartungsdienst.«

»Und alle auf einen Schlag?« fragte Marissa.

»Alle heute abend«, war die Antwort.

Um diese Nachtzeit gab es keinen passenden Flug nach Phoenix, wenn auch Delta die am wenigsten umständliche Verbindung anzubieten hatte. Sobald sie fertig angezogen war, rief Marissa den diensttuenden Beamten im Seuchenkontrollzentrum an, um ihm zu sagen, daß sie sich gerade im Augenblick auf den Weg nach Phoenix mache, und ihn zu bitten, Dr. Dubchek davon zu verständigen, sobald dieser ins Haus käme.

Nachdem sie den Nachbarn einen Zettel hinterlassen hatte mit der Bitte, sich um Taffy und ihre Post zu kümmern, fuhr Marissa zum Flughafen. Die Tatsache, daß diesmal die Krankheit gleich mit vierundachtzig Fällen ausgebrochen war, bestürzte Marissa sehr. Sie hoffte, daß Dubchek und dessen Team ihr bis zum Nachmittag folgen könnten.

Abgesehen von den beiden Zwischenlandungen verlief der Flug ohne besondere Ereignisse, und sie hatte jedenfalls nicht über Überfüllung zu klagen. Am Flugzeug holte sie ein kleiner dicker Mann ab, der sich nervös als Justin Gardiner, der stellvertretende Direktor des Medica-Hospitals, vorstellte.

»Bitte, geben Sie mir Ihren Koffer«, sagte er, aber er war so aufgeregt, daß er danebengriff und der Koffer zu Boden fiel. Beim Aufheben entschuldigte er sich damit, daß er doch etwas verstört sei.

»Das kann ich gut verstehen«, sagte Marissa. »Gab es inzwischen Neueinlieferungen?«

»Einige, und im Krankenhaus herrscht Panik«, antwortete Gardiner, während sie zur Eingangshalle gingen. »Die Patienten begannen damit, abzuhausen, und auch das Personal flüchtete, bis der staatliche Seuchenbeauftragte die Quarantäne verhängte. Der einzige Grund, warum ich Sie hier überhaupt abholen kann, besteht darin, daß ich gestern frei hatte.«

Marissas Mund wurde trocken vor Angst bei dem Gedanken, in was für eine Situation sie jetzt wieder gerate. Plötzlich wirkte Kinderheilkunde erheblich verlockender als dies alles.

Auch das Medica-Hospital war wieder ein eindrucksvolles modernes Gebäude, und es wirkte auf Marissa so, als ob dieser Ebola-Virus solche Bauten im Stil unserer Zeit bevorzuge. Die klaren, ja fast sterilen Linien des Baus wirkten demgegenüber so gar nicht als angemessene Umgebung für einen derart tödlichen Ausbruch.

Ungeachtet der frühen Stunde war die Straße vor dem Krankenhaus angefüllt mit Fernsehübertragungswagen und Reportern. Vor ihnen stand eine Kette uniformierter Polizisten, von denen einige einen Mundschutz trugen. Im fahlen Morgenlicht hatte das alles einen surrealistischen Anstrich.

Mr. Gardiner blieb hinter einem der Übertragungswagen stehen. »Sie müssen reingehen und den Direktor zu finden suchen«, sagte er. »Meine Anweisungen dagegen lauten, draußen zu bleiben und möglichst eine Panik zu vermeiden.«

Während sie auf den Klinikeingang zuschritt, holte Marissa ihren Ausweis heraus. Sie zeigte ihn einem der Polizisten, aber der mußte erst seinen Vorgesetzten fragen, ob er ihr den Durchgang gestatten könne. Eine Gruppe von Reportern, die mitbekommen hatte, daß sie vom Seuchenkontrollzentrum war, drängte sich um sie und wollte eine Stellungnahme haben.

»Ich habe keinerlei unmittelbare Kenntnis der Lage«, protestierte Marissa, die sich von den Journalisten überfallen fühlte. Sie war heilfroh, daß der Polizist die Reporter wegdrängte und dann eines der Absperrgitter kurz zur Seite zog, um sie durchzulassen.

Leider war die Situation drinnen im Krankenhaus noch chaotischer. Das Foyer war überfüllt mit Leuten, und sobald Marissa hereinkam,

stürzte alles auf sie zu. Offenbar war sie seit Stunden der erste Mensch, der das Krankenhaus betrat oder verließ.

Ein Teil der Leute, die auf Marissa einstürmten, waren Patienten in Schlafanzügen und Morgenmänteln. Sie stellten alle gleichzeitig Fragen und wollten sie alle zugleich beantwortet haben.

»Bitte!« rief jemand rechts von Marissa. »Bitte! So lassen Sie mich doch durch!« Ein gewichtiger Mann mit buschigen Augenbrauen kämpfte sich zu Marissa durch und fragte: »Frau Dr. Blumenthal?«

»Ja«, sagte Marissa erleichtert.

Der Mann ergriff, ohne davon Notiz zu nehmen, daß Marissa sowohl einen Koffer als auch eine Aktenmappe trug, ihren Arm. Er drängelte sich mit Marissa im Schlepptau wieder durch die Menge zurück quer durchs Foyer bis zu einer Tür, die er hinter sich abschloß. Sie standen nun in einem langen, engen Gang.

»Dieser ganze Tumult tut mir furchtbar leid«, sagte der Mann. »Ich bin Lloyd Davis, der Direktor der Klinik, und es scheint, als ob wir hier ein bißchen mit der Panik zu kämpfen hätten.«

Marissa folgte Davis zu dessen Büro. Sie betraten es durch eine Seitentür, und Marissa bemerkte, daß der Haupteingang von innen mit einem unter die Klinke geklemmten Stuhl verbarrikadiert war - »ein bißchen Panik« schien ihr eine erhebliche Untertreibung zu sein.

»Unsere leitenden Leute warten schon, um mit Ihnen zu reden«, sagte der Direktor, während er Marissa ihre Sachen abnahm und neben seinen Schreibtisch stellte. Er atmete schwer, als ob diese kleine Verrichtung ihn schon erschöpft hätte.

»Wie steht's mit den Patienten, von denen angenommen wird, daß sie Ebola-Fieber haben?« fragte Marissa.

»Im Augenblick müssen sie warten«, beschied Davis die junge Ärztin und bat sie mit einer Geste, wieder in den schmalen Gang hinauszutreten.

»Aber Ihre erste Sorge muß doch der angemessenen Isolation der Patienten gelten!«

»Sie sind alle bestens isoliert«, beruhigte Davis sie. »Dr. Weaver hat sich darum gekümmert.« Er legte eine Hand auf ihren Rücken und schob sie in Richtung auf die Tür. »Natürlich werden wir alle

sonstigen Vorschläge befolgen, die Sie uns zu machen haben, aber im Augenblick wäre ich Ihnen wirklich dankbar, wenn Sie mit dem Personal reden würden, ehe hier eine Meuterei ausbricht.«

»Na, so schlimm wird's ja doch nicht sein, hoffe ich«, meinte Marissa. Eine Sache war es, wenn die Patienten in der Klinik in Aufregung waren - eine ganz andere aber, wenn auch das Personal hysterisch wurde.

Direktor Davis schloß die Tür zu seinem Büro und wies Marissa den Weg durch einen anderen Korridor. »Eine Menge Leute ist in furchtbarer Angst, weil sie in der Klinik bleiben müssen.«

»Wie viele neue Fälle mußten Sie registrieren seit dem Anruf bei uns im Seuchenkontrollzentrum?«

»Sechzehn; niemand mehr vom Personal; lauter Personen, die bei der Medica Group versichert sind.«

Das ließ vermuten, daß der Virus noch in der zweiten Ansteckungsphase war und durch die Ärzte der Klinik verbreitet wurde. Zumindest entsprach das dem, wie es in den beiden vorangegangenen Fällen verlaufen war. Marissa zitterte innerlich bei dem Gedanken daran, mit einer derartigen Menge von Ansteckungsmöglichkeiten im selben Gebäude eingesperrt zu sein, und fragte sich, was sie da wohl dem Personal an Trost spenden könne. Und weiter fragte sie sich, ob es angesichts der großen Zahl von Erkrankten möglich sein würde, das Problem so einzugrenzen, wie das in Los Angeles und St. Louis möglich gewesen war. Der schreckliche Gedanke, daß der Ebola-Virus hinaus in die Allgemeinheit gelangen könne, überstieg ihr Vorstellungsvermögen.

»Wissen Sie zufällig, ob unter den Ausgangsfällen jemand ist, der kürzlich überfallen wurde?« fragte Marissa, mehr um sich abzulenken als in der Hoffnung auf eine bejahende Antwort. Davis blickte sie ganz erstaunt an und hob die Augenbrauen, gerade als ob er die Frage andeuten wolle, ob sie wohl verrückt sei. Das schien ihm als Antwort auf eine derartige Frage offenbar ausreichend. Damit wäre das schon erledigt, dachte Marissa und erinnerte sich an Ralphs diesbezügliche Bemerkung.

Sie hielten schließlich vor einer verschlossenen Tür an. Davis nahm seinen Schlüsselbund heraus, schloß die Tür auf und ließ Marissa auf die Bühne des Auditoriums des Krankenhauses treten. Der Raum war nicht allzu groß und enthielt Sitzplätze für etwa hundertfünfzig Leute. Marissa bemerkte, daß alle diese Plätze besetzt waren und darüber hinaus noch Leute hinten standen. Es herrschte der Lärm vieler gleichzeitig geführter Unterhaltungen. Sie erloschen, als Marissa nervös auf das Podium zuing, während alle Augen auf sie gerichtet waren. Ein großer und ungewöhnlich schlanker Mann erhob sich von einem Stuhl hinter dem Podium und schüttelte ihr die Hand. Direktor Davis stellte ihn ihr als Dr. Weaver vor, den Mann, der sie im Seuchenkontrollzentrum angerufen hatte.

»Frau Dr. Blumenthal«, sagte Dr. Weaver mit einer tiefen Stimme, die einen starken Kontrast zu seiner hageren Gestalt bildete, »Sie können sich gar nicht vorstellen, wie froh ich bin, Sie hier zu sehen.«

Marissa hatte das unangenehme Gefühl, eine Betrügerin zu sein. Und es wurde noch schlimmer. Nachdem er an das Mikrophon geklopft hatte, um zu prüfen, ob es auch funktioniere, begann Dr. Weaver Marissa vorzustellen.

Er tat das mit so glühenden Worten, daß sie sich dabei immer unwohler fühlte. Seine Ausführungen vermittelten den Eindruck, daß sie gleichbedeutend war mit dem ganzen Seuchenkontrollzentrum und daß alle Erfolge dort ihre Erfolge waren. Dann reichte er mit einem breiten Schwenk seines langen Arms das Mikrophon Marissa.

Die junge Ärztin, die sich selbst unter günstigen Umständen noch niemals wohl gefühlt hatte, wenn sie vor einer größeren Anzahl von Leuten hatte sprechen müssen, fühlte sich in dieser Situation vollkommen überfordert. Sie hatte keine Vorstellung davon, was man hier überhaupt von ihr erwartete, und noch viel weniger davon, was sie eigentlich sagen sollte. Die kurze Zeitspanne, die nötig war, um das Mikrophon auf ihre Höhe zu verstellen, nutzte sie zu fieberhaftem Nachdenken.

Marissa warf einen Blick über die Versammlung und bemerkte dabei, daß gut die Hälfte der Leute einen Mundschutz trug. Es fiel ihr weiter auf, daß viele der Anwesenden, Frauen wie Männer, durch

Hautfarbe und Gesichtsschnitt die Zugehörigkeit zu verschiedenen Rassen deutlich erkennen ließen. Auffällig war ferner eine große Altersspannweite, und all das erinnerte Marissa an Davis' Bemerkung, Personal sei eben alles, was für das Krankenhaus arbeite, und nicht nur die Ärzte. Alle schauten sie erwartungsvoll an, und sie wünschte sich sehnlichst, mehr Vertrauen in ihre Fähigkeit zu haben, Einfluß zu nehmen auf das, was sich hier in der Klinik abspielte.

»Das erste, was wir tun werden, ist die Absicherung der Diagnose«, begann Marissa mit zögernder Stimme, die höher war als ihr normaler Tonfall. Als sie zu sprechen fortfuhr, ohne indes schon recht zu wissen, in welche Richtung ihre Ausführungen schließlich gehen würden, nahm ihre Stimme allmählich wieder den normalen Tonfall an. Sie stellte sich selbst nochmals in ihrer bescheidenen Rolle am Seuchenkontrollzentrum vor. Dann versuchte sie die versammelte Menge davon zu überzeugen - obwohl sie selbst dessen gar nicht so sicher war-, daß man den Ausbruch der Krankheit unter Kontrolle bringen könne durch strenge Isolierung der Patienten, strenge Abschirmung des zuständigen Pflegepersonals und vernünftige Quarantänemaßnahmen.

»Werden wir alle krank?« schrie eine Frau aus dem Hintergrund des Raums. Ein Murmeln ging durch die Zuhörerschaft - ja, das war die Hauptsorge aller.

»Ich war bei den beiden letzten Ausbrüchen der Krankheit dabei«, antwortet Marissa, »und ich wurde nicht angesteckt, obwohl ich Kontakt mit erkrankten Personen hatte.« Ihre eigene anhaltende Angst erwähnte sie nicht. »Wir haben festgestellt, daß sehr enger persönlicher Kontakt notwendige Voraussetzung für die Übertragung der Krankheit ist. Eine Ansteckung über die Luft findet offensichtlich nicht statt.« Marissa stellte fest, daß einige Leute daraufhin ihre Gesichtsmasken abnahmen. Sie schielte nach Dr. Weaver, der ihr durch einen nach oben gereckten Daumen aufmunternd zu verstehen gab, sie solle so fortfahren.

»Ist es wirklich notwendig für uns alle, hier im Krankenhaus zu bleiben?« fragte ein Mann in der dritten Reihe. Er trug einen langen weißen Ärztekittel.

»Zum gegenwärtigen Zeitpunkt ja«, antwortete Marissa diplomatisch. »Die Quarantänemaßnahmen bei den beiden bisherigen Ausbrüchen sahen jeweils die Trennung nach Primär- und Sekundärkontakten vor.« Marissa fuhr fort, die jeweiligen Maßnahmen, die seinerzeit in Los Angeles und St. Louis ergriffen worden waren, genauer zu beschreiben. Sie schloß mit der Mitteilung, daß niemand, der die Quarantänemaßnahmen befolgt hatte, krank geworden sei - es sei denn, er hätte schon vorher Hautkontakt mit einer bereits erkrankten Person gehabt.

Anschließend griff Marissa eine Reihe von Fragen über die anfänglichen Symptome und den Krankheitsverlauf des hämorrhagischen Fiebers vom Ebola-Typ auf. Letzteres erschreckte entweder die Zuhörerschaft so, daß sie schweigend verharnte, oder es befriedigte ihre Neugierde. Marissa konnte das nicht entscheiden - aber es gab jedenfalls keine weiteren Fragen mehr.

Während Direktor Davis mit einer Ansprache an das Personal begann, führte Dr. Weaver Marissa aus dem Auditorium. Kaum standen sie wieder in dem engen Gang, als sie ihm sagte, sie müsse nun unbedingt einen der zuerst Erkrankten sehen, um dann das Seuchenkontrollzentrum anrufen zu können. Dr. Weaver antwortete, daß er damit gerechnet habe, und bot ihr an, sie gleich selbst zu einem Kranken zu führen. Auf dem Weg erläuterte er, daß man alle Infizierten auf zwei Gängen der Klinik zusammengezogen, die anderen Kranken verlegt und auch das Lüftungssystem isoliert habe. Er habe allen Grund anzunehmen, daß dadurch ein in sich geschlossenes System erreicht worden sei. Er berichtete weiter, daß das ganze auf diesen beiden Gängen nun beschäftigte Personal von seinen Leuten speziell geschult worden sei, daß alle Laborarbeiten beschränkt worden seien auf das, was man in einer hastig eingerichteten Station auf einem der Gänge direkt machen könne, und daß alles, was die Patienten irgendwie benutzten, erst desinfiziert und dann verbrannt würde.

Was die Quarantäne betraf, teilte er ihr mit, daß man Matratzen herangeschafft habe und die Abteilung, in der sonst Patienten ambulant behandelt wurden, in einen riesigen Schlafsaal verwandelt worden sei, wobei man wieder auf die Abtrennung der Primär- von den

Sekundärkontakten geachtet habe. Auch alles, was an Nahrungsmitteln, Getränken oder Wasser gebraucht würde, werde von außerhalb herangeschafft. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Marissa dann auch, daß Dr. Guy Weaver vor sechs Jahren EIS-Beamter am Seuchenkontrollzentrum gewesen war.

»Und warum haben Sie mich dann als den großen Experten vorgestellt?« fragte ihn Marissa und erinnerte sich an seine sie beängstigenden Übertreibungen. Offenbar wußte er mindestens soviel wie sie über Quarantänemaßnahmen, wenn nicht sogar mehr.

»Wegen des Eindrucks«, gab Dr. Weaver zu. »Das Krankenhauspersonal brauchte einfach etwas, woran es glauben konnte.«

Marissa brummelte ein bißchen, verärgert darüber, daß man ein falsches Bild von ihr gegeben hatte, war aber dennoch beeindruckt von Dr. Weavers effizienten Maßnahmen. Als sie zu dem betreffenden Gang kamen, zogen sie Kittel an, und bevor sie dann in eines der Zimmer gingen, schlüpften sie in einen zweiten Schutzmantel und legten Häubchen, Schutzbrillen, Gesichtsmasken, Handschuhe und Überschuhe an.

Der Patient, zu dem Dr. Weaver Marissa als erstes führte, war einer der Allgemeinärzte der Klinik. Er war Inder und stammte aus Bombay. Marissas ganze Angst vor Ansteckung kehrte schlagartig zurück, als sie auf den Kranken hinunterblickte. Der Mann wirkte todkrank, obwohl er erst vor etwa vierundzwanzig Stunden von der Krankheit befallen worden war. Das klinische Bild bot den gleichen Eindruck des Endstadiums wie bei den entsprechenden Fällen in Los Angeles und St. Louis. Hohes Fieber wurde begleitet von niedrigem Blutdruck, der typische Hautausschlag und Blutungen aus Schleimhäuten. Es war Marissa klar, daß der Mann die nächsten vierundzwanzig Stunden nicht überleben würde.

Um keine Zeit zu verlieren, entnahm sie sofort die notwendigen Proben, und Dr. Weaver veranlaßte, daß sie ordnungsgemäß verpackt und noch während der Nacht an Tad Schockley versandt wurden.

Ein Blick auf die Krankenblätter des Patienten zeigte Marissa, daß die Aufzeichnungen nur skizzenhaft waren, was die Krankengeschichte betraf, aber bei vierundachtzig Neuzugängen innerhalb von

sechs Stunden konnte man kaum auf ausführliche Unterlagen hoffen. Erwähnungen von größeren Reisen, dem Kontakt mit Affen oder irgendeinen Zusammenhang mit dem Auftreten der Krankheit in Los Angeles oder St. Louis konnte sie nicht entdecken.

Beim Verlassen des Gangs fragte Marissa zunächst nach einem Telefon und bat dann um so viele freiwillige Ärzte wie möglich, um ihr bei der Befragung der Patienten behilflich zu sein. Wenn bei vielen Patienten die Krankheit schon so weit fortgeschritten war wie bei dem indischen Arzt, dann mußte sehr rasch gearbeitet werden, wenn man überhaupt noch Informationen bekommen wollte.

Man überließ Marissa das Telefon im Büro des Direktors. In Atlanta war es nun schon nach elf, und Marissa bekam Dubchek sofort an den Apparat. Dumm war nur, daß er verärgert schien.

»Warum haben Sie mir denn nicht sofort Bescheid gegeben, als der Hilferuf kam? Erst als ich ins Büro kam, erfuhr ich, daß Sie abgereist waren!«

Marissa sagte darauf lieber nichts. Denn die Wahrheit war, daß sie den Telefonistinnen am Seuchenkontrollzentrum gesagt hatte, man solle immer unmittelbar sie verständigen, wenn ein Anruf käme, der auf einen Ebola-Ausbruch hindeutete. Es war ihr klar, daß Dubchek das auch hätte machen können, wenn es ihm darum gegangen wäre, jeweils direkt informiert zu werden, aber sie hütete sich, ihn noch mehr zu reizen, indem sie ihm das sagte.

»Sieht's denn wieder nach Ebola aus?«

»Ja, das tut's«, gab Marissa zurück und machte sich schon stark für Dubcheks Reaktion auf die nächste Bombe: »Der Hauptunterschied liegt in der Anzahl der betroffenen Personen. Vom diesmaligen Ausbruch sind zum gegenwärtigen Zeitpunkt bereits einhundert Leute betroffen.«

Doch Dubchek sagte lediglich: »Ich hoffe, Sie haben die notwendigen Isolationsmaßnahmen veranlaßt.«

Marissa fühlte sich förmlich betrogen - sie hatte erwartet, daß Dubchek bestürzt und überwältigt reagieren würde. Daher fragte sie: »Sind Sie denn nicht überrascht über die große Anzahl der Erkrankten?«

»Ebola ist eine bisher weitgehend unbekannte Geschichte«, antwortete Dubchek. »Zum gegenwärtigen Zeitpunkt kann mich da gar nichts überraschen. Was mich mehr beschäftigt, ist die Eingrenzung; wie steht's denn mit der Isolierung?«

»Die ist tadellos«, gab Marissa zurück.

»Also gut«, sagte Dubchek. »Das Vickers-Labor ist fertig, und wir werden wohl innerhalb der nächsten Stunde hier abreisen können. Stellen Sie sicher, daß Sie Virusproben für Tad so bald wie möglich haben.«

Marissas Versicherung darüber galt einem toten Telefon - Dubchek hatte schon aufgelegt. Er hatte ihr keine Gelegenheit gelassen, ihn davor zu warnen, daß das ganze Krankenhaus unter Quarantäne stand - wenn er erst einmal drin war, würden sie ihn nicht wieder herauslassen. »Das geschieht ihm ganz recht!« sagte sie laut, als sie vom Schreibtisch aufstand.

Beim Verlassen des Büros stellte sie fest, daß Dr. Weaver elf Ärzte zusammengebracht hatte, um ihr hinsichtlich der Krankheitsgeschichte zu helfen - fünf Frauen und sechs Männer. Alle nannten den gleichen Grund: Wenn sie ohnehin im Krankenhaus bleiben mußten, könnten sie auch arbeiten.

Marissa nahm Platz und erklärte, was sie brauchten: gründliche Vorgeschichten von so vielen der zuerst erkrankten vierundachtzig Personen wie möglich. Sie erläuterte, daß es sowohl in Los Angeles als auch in St. Louis jeweils einen Ausgangsfall gegeben habe, auf den alle anderen Erkrankungen zurückgeführt werden konnten. Offensichtlich war das hier in Phoenix anders. Bei so vielen zu gleicher Zeit aufgetretenen Fällen mußte man den Verdacht auf Ansteckung durch Wasser oder Nahrungsmittel hegen.

»Wenn die Verbreitung über das Wasser erfolgt ist, müßten dann nicht noch mehr Leute angesteckt worden sein?« fragte eine der Ärztinnen.

»Wenn die gesamte Wasserversorgung des Krankenhauses die Quelle wäre, dann wohl«, sagte Marissa. »Aber wenn wir an einen bestimmten Wasserhahn denken...« Sie verstummte, und dann gab sie zu: »Ebola war bisher nie eine durch Wasser oder Luft verbreitete

Infektion. Das ist alles höchst mysteriös, und gerade das unterstreicht die Notwendigkeit genauer Krankheitsgeschichten, um irgendeinen Bereich von Gemeinsamkeit zu finden. Waren alle Patienten in derselben Schicht? Haben alle auf demselben Stock, in derselben Abteilung gearbeitet? Tranken sie alle Kaffee aus demselben Topf, haben sie das gleiche gegessen, haben sie alle dasselbe Tier berührt?»

Marissa schob ihren Stuhl zurück und trat an eine Tafel, um dort eine Folge von Fragen aufzuschreiben, die man allen Kranken stellen sollte. Die übrigen Ärzte gingen auf die Sache ein und machten ihrerseits Vorschläge. Anschließend fügte Marissa nach einer gewissen Überlegungspause noch hinzu, man solle alle Patienten danach fragen, ob irgendeiner von ihnen an einer Tagung über Operationen am Augenlid teilgenommen hätte, die vor etwa drei Monaten in San Diego stattgefunden hatte.

Bevor die Gruppe auseinander ging, ermahnte Marissa noch einmal alle, sich streng an die Isolationsmaßnahmen zu halten und die entsprechenden Vorschriften genau zu befolgen. Dann bedankte sie sich nochmals bei allen und wandte sich schließlich der Durchsicht der Unterlagen zu, die schon greifbar waren.

Wie sie es schon in Los Angeles gehalten hatte, bat sich Marissa einen kleinen Raum hinter dem Schwesternzimmer auf einem der Isolationsgänge als ihre »Kommandozentrale« aus. Wenn die anderen Ärzte ihre Umfragen nach der Vorgeschichte der Erkrankung beendet hatten, brachten sie ihre Unterlagen zu Marissa, die mit der mühsamen Arbeit begonnen hatte, sie miteinander zu vergleichen und in Beziehung zu setzen. Es war aber nichts Ungewöhnliches feststellbar außer der Tatsache, daß alle Patienten Mitarbeiter des Medica-Hospitals waren - und das war schließlich bereits bestens bekannt gewesen.

Bis zwölf Uhr mittags waren vierzehn weitere Fälle eingeliefert worden, was Marissa in hohem Maße befürchten ließ, daß man es hier mit einer ausgewachsenen Epidemie zu tun hätte. Alle neu Eingelieferten waren bei der Medica Group versichert, mit einer einzigen Ausnahme, und waren von kranken Ärzten behandelt worden, bevor diese selbst Symptome der Erkrankung aufgewiesen hatten.

Die Ausnahme war ein Laborant, der Untersuchungen für die ersten Fälle vorgenommen hatte, bevor der Verdacht auf den Ebola-Virus vorlag.

Gerade als die Nachtschicht den Dienst aufnahm, hörte Marissa, daß die übrigen Ärzte des Seuchenkontrollzentrums angekommen seien. Mit großer Erleichterung ging sie zu ihnen, um sie zu begrüßen. Dubchek war schon dabei, beim Aufbau des mobilen Labors zu helfen.

»Sie hätten mir doch sagen können, daß das ganze verdamnte Krankenhaus bereits unter Quarantäne gestellt ist!« fuhr er sie an, als er sie bemerkte.

»Sie haben mir ja keine Gelegenheit dazu gelassen«, sagte sie und übergang die Tatsache, daß er vor ihr aufgelegt hatte. Sie wünschte sich, es gäbe etwas, wodurch sie die Beziehung zu ihm hätte verbessern können, die statt dessen immer schlechter zu werden schien.

»Nun gut, Paul und Mark sind nicht sonderlich glücklich«, sagte Dubchek. »Als sie erfuhren, daß wir alle drei während der Dauer der Epidemie hier eingesperrt sein würden, drehten sie um und flogen nach Atlanta zurück.«

»Und was ist mit Dr. Layne?« fragte Marissa schuldbewußt.

»Er ist schon in einer Besprechung mit Dr. Weaver und der Krankenhausverwaltung. Dann will er schauen, ob der Staatsbeauftragte für Gesundheitsfragen die Quarantänebestimmungen für uns CDC-Leute lockern kann.«

»Ich kann mich, wie ich vermute, mit Ihnen erst unterhalten, wenn Sie das Labor hier in Gang gebracht haben«, sagte Marissa.

»Immerhin haben Sie ein gutes Gedächtnis«, knurrte Dubchek und beugte sich hinunter, um eine Zentrifuge aus ihrem hölzernen Behälter zu heben. »Wenn ich hier fertig bin und mit Layne nochmals wegen der Isolationsmaßnahmen gesprochen habe, kann ich mir Ihre bisherigen Feststellungen ansehen.«

Auf dem Rückweg zu ihrem kleinen Zimmer schossen Marissa noch ein paar kräftige Er widerungen durch den Kopf, die aber alle die Dinge nur noch schlimmer gemacht hätten - und deswegen hatte sie sie auch hinuntergeschluckt.

Nachdem Marissa eine angelieferte Fertigmahlzeit wie in einem Flugzeug in einem Raum eingenommen hatte, der für das Personal mit direktem Kontakt mit vermutlichen Ebola-Patienten eingerichtet worden war, kehrte sie an ihre Arbeit mit den Krankenblättern zurück. Sie hatte nun die Krankengeschichten der meisten zuerst Infizierten.

Sie fand Dubchek beim Durchblättern der Unterlagen vor. Er richtete sich auf, als sie kam, und sagte: »Ich weiß nicht, ob das eine gute Idee war, das angestellte Krankenhauspersonal mit der Aufzeichnung dieser Krankengeschichten zu beauftragen.«

Marissa fühlte sich unschuldig angegriffen und sagte verteidigend: »Aber das waren so viele Fälle. Ich konnte doch innerhalb der kurzen Zeit gar nicht alle rasch genug befragen. Immerhin waren ja bereits sieben Leute zu schwach, um noch sprechen zu können, und drei sind bald danach gestorben.«

»Das ist trotzdem noch kein Grund, Ärzte der möglichen Ansteckung auszusetzen, die keine ausgebildeten Epidemiologen sind. Die staatliche Gesundheitsbehörde von Arizona verfügt über ausgebildete Leute, die man hätte herholen können. Wenn jemand von den Ärzten, die Sie zur Mithilfe herangezogen haben, krank wird, wird die Verantwortung dafür beim Seuchenkontrollzentrum liegen.«

»Aber sie...« protestierte Marissa.

»Genug jetzt!« unterbrach Dubchek sie. »Ich bin nicht hergekommen, um mich herumzustreiten. Was haben Sie in Erfahrung bringen können?«

Marissa bemühte sich, ihre Gedanken zu ordnen und ihre Gefühle unter Kontrolle zu bringen. Es stimmte, daß sie an juristische Konsequenzen ihres Verhaltens nicht gedacht hatte, aber sie glaubte nicht, daß es ein echtes Problem geben würde. Die unter Quarantäne stehenden Ärzte waren ja ohnehin bereits als Kontaktpersonen eingestuft gewesen. Sie setzte sich an den Schreibtisch und suchte den Bogen mit der Zusammenstellung ihrer Untersuchungsergebnisse

heraus. Dann las sie, ohne Dubchek anzuschauen, mit monotoner Stimme vor: »Einer der Erstpatienten ist ein Augenarzt, der dasselbe Ärztetreffen in San Diego besuchte wie Dr. Richter und Dr. Zabriski. Ein anderer von den Erstpatienten ist Orthopäde und war vor zwei Monaten auf Safari in Ostafrika. Von zweien der zuerst befallenen Patienten wurden bei Forschungsarbeiten Affen eingesetzt, aber keiner von beiden ist in letzter Zeit von ihnen gebissen worden.

Als Gesamtgruppe zeigen alle vierundachtzig Patienten Auftreten von Symptomen innerhalb der gleichen Zeitspanne von sechs Stunden, was den Verdacht nahelegt, daß alle zu gleicher Zeit infiziert wurden. Die Schwere der Symptome läßt außerdem vermuten, daß alle eine sehr starke Dosis des Infektionsträgers aufnahmen. Alle Betroffenen waren im Medica-Hospital tätig, aber nicht im selben Bereich, was zu der Annahme führt, daß das Be- und Entlüftungssystem nicht als Quelle der Ansteckung zu betrachten ist. Mir scheint, daß wir es mit einer Infektion zu tun haben, die durch Nahrungsmittel oder Wasser übertragen wurde, und unter diesem Aspekt ist die einzige Gemeinsamkeit, die sich aus den Fakten ergibt, die Tatsache, daß alle vierundachtzig die Kantine des Krankenhauses benutzten. Soweit noch feststellbar, haben alle vor drei Tagen dort ihr Mittagessen eingenommen.«

Nun blickte Marissa endlich zu Dubchek auf, der zur Decke starrte. Als er bemerkte, daß sie das Vorlesen ihres Berichts beendet hatte, fragte er: »Wie steht es mit Kontakten der Patienten zu jemandem, der mit dem Auftreten der Krankheit in Los Angeles oder St. Louis zu tun hatte?«

»Gab es nicht«, antwortete Marissa. »Jedenfalls war nichts dergleichen feststellbar.«

»Haben Sie Blutproben an Tad geschickt?«

»Jawohl«, sagte Marissa.

Cyrril ging auf die Tür zu. »Ich bin der Meinung, daß Sie Ihre Anstrengungen, irgendeine Verbindung zwischen diesem Ausbruch und den beiden vorhergehenden herauszufinden, verdoppeln müssen. Es muß einfach eine Beziehung bestehen.«

»Und was ist mit der Kantine?« fragte Marissa.

»Damit stehen Sie bisher allein - Ebola ist noch nie durch Nahrungsmittel übertragen worden, so daß ich eigentlich nicht einsehen kann, was die Kantine mit der Ansteckung zu tun haben soll...« Er öffnete die Tür. »Immerhin ist diese Übereinstimmung schon merkwürdig. Ich nehme ohnehin an, daß Sie sich diesbezüglich von Ihren eigenen Eingebungen leiten lassen, egal was ich empfehle. Aber sorgen Sie jedenfalls dafür, daß alle Möglichkeiten ausgeschöpft werden, um irgendwie einer Verbindung zu den Fällen in Los Angeles und St. Louis auf die Spur zu kommen.«

Für einen Augenblick starrte Marissa auf die Tür, die Dubchek hinter sich geschlossen hatte. Dann schaute sie wieder ihr Übersichtsblatt an und den Riesenstapel von Krankenunterlagen. Es war deprimierend.

Als ob Cyrills letzte Worte eine Herausforderung gewesen wären, beschloß Marissa, in die Kantine bzw. Cafeteria hinüberzugehen, die jenseits eines kleinen Gartenhofes als eigener Flügel erbaut worden war. Die Doppeltür, die in den großen Raum führte, war geschlossen, und auf der rechten Hälfte klebte ein Zettel mit der Aufschrift »Geschlossen auf Anordnung der staatlichen Gesundheitsbehörde«. Marissa drückte auf die Klinke - es war nicht abgesperrt.

Der Raum drinnen war fleckenlos sauber, und die Einrichtung war von Stahl und Plastik geprägt. Unmittelbar vor Marissa befand sich die Theke mit Tablettstapeln an der einen Seite und der Kasse an der anderen.

Eine zweite Doppeltür hinter der Theke, mit kleinen Rundfenstern, führte in die Küche. Während Marissa noch überlegte, ob sie hineingehen solle oder nicht, öffnete sich die Tür, und eine etwas füllige, aber durchaus attraktive Frau mittleren Alters erschien, die Marissa sogleich zurief, daß die Kantine geschlossen sei. Die junge Ärztinklärte die Frau über ihre Funktion auf und fragte, ob sie ihr ein paar Fragen stellen dürfe. »Aber sicher«, gab diese zurück und erklärte mit einem schwachen skandinavischen Akzent, daß sie Jana Beronson heiße und die Leiterin der Cafeteria sei. Marissa begleitete sie in ihr Büro, eine fensterlose Kammer, deren Wände mit Terminplänen und Speisekarten bedeckt waren.

Nach einer kleinen belanglosen Eingangsunterhaltung bat Marissa darum, die Speisekarte für das Mittagessen vor drei Tagen sehen zu dürfen. Frau Beronson holte sie aus einem Stapel heraus, und Marissa las sie rasch durch. Es war eine übliche Kantinenspeisekarte mit zwei Suppen, drei Hauptgerichten und einer Auswahl von Desserts.

»Ist das alles, was angeboten wurde?« fragte Marissa.

»Das war die Tageskarte«, antwortete Frau Beronson. »Natürlich haben wir ständig eine Auswahl von Sandwiches und Salaten sowie Getränken im Angebot.«

Marissa fragte, ob sie wohl eine Kopie dieser Speisekarte bekommen könne, und Frau Beronson nahm das Blatt und verließ das Büro, um eine Fotokopie machen zu lassen. Marissa entschloß sich, jeden der Erstpatienten danach zu fragen, was er vor drei Tagen zu Mittag gegessen habe. Außerdem würde sie eine Befragung bei einer Kontrollgruppe durchführen, die aus Personen zusammengesetzt war, die ebenfalls das Mittagessen in der Kantine eingenommen hatten, aber nicht erkrankt waren.

Frau Beronson kam mit der Kopie zurück. Als sie das Blatt zusammenfaltete, fragte Marissa: »Es wurde auch eine ihrer Mitarbeiterinnen krank, nicht wahr?«

»Ja, Maria Gonzales«, sagte Frau Beronson.

»Was war ihre Aufgabe hier bei Ihnen?«

»Sie bediente entweder an der Warmhaltetheke oder an der Salat-
ausgabe«, antwortete Frau Beronson.

»Könnten Sie mir genau sagen, was sie am fraglichen Tag machte?« fragte Marissa.

Frau Beronson stand auf, ging zur Wand hinüber, wo einer der großen Terminpläne hing, schaute nach und beantwortete dann Marissas Frage: »Sie war für Desserts und Salate eingeteilt.«

Marissa überlegte, ob man nicht das gesamte Kantinenpersonal auf Ebola-Antikörper testen solle. Selbst wenn Ralph einen Spaß gemacht hatte, als er von einer »Ebola-Mary« sprach, die absichtlich den Ebola-Virus verbreitete, so war das doch nicht völlig auszuschließen, selbst wenn es für Afrika sicher nicht der Fall gewesen war.

»Möchten Sie sich einmal alles hier ansehen?« fragte Frau Beronson in dem Bemühen, sich gefällig zu erweisen.

Während der nächsten halben Stunde führte sie dann Marissa durch die Kantine, und zwar sowohl durch den eigentlichen Speisesaal als auch durch die Küche. In der Küche sah die junge Ärztin den großen begehbaren Kühlschrank, den Arbeitsbereich für die Essensvorbereitung und die mächtigen Gasherde. Im Speisesaal schritt sie an der Theke für die Essensausgabe entlang, warf einen Blick in die Besteckkästen und nahm die Deckel von den Behältnissen für die verschiedenen Salate.

»Möchten Sie auch die Vorratsräume sehen?« fragte Frau Beronson, als sie durch waren.

Marissa aber verneinte, denn sie wollte jetzt damit beginnen, die Erstpatienten zu fragen, was sie jeweils aus der Speisekarte für den betreffenden Tag ausgewählt hatten.

*

Marissa lehnte sich in den Sessel zurück und rieb sich die Augen. Es war elf Uhr abends am zweiten Tag ihres Aufenthalts hier in Phoenix, und sie hatte in der Nacht zuvor nur vier Stunden geschlafen. Man hatte ihr eine der Untersuchungskabinen in der Abteilung für Frauenkrankheiten als Schlafstätte zugewiesen, und jedesmal, wenn jemand vorbeikam, war sie aufgewacht.

Sie hörte, wie hinter ihrem Rücken die Tür aufging. Sie drehte sich um und sah Dubchek, der eine Ausgabe der örtlichen Zeitung in die Höhe streckte. Er wies sie auf die Schlagzeile auf der ersten Seite hin, die lautete: »Seuchenkontrollzentrum vermutet die verborgene Quelle des Ebola-Virus in den USA!« Dubcheks Gesichtsausdruck verriet, daß er wie üblich verärgert war.

»Ich verbot Ihnen doch ausdrücklich, der Presse irgend etwas mitzuteilen!«

»Das habe ich auch nicht!«

Dubchek knallte ihr die Zeitung auf den Schreibtisch. »Hier steht aber ausdrücklich, Frau Dr. Blumenthal hätte gesagt, die Quelle des

Ebola-Virus müsse hier in den Vereinigten Staaten liegen, und die Übertragung in Phoenix müsse über Nahrungsmittel oder das Wasser erfolgt sein. Marissa, ich muß Ihnen sagen, daß Sie eine Menge Ärger kriegen werden!«

Marissa nahm die Zeitung und überflog rasch den fraglichen Artikel. Es stimmte zwar, daß ihr Name erwähnt war, aber sozusagen nur »aus zweiter Hand«. Die eigentliche Informationsquelle war ein gewisser Bill Freeman, einer der Ärzte, die ihr bei der Befragung der Patienten geholfen hatten. Sie wies Dubchek darauf hin.

»Es ist völlig unerheblich, ob Sie direkt mit der Presse reden oder mit jemandem, der seinerseits die Presse informiert. Die Auswirkungen sind die gleichen. Das erweckt den Anschein, als ob das Seuchenkontrollzentrum Ihre Meinung teile - und das ist absolut nicht der Fall. Wir haben bisher noch keinen überzeugenden Beweis dafür, daß die Ansteckung über Nahrungsmittel erfolgte, und das letzte, was wir brauchen können, ist der Ausbruch einer Massenhysterie.«

Marissa nagte an ihrer Unterlippe. Es schien so, als ob jedesmal, wenn Dubchek sich mit ihr unterhielt, er ihr etwas vorzuwerfen hatte. Wenn sie es bloß geschafft hätte, den Vorfall damals in dem Hotel in Los Angeles diplomatischer zu behandeln - sicher wäre er dann nicht immer so wütend. Was erwartete er denn eigentlich - mit keinem Menschen ein Wort zu wechseln? Jede Teamarbeit setzte irgendwie den Gedanken- und Meinungsaustausch voraus.

Um Dämpfung ihres Temperaments bemüht, reichte sie Dubchek ein Blatt Papier. »Ich meine, Sie sollten sich das mal ansehen.«

»Was ist das?« fragte er gereizt.

»Es ist das Ergebnis einer zweiten Befragung der gleich anfangs angesteckten Patienten. Jedenfalls derjenigen, die noch in der Lage waren, zu antworten. Mit Ausnahme von zweien, die sich nicht mehr erinnern konnten, hatten alle Patienten vier Tage vorher in der Kantine Vanillepudding gegessen. Sie werden sich erinnern, daß ich schon in meinem ersten Überblick darauf verwiesen hatte, daß die einzige feststellbare Übereinstimmung im gemeinsamen Mittagessen in der Kantine bestand. Sie werden auch feststellen können, daß einund-

zwanzig Leute, die am selben Tag in der Kantine aßen, aber eben keinen Vanillepudding, nicht erkrankten.«

»Da haben Sie sich ja viel Mühe gemacht, aber Sie haben eines vergessen - Ebola ist keine Krankheit, die durch Nahrungsmittel übertragen wird.«

»Das weiß ich durchaus«, gab Marissa zu, »aber Sie dürfen doch auch nicht vergessen, daß dieser Ausbruch mit einer Lawine von Fällen einsetzte und dann zu einem Rinnsal wurde, als erst einmal die Isolierung erfolgte.«

Dubchek holte tief Luft und sagte dann herablassend: »Hören Sie mal zu. Dr. Layne hat Ihre Feststellung bestätigt, daß einer der Erstpatienten an derselben Ärztekonzferenz in San Diego teilgenommen hat wie Richter und Zabriski. Diese Tatsache bildet die Grundlage der offiziellen Einschätzung: Richter brachte den Virus aus seinem einheimischen Speicher in Afrika mit und übertrug ihn dann auf andere Ärzte, die in San Diego dabei waren, einschließlich des unglücklichen Augenarztes hier am Medica-Hospital.«

»Aber diese Einschätzung ignoriert die bekannte Inkubationszeit für hämorrhagisches Fieber.«

»Ich weiß, daß es diesbezüglich noch Probleme gibt«, gab Dubchek müde zu, »aber im Augenblick ist das unsere offizielle Position. Ich will Sie nicht daran hindern, der Idee einer Ansteckung durch Nahrungsmittel nachzugehen, aber hören Sie um Himmels willen auf, darüber zu reden. Denken Sie doch bitte daran, daß Sie als Amtsperson hier sind. Ich möchte nicht, daß Sie Ihre persönliche Meinung irgend jemandem mitteilen, insbesondere nicht der Presse. Haben wir uns verstanden?«

Marissa nickte.

»Und dann gibt es noch einiges, um das ich Sie bitten muß. Nehmen Sie Kontakt mit dem staatlichen Gesundheitsbeauftragten auf und bitten Sie ihn um Beschlagnahme der sterblichen Überreste einiger Opfer. Wir brauchen ein paar großformatige Proben, die eingefroren und nach Atlanta geschickt werden müssen.«

Marissa nickte wiederum. Dubchek war schon in der Tür, als er innehielt, sich umdrehte und etwas freundlicher zu ihr sagte: »Es wird

Sie interessieren, daß Tad Schockley inzwischen damit begonnen hat, die Ebola-Viren von den drei Ausbrüchen der Krankheit in Los Angeles, St. Louis und Phoenix zu vergleichen. Seine ersten Untersuchungen scheinen zu bestätigen, daß alle vom selben Stamm sind. Das unterstützt die Annahme, daß die drei Ausbrüche miteinander in Verbindung stehen.« Er schenkte Marissa noch ein kurzes, selbstzufriedenes Lächeln und verließ dann den Raum.

Marissa schloß die Augen und dachte darüber nach, was sie jetzt tun könne. Leider war nichts von dem unseligen Vanillepudding übriggeblieben. Das hätte die Dinge allzusehr vereinfacht.

Sie entschied sich also dafür, vom gesamten Küchen- und Kantenpersonal Blutproben für die Untersuchung auf Ebola-Antikörper zu entnehmen. Außerdem entschloß sie sich, von allen Bestandteilen, die für den Vanillepudding verwendet worden waren, Proben an Tad zu schicken mit der dringenden Bitte, sie auf eine mögliche Verseuchung hin zu untersuchen. Aber eine innere Stimme sagte ihr gleich, daß die Untersuchung dieser Bestandteile nichts Neues bringen würde, auch wenn tatsächlich ein Zusammenhang mit diesem Vanillepudding bestünde. Es war ja bekannt, daß der Virus außerordentlich hitzeanfällig war, so daß er eigentlich erst dann in den Vanillepudding geraten sein konnte, als dieser schon gekocht und entsprechend abgekühlt war. Aber wie hätte das geschehen können? Marissa starrte auf den Papierstoß, der vor ihr lag. Die fehlende Spur mußte irgendwo darin versteckt sein. Wenn sie nur ein bißchen mehr Erfahrung gehabt hätte, dann hätte sie sie entdecken müssen.

KAPITEL 8

16. Mai

Es war knapp einen Monat später, und Marissa saß wieder in ihrem kleinen Büro im Seuchenkontrollzentrum in Atlanta. Die Epidemie in Phoenix hatte eingedämmt werden können, und es war ihr, Dubchek und den anderen CDC-Ärzten in der Klinik dort schließlich erlaubt worden, abzureisen. Aber endgültige Antworten darauf, wodurch der Ausbruch der Krankheit verursacht worden war oder wie sich ein erneutes Auftreten verhindern ließe, hatten sie wieder nicht gefunden.

Nachdem die Krankheit niedrigerungen worden war, hatte es Marissa gedrängt, zu ihrer Arbeit am Seuchenkontrollzentrum zurückzukehren. Und dennoch war sie jetzt nach ihrer Rückkehr nicht glücklich. Mit Tränen in den Augen, die durch eine Mischung aus Entmutigung und Wut veranlaßt waren, blickte sie auf eine Aktennotiz hinunter, welche mit den Worten begann: »Ich bedaure Ihnen mitteilen zu müssen...« Erneut hatte Dubchek ihr Gesuch um Zulassung zum Hochsicherheitslabor abgelehnt, trotz ihrer unermüdlichen Bemühungen, ihre diesbezüglichen Fertigkeiten im Umgang mit Viren und Gewebekulturen zu verbessern. Dieses Mal fühlte sie sich wirklich entmutigt. Sie war weiterhin überzeugt davon, daß der Ausbruch der Krankheit in Phoenix mit dem Vanillepudding etwas zu tun haben müsse, und sie wünschte sich verzweifelt, ihre Ansicht zu beweisen durch den Einsatz entsprechender Kulturen. Sie war sich sicher, daß sie, wenn sie erst einmal der Übertragungsweise des Virus auf die Spur gekommen sei, auch eine Theorie darüber entwickeln könne, woher er bei seinem ersten Auftreten gekommen war.

Marissa blickte auf die großen Papierbögen hinunter, auf denen sie den Weg der Ebola-Viren von einer Generation zur anderen während der drei Ausbrüche in den Vereinigten Staaten eingetragen hatte. Auch in bezug auf die beiden vorhergehenden Ausbrüche des Ebola-

Fiebers 1976 in Afrika hatte sie ähnliche, wenn auch weniger vollständige Diagramme angelegt. Beide hatten sich nahezu gleichzeitig ereignet, der eine in Yambuku in Zaire und der andere in Nzara im Sudan. Sie hatte ihre Unterlagen erstellen können aufgrund von einzelnen Notizen, die in den Archiven des Seuchenkontrollzentrums aufbewahrt worden waren.

Eine Tatsache, die ihr in bezug auf die Erfahrungen in Afrika besonders interessant schien, war die, daß man niemals eine Quelle hatte ausfindig machen können. Selbst die Entdeckung, daß der Virus, der das hämorrhagische Fieber vom Lassa-Typ verursachte, in einer speziellen Gattung einer einheimischen Mäuseart anzutreffen war, hatte seinerzeit nicht zur Entdeckung eines Speichers oder einer bestimmten Quelle für den Ebola-Virus geführt. Moskitos, Wanzen, Affen, Ratten, Mäuse - alle möglichen Tierarten hatte man zunächst verdächtigt und dann wieder fallenlassen müssen. Es war ein Geheimnis dort drüben in Afrika geblieben genauso wie jetzt hier in den Vereinigten Staaten.

Marissa warf mit einem Gefühl der Frustration ihren Bleistift auf den Schreibtisch. Im Grunde hatte sie Dubcheks Ablehnung nicht überrascht, nachdem er sie schon in Phoenix immer mehr von ihrer Arbeit abgezogen und am selben Tag nach Atlanta zurückgeschickt hatte, an dem die Quarantäne aufgehoben worden war. Er schien entschlossen, an der offiziellen Position festzuhalten, derzufolge der Virus von Dr. Richter aus Afrika eingeschleppt worden war, der ihn dann wieder an seine Kollegen übertragen hatte, die wie er als Augenarzt an der Konferenz über Augenlidoperationen in San Diego teilgenommen hatten. Dubchek war überzeugt davon, daß die lange Inkubationszeit als Ausnahmeerscheinung akzeptiert werden müsse.

Einem plötzlichen Impuls folgend, sprang Marissa auf und beschloß, Tad aufzusuchen. Er hatte ihr dabei geholfen, den Antrag aufzusetzen, und jetzt hatte sie das Vertrauen, sich an seiner Schulter darüber ausweinen zu dürfen, daß er abgelehnt worden war.

Nach einigem Protest seinerseits schaffte es Marissa schließlich, ihn aus seinem Virologielabor wegzulotsen zu einem vorgezogenen Imbiß.

»Du mußt es halt noch einmal versuchen«, meinte Tad, als sie ihm ohne Umschweife die schlechte Nachricht mitteilte.

Marissa lächelte. Schon fühlte sie sich besser. Tads Naivität war einfach liebenswert.

Sie überschritten den Gang zum Hauptgebäude. Ein Vorteil, so früh essen zu gehen, war schon einmal der, daß man die lange Schlange vor der Essensausgabe vermeiden konnte.

Als ob man Marissa weiterhin ärgern wolle, war eine der Nachspeisen auf der Tageskarte ausgerechnet Karamelpudding. Nachdem sie an einen Tisch gegangen und ihre Tablett abgestellt hatten, fragte Marissa, ob es Tad möglich gewesen sei, die Bestandteile des Vanillepuddings zu untersuchen, die sie ihm aus Arizona geschickt hatte.

»Kein Ebola«, antwortete er lakonisch.

Marissa nahm Platz und dachte darüber nach, wie einfach es doch gewesen wäre, wenn man als Schuldigen eine Firma hätte ausfindig machen können, die Lebensmittel für Krankenhäuser lieferte. Es hätte erklärt, warum der Virus immer wieder gerade in Krankenhäusern auftrat.

»Was erbrachten die Blutproben des Küchenpersonals?«

»Keine Ebola-Antikörper«, antwortete Tad. »Aber ich muß dich warnen, Marissa: Dubchek bemerkte zufällig, was ich da mache, und er war stocksauer. Was ist denn da los zwischen euch beiden? Ist in Phoenix irgendwas passiert?«

Marissa war versucht, Tad die ganze Geschichte zu erzählen, aber ein weiteres Mal befand sie, daß das die verfahrenere Situation eigentlich nur verschlimmern könne. Als Antwort auf seine Frage berichtete sie also, sie sei in Phoenix unbeabsichtigt Auslöser eines Zeitungsberichts geworden, in dem eine andere Position als die offizielle des Seuchenkontrollzentrums vertreten worden sei.

Tad kaute an seinem Sandwich und fragte dann: »War das die Geschichte, in der behauptet wurde, es müsse eine versteckte Quelle für den Ebola-Virus hier in den Vereinigten Staaten geben?«

Marissa nickte. »Ich bin überzeugt davon, daß die Ebola-Viren im Vanillepudding steckten. Und außerdem bin ich der festen Meinung, daß wir mit weiteren Ausbrüchen der Krankheit rechnen müssen.«

Tad zuckte die Schultern. »Die Ergebnisse meiner Arbeit scheinen jedoch Dubcheks Ansicht zu stützen. Ich habe Ribonukleinsäure und Capsidproteine, also die Proteine der Außenhülle, bei den Viren aus allen drei Ausbrüchen isoliert, und erstaunlicherweise sind sie völlig identisch. Das bedeutet, daß es sich immer um denselben Virusstamm handelt - und das heißt wiederum, daß wir es eigentlich mit nur *einem* Ausbruch zu tun haben. Normalerweise verändert sich Ebola immer in einem gewissen Ausmaß. Sogar bei den beiden ersten Ausbrüchen in Afrika, also in Yambuku und Nzara, waren Unterschiede feststellbar bei den in einer Entfernung von achthundertfünfzig Kilometern aufgetretenen Viren.«

»Aber was sagst du denn zur Inkubationszeit?« protestierte Marissa. »Bei jedem neuen Auftreten der Erkrankung lag die Inkubationszeit der neu Erkrankten bei zwei bis vier Tagen. Aber zwischen der Ärztetagung in San Diego und dem Ausbruch der Krankheit in Phoenix lagen drei Monate!«

»Na gut«, sagte Tad, »aber das ist auch kein größeres Rätsel als die Frage, wie die Viren in den Vanillepudding geraten sein sollen, und noch dazu in solchen Mengen.«

»Deswegen habe ich dir ja die Zutaten geschickt!«

»Aber Marissa«, wandte Tad ein, »der Ebola-Virus wird bereits bei sechzig Grad abgetötet. Selbst wenn er in den Zutaten gewesen wäre, so wäre er doch durch den Kochvorgang wirkungslos geworden.«

»Die Frau, die den Nachtschisch serviert hat, ist ja selbst krank gewesen. Vielleicht hat sie ihrerseits die Ansteckung durch den Pudding bewirkt.«

»Großartig«, sagte Tad und rollte mit seinen hellblauen Augen. »Aber wie kommt sie an einen Virus, den es eigentlich nur im schwärzesten Afrika gibt?«

»Das weiß ich ja auch nicht«, gab Marissa zu. »Aber ich weiß genau, daß sie an einem Augenärzttreffen in San Diego nicht teilgenommen hat.«

In verzweifelter Schweigen kauten sie eine Weile vor sich hin.

»Ich kenne nur einen einzigen Ort, woher die Bedienung den Ebola-Virus bekommen haben kann«, sagte Marissa schließlich.

»Und was wäre das für ein Ort?«

»Hier unser Seuchenkontrollzentrum.«

Tad legte den Rest seines Sandwichs hin und starrte Marissa mit großen Augen an. »Um Gottes willen, weißt du, was du da unterstellst?«

»Ich unterstelle gar nichts«, antwortete Marissa. »Ich stelle lediglich eine Tatsache fest. Die einzig bekannte Quelle für Ebola ist unser eigenes Hochsicherheitslabor.«

Tad schüttelte ungläubig den Kopf.

»Tad«, sagte Marissa in entschlossenem Ton, »ich möchte dich um einen Gefallen bitten. Kannst du dir nicht vom Büro für biologische Sicherheit eine Liste all jener Leute beschaffen, die im letzten Jahr im Hochsicherheitslabor waren?«

»Das gefällt mir nicht«, antwortete Tad und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

»Ach, komm schon«, sagte Marissa. »Die Beschaffung einer solchen Liste schadet doch niemandem. Es wird dir doch bestimmt ein Grund dafür einfallen, um deine Bitte um eine solche Liste zu begründen.«

»Diese Liste ist nicht das Problem«, gab Tad zu. »So was habe ich früher auch schon mal gemacht. Was mir nicht gefällt, ist der Gedanke, daß ich dich damit in deiner Wahnsinnsidee ermutige, und noch weniger gefällt mir die Vorstellung, daß ich dann zwischen dir und der Verwaltung, vor allem Dubchek, stehe.«

»Ach du meine Güte«, meinte Marissa, »die Beschaffung einer solchen Liste kann dich doch wohl kaum zwischen Dubchek und mich bringen. Und überhaupt - wie soll er denn davon erfahren? Wie soll denn überhaupt jemand davon etwas erfahren?«

»Na ja, das stimmt schon«, gab Tad widerstrebend zu. »Aber das setzt natürlich voraus, daß du niemandem die Liste zeigst.«

»Also gut«, sagte Marissa, als ob damit die Sache entschieden sei. »Ich schaue heute abend bei dir vorbei und hole mir die Liste ab. Einverstanden?«

»Na, meinetwegen.«

Marissa lächelte Tad an. Er war ein prächtiger Freund, und sie hatte das beruhigende Gefühl, daß er nahezu alles für sie tun würde. Das war deshalb ein so gutes Gefühl, weil sie ihn noch um einen weiteren Gefallen bitten mußte - sie mußte auf alle Fälle noch mal ins Hochsicherheitslabor!

*

Nachdem sie die Handbremse energisch angezogen hatte, stieg Marissa aus ihrem roten Honda. Die Straße war ziemlich abschüssig, und so hatte sie vorsichtshalber auch noch die Räder auf den Randstein zu eingeschlagen. Obwohl sie nun schon recht oft mit Tad ausgegangen war, hatte sie ihn doch noch niemals in seiner Wohnung besucht. Sie stieg die Stufen vor dem Eingang hinauf und schaute nach der richtigen Klingel. Es war fast neun und schon dunkel.

Sofort, als Marissa Tad sah, wußte sie, daß er bekommen hatte, was sie wollte. Sein Lächeln beim Öffnen der Tür verriet ihr das.

Sie ließ sich in ein mit Kissen überfülltes Sofa fallen und wartete, während Tads dicke Katze sich schon wohligh an ihrem Bein rieb, gespannt auf das, was Tad ihr sagen würde.

Mit selbstzufriedenem Grinsen hielt ihr Tad den Computerausdruck der gewünschten Liste hin. »Ich habe einfach gesagt, daß wir eine interne Untersuchung über die Besuchshäufigkeit durchführen«, sagte er dazu. »Die kamen gar nicht auf die Idee, weitere Fragen zu stellen.«

Während Marissa schon die erste Seite umblätterte, stellte sie fest, daß für jeden Besuch im Hochsicherheitslabor der Name des Besuchers und seine Eingangs- und Ausgangszeit genau festgehalten waren. Sie ging die Liste durch und bemerkte, daß ihr nur wenige der Namen geläufig waren. Am häufigsten kam Tads Name vor.

»Jeder weiß, daß ich der einzige am Seuchenkontrollzentrum bin, der dort regelmäßig arbeitet«, sagte er lachend.

»Ich hätte nie gedacht, daß die Liste so umfangreich ist«, meinte Marissa und blätterte die Seiten durch. »Hat eigentlich jeder auf der Liste weiterhin Zugang?«

Tad lehnte sich an Marissas Schulter und überflog die Seiten. »Geh doch mal zum Anfang zurück.«

»Der Bursche da«, sagte er und deutete auf einen Namen, »Gaston Dubois, hat jetzt keine Zugangserlaubnis mehr. Er kam von der Weltgesundheitsorganisation und war nur zu einem kurzen Besuch hier. Und der da«, damit wies er auf einen einzelnen Eintrag für einen gewissen Harry Longford, »war ein Harvard-Student in einem höheren Semester und erhielt nur wegen eines besonderen Projekts einmal Zugang.«

Marissa fiel der Name von Oberst Woolbert auf, der mehrfach eingetragen war, und der eines gewissen Heberling, der ein regelmäßiger Besucher bis Ende September gewesen zu sein schien. Danach tauchte sein Name nicht mehr auf. Marissa erkundigte sich nach ihm.

»Heberling arbeitete regelmäßig hier«, erklärte Tad. »Vor sechs Monaten hat er eine andere Aufgabe übernommen. Es gab viel Wechsel auf dem Gebiet der virologischen Forschung, seit erhebliche Mittel für die Forschung im AIDS-Bereich frei geworden sind.«

»Wo ist er denn hingegangen?« fragte Marissa, während sie schon auf die nächste Seite umblätterte.

Tad zuckte die Schultern. »Keine Ahnung. Ich glaube, er wollte nach Fort Detrick gehen, doch er und Oberst Woolbert verstanden sich nicht sonderlich. Heberling ist ein tüchtiger Bursche, aber nicht so ganz einfach im persönlichen Umgang, und es gab Gerüchte, daß er auf Dubcheks Posten scharf sei. Ich bin froh, daß er ihn nicht bekam. Ich fürchte, daß er mir das Leben ziemlich schwergemacht hätte.«

Marissa blätterte die Liste bis Januar durch und stieß dabei mehrfach auf einen Namen, der im Abstand von zwei Wochen auftauchte: Gloria French. »Wer ist das?« fragte sie.

»Gloria ist von der Abteilung für parasitäre Erkrankungen. Sie benutzt das Labor gelegentlich für Arbeiten zu Problemen vektorbezogener Viren.«

Marissa rollte den Computerausdruck zusammen.

»Zufrieden?« fragte Tad.

»Es ist sogar ein bißchen mehr, als ich erwartet hatte«, bestätigte Marissa. »Ich bin dir wirklich dankbar für deine Bemühungen. Aber da ist noch etwas...«

»O nein!« sagte Tad.

»Nur die Ruhe«, gab Marissa zurück. »Du hast mir doch gesagt, daß die aufgetretenen Ebola-Viren in Los Angeles, St. Louis und Phoenix alle vom selben Stamm waren. Ich wüßte doch wirklich zu gerne, wie du das festgestellt hast!«

»Aber das gesamte Material darüber befindet sich im Hochsicherheitslabor«, sagte Tad schwach.

»So?« entgegnete Marissa nur.

»Du hast doch noch keine Zugangsbewilligung erhalten«, gab ihr Tad zu bedenken - er wußte sehr gut, was jetzt kommen würde.

»Was mir fehlt«, sagte Marissa, »ist die Erlaubnis, dort Untersuchungen durchzuführen. Das heißt also, daß ich nicht allein reingehen darf. Aber es ist doch was ganz anderes, wenn ich mit dir reingehere, besonders, wenn sonst niemand da ist. Es gab doch keinerlei Probleme, als wir neulich gemeinsam dort waren, oder?«

Das mußte Tad zugeben. Es hatte keinerlei Schwierigkeiten gegeben - warum sollte man es nicht ein zweites Mal riskieren? Man hatte ihm niemals ausdrücklich gesagt, daß er keine anderen Leute vom Fachpersonal mit ins Hochsicherheitslabor mitnehmen dürfe, und so konnte er sich jedenfalls immer damit herausreden, daß er von einem entsprechenden Verbot nichts gewußt habe. Obwohl es ihm klar war, daß Marissa ihn einwickelte, war es ihm doch unmöglich, ihrem Charme zu widerstehen. Außerdem war er stolz auf seine Arbeit, und es tat ihm gut, sie vorführen zu können. Er war überzeugt davon, daß sie davon beeindruckt sein würde.

»Also von mir aus«, sagte er. »Wann willst du gehen?«

»Warum nicht gleich jetzt?« fragte Marissa.

Tad blickte auf die Uhr. »Na ja, eigentlich ist's egal, ob wir jetzt gehen oder ein andermal.«

»Und hinterher gönnen wir uns irgendwo einen Schluck. Diesmal bin ich an der Reihe!« schloß Marissa.

Sie nahm ihre Tasche und bemerkte noch, daß Tads Schlüssel und seine Einlaßkarte nebeneinander auf einem Regal gleich neben der Tür lagen.

Während sie in Marissas Wagen zum Seuchenkontrollzentrum fuhren, erläuterte ihr Tad des langen und breiten seine letzten Untersuchungen. Marissa hörte ihm nur mit halbem Ohr zu. Sie war dort im Labor an ganz anderen Dingen interessiert.

Wie beim vorigen Mal trugen sie sich am Haupteingang des Seuchenkontrollzentrums ein und gingen zum Aufzug, als ob sie in Marissas Büro wollten. Sie fuhren zum entsprechenden Stockwerk hinauf, liefen dann aber wieder die Treppen hinunter und gingen über den Steg zum Virologiebau hinüber.

Noch bevor Tad die mächtige Stahltür zu öffnen begann, nannte Marissa die Codenummer: 43-23-39.

Tad warf ihr einen respektvollen Blick zu. »Meine Güte, was für ein tolles Gedächtnis!«

»Na«, meinte Marissa, »hast du denn vergessen, daß das genau meine Maße sind!«

Tad prustete los angesichts Marissas zierlicher Figur im Verhältnis zu diesen üppigen Abmessungen. Als er die Lichter und die Kompressoren im äußeren Bereich einschaltete, verspürte Marissa das gleiche Unbehagen wie bei ihrem ersten Besuch. Es lag etwas Beängstigendes über diesem Labor - irgendwie in der Art eines Science-fiction-Films. In den Umkleideräumen schlüpfen sie erst schweigend in die Arbeitsanzüge aus weißem Baumwollstoff, dann in die unförmigen Plastikschutzanzüge. Unter Tads Anleitung schloß Marissa ihren Luftschlauch an der Steckbuchse an.

»Du machst das schon wie ein alter Profi«, sagte Tad, als er die Lichter im inneren Laboratorium einschaltete, und bedeutete ihr dann, den Luftschlauch wieder zu lösen und in den nächsten Raum zu gehen. Als sie in der kleinen Kammer, wo sie dann vor dem Verlassen des Labors ihre Phenoldesinfektionsdusche bekommen würden, auf Tad wartete, verspürte sie einen lästigen Anflug von Platzangst. Sie setzte sich innerlich dagegen zur Wehr, und er ließ nach, als sie das geräumige Hauptlabor betraten. Dabei kam ihr auch ihre

jetzige Arbeit mit Viren zu Hilfe, durch die ihr inzwischen vieles von der Laborausstattung vertraut war. Das galt zum Beispiel für die Brutkästen für die Gewebekulturen und auch die Geräte für die Chromatographie. »Hier herüber«, rief Tad, nachdem sie sich wieder an einer Anschlußbuchse eingehakt hatten. Er führte sie vor einen der Experimentiertische, auf dem ein kompliziertes System aus gläsernen Röhren, Kolben und Behältern aufgebaut war, und begann ihr zu schildern, wie er RNS, die Ribonukleinsäure, und die Capsidproteine, also die aus der Virushülle, aus den Ebola-Viren herauszog.

Marissas Gedanken schweiften ab. Was sie hier wirklich sehen wollte, war der Platz, wo die Ebola-Viren gelagert wurden. Sie schielte nach der verriegelten Isoliertür. Wenn sie raten sollte, würde sie darauf tippen, daß das irgendwo dort drinnen wäre. Sobald Tad eine Pause machte, fragte sie ihn, ob er ihr nicht mal zeigen könne, wo sie die Viren aufbewahrten.

Er zögerte für einen Augenblick und sagte dann, in Richtung auf die Isoliertür deutend: »Dort drüben!«

»Kann ich's mal sehen?« fragte Marissa.

Tad zuckte die Achseln und bedeutete ihr dann, ihm zu folgen. Er watschelte mit ihr zur Wand mit der Isoliertür, zeigte aber dann auf einen Kasten neben einem der Inkubatoren für die Gewebekulturen.

»Da drin?« fragte Marissa, zugleich überrascht und enttäuscht. Sie hatte sich ein gewichtigeres Behältnis vorgestellt, mit Sicherheits-schlössern und hinter einer sorgsam verriegelten Tür.

»Das sieht genau aus wie die Kühltruhe meiner Eltern!«

»Es ist auch einfach eine Kühltruhe«, sagte Tad. »Wir haben sie lediglich auf Kühlung durch flüssigen Stickstoff umgerüstet.« Er wies auf die Zu- und Abführungen. »Wir halten die Temperatur konstant auf minus siebzig Grad.«

Rund um die Truhe und durch den Handgriff gezogen lag eine durch ein Zahlenschloß gesicherte Gliederkette. Tad griff nach dem Schloß und stellte die Zahlenkombination ein. »Wer immer sich das einfallen ließ - er hatte Sinn für Humor. Die richtige Reihenfolge ist 6-6-6.«

»Das wirkt aber nicht sonderlich gesichert«, sagte Marissa.

Tad zuckte die Achseln. »Wer soll denn hier schon hereinkommen - die Putzfrau vielleicht?«

»Ich meine es ernst«, versicherte Marissa.

»Es kann doch niemand ohne die Sicherheitskarte hier ins Labor«, beschwichtigte Tad sie, öffnete das Schloß und nahm die Kette ab.

Das ist ja heiter! dachte Marissa.

Tad machte den Deckel der Truhe auf, und Marissa linste hinein, so vorsichtig, als ob ihr etwas entgegenhüpfen könne. Im eisigen Dunst konnte sie Tausende winziger, mit einem Plastikdeckel verschlossener Röhrchen erkennen, die in Metallrahmen eingehängt waren.

Mit seiner plastikgeschützten Hand wischte Tad den Frostbeslag von der Innenseite des Deckels und machte damit eine Tabelle sichtbar, auf der die verschiedenen Viren und ihre Standortnummern eingetragen waren. Er schaute nach der entsprechenden Nummer für die Ebola-Viren und suchte dann in der Tiefkühltruhe herum wie ein Verkäufer, der für einen Kunden einen bestimmten, von diesem gewünschten Fisch herausucht.

»Hier ist dein Ebola«, sagte er schließlich, nahm ein Röhrchen heraus und tat so, als ob er es Marissa zuwerfen wolle.

In panischer Angst streckte sie die Hände aus, um es aufzufangen. Dabei hörte sie Tads Lachen, das wegen seines Schutzanzugs hohl und wie aus weiter Ferne kommend klang. Ärger stieg in ihr auf - das war doch kaum der rechte Ort für derartige Späße!

Tad hielt ihr das Röhrchen mit ausgestrecktem Arm hin und sagte, sie solle es nehmen, doch sie schüttelte den Kopf. Ein irrationales Angstgefühl ergriff von ihr Besitz.

»Sieht nach nicht viel aus«, sagte Tad und wies auf das Bißchen an gefrorenem Material, »aber da stecken so etwa eine Milliarde Viren drin!«

»Vielen Dank, jetzt habe ich's gesehen, und du kannst es gern wieder wegpacken!« Während er das Röhrchen an seinem Platz verstautete, die Tiefkühltruhe zumachte und durch die Kette und das Zahlschloß sicherte, schaute sich Marissa schweigend im Labor um. Es war eine fremdartige Umgebung, aber die einzelnen Geräte und Ausstattungstücke wirkten nicht besonders ungewöhnlich.

»Gibt es hier eigentlich irgend etwas, was man nicht auch in jedem normalen Laboratorium findet?«

»Normale Laboratorien haben keine Luftschleusen und kein Unterdrucksystem«, antwortete er.

»Nein, ich meinte internes wissenschaftliches Gerät.«

Tad blickte sich in dem Raum um, und seine Augen blieben schließlich an den Abzugshauben über den Experimentiertischen hängen. »Das dort ist einmalig«, sagte er und wies darauf. »Das sind Filtersysteme vom sogenannten Typ HEPA 3. Meinst du vielleicht so etwas?«

»Werden die nur für Hochsicherheitslabors verwendet?« fragte Marissa.

»Genau; es sind Sonderanfertigungen.«

Marissa ging hinüber und schaute sich die Abzugshaube über dem Arbeitsplatz an, an dem Tad die Gerätschaften für seine Untersuchungen aufgebaut hatte. Sie wirkte wie eine riesige Esse über einer Feuerstelle. »Wer stellt die Dinger denn her?« fragte sie.

»Da steht's«, sagte Tad und pochte auf ein Metallschildchen, das auf einer Seite angebracht war. Darauf stand: »Labortechnik, South Bend, Indiana«. Marissa überlegte, ob wohl jemand in letzter Zeit ähnliche Abzugshauben bestellt haben mochte. Sie wußte, daß die Idee, die ihr da immer noch im Hinterkopf steckte, verrückt war, aber seit sie der Überzeugung war, daß der Krankheitsausbruch in Phoenix irgendwie mit dem Vanillepudding zusammenhängen müsse, hatte sie nie den Gedanken verdrängen können, ob nicht im einen oder anderen Fall die Krankheit ganz bewußt herbeigeführt worden sei. Eine andere Möglichkeit, die sie in Erwägung zog, war, daß irgend jemand Forschungsarbeiten in diesem Bereich unternommen hatte, die außer Kontrolle geraten waren.

»He du«, erklang plötzlich Tads Stimme, »ich dachte, du seist an meiner Arbeit interessiert!«

»Ja, bin ich auch«, versicherte Marissa. »Ich bin lediglich so stark beeindruckt von der ganzen Atmosphäre hier.«

Tad brauchte einen Augenblick, um sich zu erinnern, wo er denn nun stehengeblieben war, und fuhr dann mit seinen Erläuterungen

fort. Doch Marissas Gedanken schweiften wieder ab - sie machte sich im Geist eine Notiz, an die Firma Labortechnik zu schreiben.

»Na, was hältst du davon?« fragte Tad am Ende seiner Ausführungen.

»Ich bin wirklich beeindruckt«, antwortete Marissa, »aber auch furchtbar durstig. Komm, jetzt gehen wir was trinken!«

Auf dem Rückweg führte Tad sie noch in sein kleines Büro und zeigte ihr anhand seiner Unterlagen, wie genau sich seine Untersuchungsergebnisse ineinanderfügten zum Nachweis dafür, daß es sich bei dem dreimaligen Auftreten der Krankheit tatsächlich nur um einen einzigen Ausbruch gehandelt habe.

»Hast du den amerikanischen Stamm auch schon mit den afrikanischen verglichen?« fragte sie ihn.

»Noch nicht«, gab Tad zu.

»Verwendest du dafür jeweils die gleichen Formulare oder Dokumentationsblätter?«

»Aber sicher«, bestätigte Tad. Er zog die unterste Lade seines Schreibtisches auf, die mit Hängemäppchen derart vollgestopft war, daß er Mühe hatte, einige davon herauszuziehen. »Hier sind die Unterlagen für den Sudan, und das da sind die für Zaire.«

Er legte sie vor Marissa hin und nahm wieder Platz.

Marissa öffnete das oberste Ablagemäppchen. Auf den ersten Blick schienen sich die Eintragungen zu decken, aber Tad wies auf wesentliche Abweichungen bei fast allen Ebola-Proteinen hin. Dann öffnete Marissa die zweite Mappe. Tad beugte sich vor, nahm eines der Wertblätter heraus und legte es zum Vergleich neben jene, die er zuletzt erstellt hatte.

»Das kann ich nicht glauben!« Er griff nach ein paar weiteren Bögen und ordnete sie in Reihenfolge auf seinem Schreibtisch.

»Was denn?« fragte Marissa.

»Ich muß das alles morgen mit einem Spektralphotometer überprüfen, um wirklich sicher zu sein.«

»Sicher worüber?«

»Hier liegt eine nahezu vollständige strukturelle Homologie vor!« sagte Tad.

»Bitte drück dich verständlich aus«, bat Marissa. »Was meinst du damit?«

»Der Zaire-Stamm von 1976 ist genau derselbe wie der von deinen letzten drei Ausbrüchen!«

Für einige Augenblicke starrten Marissa und Tad einander schweigend an. Schließlich fragte Marissa: »Das heißt also, daß es von Zaire im Jahre 1976 bis Phoenix 1987 nur einen einzigen Ausbruch der Krankheit gegeben hat?«

»Das ist völlig unmöglich!« rief Tad aus und wandte sich erneut den Unterlagen zu.

»Aber genau das sagst du doch«, beharrte Marissa.

»Ich weiß«, antwortete Tad. »Aber ich glaube eher, daß es sich da um einen statistischen Irrtum handelt.« Er schüttelte den Kopf, dann wandten sich seine hellblauen Augen wieder Marissa zu. »Es ist jedenfalls sehr erstaunlich - mehr kann ich im Augenblick nicht sagen.«

Nachdem sie über den Verbindungssteg wieder in das Hauptgebäude zurückgekehrt waren, bat Marissa Tad für einen Augenblick in ihr Büro, wo sie noch rasch einen kurzen Brief schrieb.

»Wer ist denn so bedeutend, daß du ihm jetzt noch mitten in der Nacht schreiben mußt?« fragte Tad.

»Ach, ich wollte das nur schnell erledigen, solange ich es noch im Kopf habe«, gab Marissa zurück. Sie zog den Brief aus der Maschine und steckte ihn in einen Umschlag. »So, ich hoffe, daß es nicht zu lange gedauert hat.« Dann suchte sie in ihrer Tasche nach einer Briefmarke. Der Empfänger des Briefes war die Firma Labortechnik in South Bend, Indiana.

»Was in aller Welt hast du denn denen zu schreiben?« fragte Tad.

»Ich möchte von ihnen Informationen über das Filtersystem vom Typ HEPA 3.«

Tad stutzte. »Wieso das?« hakte er mit einem Unterton von Besorgnis nach. Er wußte, daß Marissa impulsiv war, und fragte sich, ob es nicht vielleicht ein Fehler gewesen sei, Marissa ein weiteres Mal in das Hochsicherheitslabor mitgenommen zu haben.

Marissa lachte. »Wenn Dubchek sich weiterhin weigert, mir die Zugangserlaubnis für das Hochsicherheitslabor auszustellen, muß ich mir am Ende ein eigenes bauen!«

Tad wollte etwas erwidern, aber Marissa packte ihn am Arm und zog ihn in Richtung Aufzug mit sich.

KAPITEL 9

17. Mai

Marissa stand mit einem Gefühl der Entschlossenheit früh auf. Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen, und sie nutzte ihn voll aus, indem sie mit Taffy ausgiebig joggte. Selbst der Hund schien das schöne Wetter zu genießen und rannte unermüdlich um Marissa herum, während sie kreuz und quer durch die umliegenden Straßen liefen.

Nach Hause zurückgekehrt, duschte Marissa und schaute sich dann, während sie sich anzog, einen Teil der Frühlingsnachrichten im Fernsehen an. Um halb neun war sie auf dem Weg ins Seuchenkontrollzentrum. Sie betrat ihr Büro, stellte ihre Tasche in den Aktenschrank und setzte sich an den Schreibtisch. Sie wollte feststellen, ob es inzwischen genug Informationen über Ebola-Viren gab, um statistisch die Wahrscheinlichkeit nachzuweisen, daß der in den Vereinigten Staaten aufgetretene Stamm identisch mit dem Zaire-Stamm von 1976 war. Selbst wenn die Chancen dafür so gering waren, wie sie befürchten mußten, hätte sie damit eine wissenschaftliche Grundlage für ihre wachsenden Befürchtungen.

Aber Marissa kam nicht weit. Auf ihrer grünen Schreibunterlage lag eine interne Mitteilung. Als sie den Umschlag öffnete, fand sie darin eine kurze Nachricht, sie möchte sofort in Dr. Dubcheks Büro kommen.

Sie ging in den Virologiebau hinüber. Nachts hatte der eingegitterte Übergang ihr ein Gefühl der Sicherheit vermittelt, aber jetzt im hellen Sonnenlicht kam sie sich darauf eingesperrt vor. Dubcheks Sekretärin war noch nicht da, und so klopfte Marissa an die offene Tür.

Dubchek saß hinter seinem Schreibtisch und war in Korrespondenz vertieft. Er blickte auf und sagte zu ihr, sie solle die Tür schließen und Platz nehmen. Marissa tat wie ihr geheißsen und fühlte Dubcheks dunkle Augen jeder ihrer Bewegungen folgen.

Im Büro herrschte das übliche Durcheinander mit Stapeln kopierter wissenschaftlicher Beiträge auf jedem freien Eckchen.

Dieses Durcheinander gehörte offenbar zu Dubcheks Stil, obwohl er selbst immer wie aus dem Ei gepellt war.

»Frau Dr. Blumenthal«, begann er mit leiser und beherrschter Stimme, »wie ich erfahren habe, waren Sie letzte Nacht im Hochsicherheitslabor.«

Marissa gab keine Antwort - Dubchek hatte sie nicht gefragt, sondern eine Tatsache festgestellt.

»Ich dachte, ich hätte deutlich gemacht, daß Sie dort keinen Zugang haben, ehe Ihnen eine Zugangserlaubnis ausgestellt wird. Ich finde Ihre Mißachtung meiner Anweisungen bedenklich, um den mildesten Ausdruck zu benutzen, insbesondere nachdem Sie schon Tad veranlaßt haben, ohne Genehmigung Nahrungsmittelproben aus dem Medica-Hospital zu untersuchen.«

»Ich bemühe mich hier nach besten Kräften, meine Aufgaben zu erfüllen«, sagte Marissa. Ihre anfängliche Furcht schlug rasch in Ärger um. Offenbar wollte Dubchek es ihr nie vergessen, daß sie ihn in Los Angeles abgewiesen hatte.

»Dann sind Ihre besten Kräfte eindeutig nicht gut genug«, fauchte Dubchek. »Und mir scheint außerdem, daß Sie das Ausmaß der Verantwortlichkeit nicht richtig einschätzen, die das Seuchenkontrollzentrum gegenüber der Öffentlichkeit hat, insbesondere angesichts der derzeitigen AIDS-Hysterie!«

»Mir scheint, daß Sie sich da irren«, gab Marissa zurück und erwiderte seinen zornigen Blick. »Ich nehme unsere Verantwortlichkeit gegenüber der Öffentlichkeit sogar sehr ernst, und ich meine, daß die Verniedlichung der Bedrohung durch den Ebola- Virus kein guter Dienst an der Allgemeinheit ist. Es gibt keine stichhaltige wissenschaftliche Begründung dafür, daß wir mit einem weiteren Auftreten dieser Krankheit nicht rechnen müssen, und ich tue mein Bestes, um der Quelle auf die Spur zu kommen, ehe es wieder zu einem neuen Ausbruch kommt!«

»Frau Dr. Blumenthal, nicht Sie tragen hier die Verantwortung!«

»Das weiß ich sehr gut, Herr Dr. Dubchek. Wenn ich sie hätte, würde ich keinesfalls die offizielle Position stützen, derzufolge Dr. Richter den Virus aus Afrika einschleppte und dann eine noch nie dagewesene Inkubationszeit von sechs Wochen auftrat. Und wenn eben Dr. Richter nicht den Virus aus Afrika mitbrachte, dann ist die einzige bekannte Quelle dafür hier bei uns im Seuchenkontrollzentrum!«

»Und genau diese unverantwortliche Theorie kann ich nicht dulden!«

»Nennen Sie es ruhig Theorie«, sagte Marissa und stand auf. »Ich nenne es eine Tatsache. Nicht einmal in Fort Detrick haben sie Ebola-Viren. Es gibt sie einzig und allein am Seuchenkontrollzentrum, und dort befinden sie sich in einer Tiefkühltruhe, die mit einem gewöhnlichen Fahrradschloß gesichert ist. Eine merkwürdige Sicherung für den tödlichsten Virus, den die Menschheit kennt! Und wenn Sie meinen, das Hochsicherheitslabor sei sicher, dann denken Sie bitte daran, daß sogar ich hineinkam.«

*

Marissa zitterte noch immer, als sie ein paar Stunden später die Universitätsklinik betrat und dort nach dem Weg zur Cafeteria fragte. Während sie den Gang hinunterlief, wunderte sie sich über sich selbst und fragte sich, woher sie eigentlich den Mut genommen hatte. Niemals zuvor hatte sie sich getraut, sich gegen eine Autorität zu stellen so wie gerade vorhin. Aber sie fühlte sich immer noch schlecht, wenn sie sich an Dubcheks Gesicht erinnerte, als er sie aus seinem Büro wies. Im Ungewissen, was sie tun sollte, und ganz sicher, daß damit ihre Karriere als EIS-Beamtin beendet sei, war sie ziellos herumgefahren, bis ihr Ralph eingefallen war und sie sich entschlossen hatte, ihn um Rat zu fragen. Sie hatte ihn zwischen zwei Behandlungsterminen am Telefon erreicht, und er hatte sich einverstanden erklärt, sich mit ihr zum Mittagessen zu treffen.

Die Cafeteria der Universitätsklinik war mit ihren gelb gedeckten Tischen auf dem weißen Fliesenboden sehr gemütlich. Marissa sah, wie Ralph von einem Ecktisch herüberwinkte.

Mit seiner gewohnten Höflichkeit stand Ralph auf, als Marissa näher kam, und zog einen Stuhl für sie heran. Obwohl sie fast am Weinen war, lächelte Marissa. Seine galanten Manieren standen in einem gewissen Widerspruch zu seiner zerknautschten Arbeitskleidung.

»Herzlichen Dank, daß Sie sich die Zeit nehmen, sich mit mir zu treffen«, sagte sie. »Ich weiß ja, wie beschäftigt Sie sind.«

»Ach Unsinn«, entgegnete Ralph. »Für Sie habe ich doch immer Zeit. Sagen Sie mir, was Sie für Schwierigkeiten haben. Sie wirkten am Telefon wirklich sehr aufgeregt.«

»Holen wir uns lieber erst mal was zu essen«, sagte Marissa.

Die Unterbrechung war nützlich; Marissa hatte ihre Gefühle schon besser unter Kontrolle, als sie mit ihren Tablett an den Tisch zurückkamen. »Ich habe einigen Ärger am Seuchenkontrollzentrum«, bekannte sie dann. Sie berichtete Ralph von Dubcheks Verhalten in Los Angeles und dem Vorfall in seinem Zimmer. »Von da an wurden die Dinge schwierig. Kann schon sein, daß ich mich nicht so verhalten habe, wie ich es wohl hätte tun sollen, aber ich meine auch, daß es nicht nur meine Schuld war. Alles in allem war das ja schon so eine Art von sexueller Belästigung.«

»Das klingt aber eigentlich gar nicht nach Dubchek«, meinte Ralph mit einem Stirnrunzeln.

»Aber Sie glauben mir doch, oder nicht?« fragte Marissa.

»Natürlich«, versicherte Ralph ihr. »Doch ich bin mir nicht sicher, ob Sie alle ihre Probleme auf diese dumme Geschichte schieben können. Sie müssen eben daran denken, daß das Seuchenkontrollzentrum eine staatliche Behörde ist, auch wenn die Leute diese Tatsache gerne verdrängen.« Ralph machte eine kleine Pause, um einen Bissen von seinem Sandwich zu nehmen, und sagte dann: »Darf ich Ihnen eine Frage stellen?«

»Aber sicher«, antwortete Marissa.

»Glauben Sie, daß ich Ihr Freund bin und mir Ihre Interessen am Herzen liegen?«

Marissa nickte und war gespannt, was folgen würde.

»Dann darf ich offen sprechen. Es ist mir zu Ohren gekommen, daß gewisse Leute am Seuchenkontrollzentrum nicht sonderlich glücklich über Sie sind, weil Sie nicht der offiziellen Linie folgen. Ich weiß, daß Sie nicht gekommen sind, um einen solchen Rat von mir zu hören, aber ich gebe ihn Ihnen trotzdem. In einem bürokratischen System müssen Sie nun einmal Ihre persönliche Meinung für sich behalten, bis vielleicht einmal der richtige Zeitpunkt gekommen ist. Um es hart zu sagen - Sie müssen lernen, den Mund zu halten. Ich weiß das, denn ich habe schließlich eine gewisse Zeit beim Militär verbracht.«

»Offenbar beziehen Sie sich dabei auf meine Einstellung gegenüber Ebola«, sagte Marissa kämpferisch. Selbst wenn ihr klar war, daß Ralph recht hatte, so hatte sie doch seine Bemerkung verletzt. Sie war der Meinung gewesen, daß sie alles in allem gute Arbeit geleistet hatte.

»Ihr Standpunkt in bezug auf den Ebola-Virus ist nur eine Sache. Sie haben sich einfach nicht als ›Mannschaftsmitglied‹ verhalten.«

»Wer hat Ihnen denn das gesagt?« fragte Marissa herausfordernd.

»Ihnen das zu sagen ist keine Lösung des Problems«, gab Ralph zurück.

»Aber meinen Mund zu halten auch nicht. Ich kann einfach den Standpunkt des Seuchenkontrollzentrums hinsichtlich Ebola nicht akzeptieren. Da gibt es zu viele Widersprüche und ungeklärte Fragen, und auf eine stieß ich gerade letzte Nacht während meines ungenehmigten Besuchs im Hochsicherheitslabor.«

»Und worum ging es da?«

»Es ist doch bekannt, daß sich der Ebola-Virus ständig verändert. Trotzdem aber stehen wir der Tatsache gegenüber, daß die drei bisher in den Vereinigten Staaten aufgetretenen Stämme absolut identisch sind. Was aber noch erstaunlicher ist - sie gleichen auch völlig dem Stamm beim Ausbruch in Zaire im Jahre 1976. Für mich bedeutet das, daß die Krankheit sich nicht auf natürliche Weise ausbreitete.«

»Sie mögen ja recht haben«, wandte Ralph ein. »Aber Sie befinden sich in einer politischen Stellung und müssen sich danach richten. Und selbst wenn es zu einem neuen Ausbruch kommen sollte, wobei ich weiß Gott hoffe, daß das nicht der Fall sein wird, habe ich volles Zutrauen zum Seuchenkontrollzentrum, daß es die Lage meistert.«

»Das ist noch eine große Frage«, sagte Marissa. »Die Statistiken aus Phoenix waren nicht sonderlich ermutigend. Ist Ihnen klar, daß es dort dreihundertsiebenundvierzig Tote gab und nur dreizehn Überlebende?«

»Ich kenne die Zahlen«, gab Ralph zurück. »Aber bei vierundachtzig Ersterkrankungen habt ihr dort, wie ich meine, großartige Arbeit geleistet.«

»Ich bin mir gar nicht so sicher, ob Sie unsere Arbeit so großartig finden würden, wenn die Krankheit in Ihrem Krankenhaus aufgetreten wäre«, wandte Marissa ein.

»Da haben Sie natürlich recht, fürchte ich«, bestätigte Ralph. »Der Gedanke an weitere Ebola-Ausbrüche erschreckt mich. Vielleicht neige ich auch deshalb dazu, der offiziellen Meinung des Seuchenkontrollzentrums zu vertrauen. Wenn sie richtig ist, wäre die Bedrohung vorbei.«

»Verdammt«, sagte Marissa mit plötzlicher Heftigkeit. »Jetzt war ich so mit meinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, daß ich mir noch gar keine Gedanken wegen Tad gemacht habe. Dubchek muß gewußt haben, daß es Tad war, der mich ins Hochsicherheitslabor reingelassen hat. Ich muß zurück ins CDC und nach Tad sehen.«

»Ich lasse Sie nur unter einer Bedingung gehen«, gab Ralph zur Antwort. »Morgen ist Samstag - lassen Sie sich von mir zum Abendessen ausführen.«

»Sie sind ein Schatz. Einladung zum Abendessen morgen wäre ein echter Genuß!«

Marissa beugte sich vor und küßte ihn auf die Stirn. Er war so nett - wenn sie ihn nur attraktiver gefunden hätte!

Während Marissa zum Seuchenkontrollzentrum zurückfuhr, merkte sie, daß an die Stelle ihrer Wut auf Dubchek Sorge um ihren Job und ein Schuldgefühl wegen ihres Verhaltens getreten war. Ralph hatte

zweifelloos recht - sie hatte sich nicht als »Mannschaftsmitglied« verhalten.

Sie fand Tad im Virologielabor, schon wieder mit einem neuen AIDS-Projekt beschäftigt. AIDS war immer noch das Hauptaufgabengebiet des Seuchenkontrollzentrums. Als er sie erblickte, verschränkte er in gespielter Abwehrbereitschaft die Arme vor dem Gesicht.

»War es schlimm?« fragte Marissa.

»Noch schlimmer«, gab er zurück.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte Marissa. »Wie kam er denn dahinter?«

»Er hat mich gefragt«, antwortete Tad.

»Und du hast es ihm gesagt?«

»Na klar. Ich konnte ihn ja nicht anlügen. Er hat mich auch gefragt, ob wir uns öfter mal treffen.«

»Und das hast du ihm auch gesagt?« fragte Marissa betreten.

»Warum nicht? Das konnte ihn wenigstens davon überzeugen, daß ich nicht jeden ins Hochsicherheitslabor mitnehme, den ich gerade auf der Straße aufgelesen habe.«

Marissa holte tief Luft. Vielleicht war es das beste, daß die Dinge jetzt klar waren. Sie legte die Hand auf Tads Schulter. »Es tut mir wirklich leid, daß ich dir solchen Ärger verursacht habe. Kann ich es ein bißchen gutmachen, indem ich dich heute abend zum Essen einlade?«

Tad strahlte. »Das hört sich hervorragend an!«

*

Um sechs kam Tad zu Marissa ins Büro und fuhr dann mit seinem Wagen hinter ihr her zum Supermarkt. Er entschied sich für Lendenstücke vom Lamm und wartete beim Metzger darauf, während Marissa Kartoffeln und Salate als Beilage besorgte.

Nachdem die Zutaten in Marissas Korb lagen, bestand Tad darauf, noch irgendwo unterwegs Wein zu kaufen, und bat sie, schon vo-

rauszufahren und mit den Vorbereitungen anzufangen; er käme dann gleich nach.

Es hatte zu regnen begonnen, aber während Marissa auf das Geräusch der Scheibenwischer lauschte, fühlte sie sich hoffnungsvoller als den Tag über. Es war entschieden besser, die Dinge jetzt offen anzugehen, und sie war entschlossen, gleich am Montag früh zu Dubchek zu gehen und sich bei ihm zu entschuldigen. Unter zwei erwachsenen Menschen müßte es doch möglich sein, die Dinge vernünftig ins Lot zu bringen.

In einer Bäckerei ihres Wohnviertels kaufte sie noch zwei Cremeschnitten für den Nachtsch. Dann stieß sie rückwärts in ihre Einfahrt hinein und fuhr den Wagen nahe an die Küchentür heran, um ihre Einkäufe nicht weit tragen zu müssen. Sie war stolz darauf, daß sie es vor Tad geschafft hatte. Die Sonne war noch nicht untergegangen, aber es war so dunkel, als ob sie schon weg wäre. Marissa mußte mit ihren Schlüsseln herumfummeln, ehe sie den richtigen ins Schloß bekam. Mit dem Ellbogen knipste sie das Küchenlicht an, bevor sie ihre beiden Einkaufstüten auf den Küchentisch stellte. Als sie die Alarmanlage ausschaltete, wunderte sie sich, daß Taffy nicht herbeigestürzt kam, um sie zu begrüßen. Sie rief nach dem Hund und fragte sich, ob ihn wohl die Judsons aus irgendeinem Grund hinübergeholt hätten. Sie rief erneut, doch im Haus blieb es unnatürlich still.

Sie ging den kurzen Gang zum Wohnzimmer hinunter und schaltete dort die Lampe neben der Couch ein. »Ta-a-a-affy« rief sie langgedehnt. Sie wollte die Treppe hinaufgehen, weil sie dachte, daß der Hund sich vielleicht versehentlich in einem der Schlafzimmer oben eingesperrt hätte, wie das schon gelegentlich vorgekommen war - da sah sie, daß er still in der Nähe des Fensters lag und sein Kopf in einem seltsamen und erschreckenden Winkel nach hinten gebogen war.

»Taffy!« rief Marissa verzweifelt, rannte auf den Hund zu und fiel auf ihre Knie. Aber bevor sie noch das Tier berühren konnte, wurde sie von jemandem gepackt, und ihr Kopf wurde mit solch jäher Gewalt nach hinten gerissen, daß der Raum sich um sie drehte. Ganz instinktiv griff sie nach oben und erwischte einen Arm, der sich wie

Holz unter dem Anzugstoff anfühlte. Selbst mit aller Anstrengung aber gelang es ihr nicht, den Griff des Mannes um ihren Hals zu lockern. Es gab ein reißendes Geräusch, als ihr Kleid entzweiging. Sie versuchte sich herumzuwerfen, um ihren Angreifer zu erkennen, aber sie schaffte es nicht.

Der Notauslösschalter für das Alarmsystem befand sich in ihrer Jackentasche. Es gelang ihr, in die Tasche zu greifen und ihn in die Finger zu bekommen, und sie versuchte verzweifelt, den Knopf herunterzudrücken. Gerade war es ihr gelungen, da erhielt sie einen Schlag auf den Kopf und fiel der Länge nach zu Boden. Sie hörte den durchdringenden Lärm und versuchte vergeblich, wieder auf die Beine zu kommen. Dann hörte sie Tads Stimme, die dem Eindringling etwas zubrüllte. Sie wälzte sich benommen herum und sah, wie er mit einem großen, breit gebauten Mann kämpfte.

Marissa hielt sich als Schutz vor dem ununterbrochenen Kreischen des Alarmsystems die Ohren zu, rannte zur Vordertür und riß sie auf, um von dort aus die Judsons zu Hilfe zu rufen. Sie rannte über den Rasen vor dem Haus und durch die Hecke, die die beiden Grundstücke voneinander trennte. Als sie auf das Haus der Judsons zulief, sah sie, wie ihr Nachbar die Tür öffnete. Sie schrie ihm zu, er solle die Polizei rufen, hielt sich aber nicht mit weiteren Erklärungen auf, sondern machte auf dem Absatz kehrt und lief in ihr Haus zurück. Der Lärm der Alarmanlage schallte von den Bäumen zurück, die die Straße säumten. Marissa sprang, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe vor dem Haupteingang hinauf und rannte wieder ins Wohnzimmer zurück, aber sie fand es leer. Voller Panik lief sie den kleinen Gang zur Küche hinunter. Die Hintertür stand einen Spalt breit offen. Marissa langte zum Schaltbrett hinüber und stellte erst einmal die Alarmanlage ab.

»Tad«, schrie sie dann, kehrte ins Wohnzimmer zurück und lief anschließend in das Gästezimmer im ersten Stock; aber nirgends fand sie eine Spur von ihm.

Mr. Judson kam durch die offene Vordertür gerannt, einen Feuerhaken schwingend. Gemeinsam warfen sie einen Blick in die Küche und traten dann durch die Hintertür.

»Meine Frau hat schon die Polizei gerufen«, versicherte Mr. Judson.

»Es war ein Freund von mir da«, keuchte Marissa, und ihre Angst wuchs noch. »Ich weiß nicht, wo er steckt.«

»Hier kommt jemand«, sagte Mr. Judson mit einer hinweisenden Handbewegung.

Marissa sah, wie sich eine Gestalt durch die immergrünen Bäume hindurch näherte. Es war Tad. Erleichtert rannte sie auf ihn zu, warf ihm die Arme um den Hals und fragte ihn, was denn eigentlich geschehen sei.

»Leider hat er mich niedergeschlagen«, berichtete er und betastete seinen Kopf. »Als ich wieder auf die Beine kam, war der Bursche schon draußen. Ein Auto hat auf ihn gewartet.«

Marissa führte Tad in die Küche und kühlte die Seite seines Kopfes, auf die er den Schlag erhalten hatte, mit einem nassen Handtuch. Es war nur eine oberflächliche Hautabschürfung zu erkennen.

»Sein Arm fühlte sich an wie eine Keule«, sagte Tad.

»Du hast Glück gehabt, daß es dich nicht schlimmer erwischt hat. Du hättest ihm nicht nachlaufen sollen. Wenn er jetzt eine Pistole gehabt hätte?«

»Ich hatte nicht die Absicht, mich als Held aufzuspielen«, meinte Tad. »Und alles, was er dabei hatte, war eine Aktentasche!«

»Eine Aktentasche? Welcher Einbrecher trägt denn eine Aktentasche mit sich herum?«

»Er war sogar gepflegt gekleidet«, antwortete Tad. »Das muß ich ihm wirklich zubilligen.«

»Konnten Sie ihn deutlich genug erkennen, um ihn vielleicht zu identifizieren?« fragte Mr. Judson.

Tad zuckte die Schultern. »Da hätte ich meine Zweifel. Es ging alles so schnell.«

Aus der Ferne hörten sie das näher kommende Geräusch einer Polizeisirene. Mr. Judson schaute auf seine Uhr. »Na, die kommen wirklich ziemlich schnell.«

»Taffy!« schrie Marissa, der plötzlich wieder der Hund eingefallen war. Sie rannte ins Wohnzimmer zurück, gefolgt von Tad und Mr. Judson.

Der Hund hatte sich nicht gerührt, und Marissa beugte sich hinunter, um ihn behutsam hochzuheben. Sein Kopf baumelte kraftlos - man hatte ihm das Genick gebrochen.

Bis zu diesem Augenblick hatte es Marissa geschafft, ihre Gefühle unter Kontrolle zu halten. Jetzt aber begann sie hysterisch zu weinen. Mrs. Judson redete auf sie ein, doch den Hund wieder hinzulegen, und Tad schlang seine Arme um sie und versuchte, so gut es ging, sie zu trösten.

Mit eingeschaltetem Blaulicht hielt der Polizeiwagen, und zwei Polizisten in Uniform betraten das Haus. Auf Marissa wirkten sie einfühlsam und tüchtig. Sie fanden schnell heraus, daß der Einbrecher durch das eingeschlagene Fenster im Wohnzimmer eingedrungen war, und erklärten Marissa, warum dabei der Alarm nicht ausgelöst wurde: Der Mann hatte die Scheibe ausgeschnitten und war hindurchgestiegen, ohne den Rahmen zu bewegen, also das Schiebefenster hochzuschieben.

Dann nahmen die Polizeibeamten systematisch alle irgendwie wesentlichen Informationen über den Vorfall auf. Leider konnte weder Marissa noch Tad eine sonderlich genaue Beschreibung des Eindringlings liefern, mit Ausnahme des offenbar steifen Arms. Auf die Frage, ob irgend etwas fehle, mußte Marissa bekennen, daß sie noch nicht nachgeschaut habe. Als sie von Taffy berichtete, kamen ihr wieder die Tränen. Die Polizisten fragten, ob man sie ins Krankenhaus bringen solle, aber sie lehnte ab. Bevor sie gingen, versicherten sie, daß sie sich wieder melden würden. Auch Mr. Judson ging, nicht ohne zu sagen, daß sie sich in jedem Fall an ihn wenden solle, wenn sie irgend etwas brauche; auch um das, was jetzt mit Taffy geschehen müsse, würde er sich kümmern. Und auch was das Fenster betreffe, wolle er sehen, daß man das morgen in Ordnung bringen könne.

Plötzlich waren Tad und Marissa allein; sie saßen sich am Küchentisch einander gegenüber, und die Einkaufstüten lagen unausgepackt zwischen ihnen.

»Das tut mir alles so leid«, sagte Marissa und rieb sich den schmerzenden Kopf.

»Nun red aber keinen Unsinn!« gab Tad zurück. »Gehen wir doch einfach irgendwohin zum Essen!«

»Nein, ich bin wirklich nicht in der Stimmung, jetzt in irgendein Restaurant zu gehen. Aber hier kann ich auch nicht bleiben. Würde es dir etwas ausmachen, wenn wir zu dir gingen?«

»Überhaupt nicht! Komm, gehen wir!«

»Einen kleinen Moment noch bitte«, antwortete Marissa. »Ich will mich nur schnell umziehen.«

KAPITEL 10

20. Mai

Es war Montag morgen, und Marissa war von einem Gefühl der Angst beherrscht. Sie hatte kein gutes Wochenende hinter sich. Der Freitag war der schlimmste Tag in ihrem Leben gewesen, beginnend mit dem Auftritt bei Dubchek und endend mit dem Überfall auf sie und der Tötung Taffys. Unmittelbar nach dem Überfall hatte sie sich bemüht, ihre Erregung darüber zu dämpfen, aber dafür war sie dann später um so schlimmer gewesen. Sie hatte bei Tad das Abendessen für sie beide bereitet und war dann in seiner Wohnung geblieben, aber es war ein verzweifelter Abend gewesen voller Tränen und Wut auf den Eindringling, der ihren Hund getötet hatte.

Auch am Samstag war sie erregt und niedergedrückt gewesen, trotz der Tröstungs- und Aufheiterungsversuche erst durch Tad und dann durch die Judsons. Am Samstag abend hatte sie sich dann wie vorgesehen mit Ralph getroffen, und er hatte ihr empfohlen, sie solle doch für ein paar Tage um Urlaub bitten. Er hatte ihr sogar vorgeschlagen, mit ihr in die Karibik zu verreisen. Er war der Meinung, ein solcher kurzer Urlaub würde erst einmal zu einer gewissen Glättung der Wogen im Seuchenkontrollzentrum beitragen. Als Marissa darauf beharrte, weiter ihrer Arbeit nachzugehen, hatte Ralph ihr geraten, sich dann doch wenigstens in nächster Zeit um andere Dinge als den Ebola-Virus zu kümmern, aber auch dazu hatte Marissa den Kopf geschüttelt. »Dann machen Sie aber zumindest nicht noch mehr Wellen!« hatte Ralph ihr ans Herz gelegt. Seiner Meinung nach war Dubchek im Grunde ein gutmütiger Mensch, der einfach immer noch stark unter dem Verlust der von ihm angebeteten Frau litt. Marissa sollte versuchen, sich mit ihm zu verständigen.

Bedrückt von der Aussicht auf eine neue Auseinandersetzung mit Dubchek, doch zu Zugeständnissen bereit, um die Sache zu bereinigen, betrat Marissa ihr Büro. Dort aber lag bereits eine weitere inter-

ne Aktennotiz auf ihrem Schreibtisch. In der Annahme, sie komme von Dubchek, öffnete sie den Umschlag und stellte fest, daß sie von Dr. Carbonara stammte, dem Chef des EIS-Programms und somit ihrem eigentlichen Vorgesetzten. Mit klopfendem Herzen las sie, daß Dr. Carbonara um sofortige Rücksprache bat. Das klang nicht sonderlich gut.

Dr. Carbonaras Büro lag im ersten Stock, und Marissa benutzte die Treppe, um dorthin zu gelangen, wobei sie sich die Frage stellte, ob man sie jetzt wohl hinauswerfen würde. Das Büro war groß und behaglich, und eine Wand wurde vollständig eingenommen von einer riesigen Weltkarte, auf der die derzeitigen Einsatzorte von EIS-Beamten mit roten Stecknadeln markiert waren. Dr. Carbonara war ein väterlich, nachsichtig wirkender Mann mit einem ungebärdigen grauen Haarschopf. Während er ein Telefongespräch zu Ende führte, lud er Marissa mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen. Als er auflegte, schenkte er ihr ein warmherziges Lächeln. Bei diesem Lächeln entkrampfte sich Marissa ein wenig - er benahm sich eigentlich nicht so, als ob er ihr im nächsten Augenblick kündigen wolle. Dann überraschte er sie damit, daß er ihr seine Anteilnahme wegen des Überfalls auf sie und Taffys Tod ausdrückte. Sie hatte nicht angenommen, daß außer Tad, den Judsons und Ralph davon jemand etwas wußte.

»Ich möchte Ihnen vorschlagen, daß Sie ein bißchen Urlaub nehmen«, fuhr er dann fort. »Nach diesen schlimmen Erlebnissen würde Ihnen ein kurzer Szenenwechsel sicher guttun.«

»Ich weiß Ihre Anteilnahme und Ihr Angebot wirklich zu schätzen«, antwortete Marissa. »Aber um die Wahrheit zu sagen, würde ich wirklich lieber mit meiner Arbeit fortfahren. Das würde mich sicher am ehesten ablenken, und außerdem fürchte ich, daß es zu weiteren Ausbrüchen der Krankheit kommen wird.«

Dr. Carbonara nahm seine Pfeife und ließ sich Zeit damit, sie anzustecken. Als sie endlich zu seiner Zufriedenheit zu brennen schien, sagte er: »Leider gibt es da einige Probleme mit dieser Ebola-Geschichte. Wir müssen Sie mit sofortiger Wirkung von der Virologie-Abteilung in die bakteriologische Abteilung versetzen. Ihr Büro

können Sie behalten - es liegt ja für Ihren neuen Aufgabenbereich sogar günstiger als für Ihren bisherigen. Ich bin sicher, daß diese neue Aufgabe Sie nicht weniger interessieren wird als Ihre jetzige.« Er zog heftig an seiner Pfeife und blies wirbelnde Wölkchen grauen Rauchs zur Decke.

Marissa war am Boden zerstört. In ihren Augen war diese Versetzung nicht weniger schlimm als eine Entlassung.

»Ich könnte Ihnen ja jetzt alles mögliche erzählen«, fuhr Dr. Carbonara fort. »Aber ich will nicht um die Dinge herumreden. Die Wahrheit ist, daß Dr. Morrison, der Leiter des CDC, persönlich verlangt hat, daß Sie versetzt werden - weg von der Virologie, weg von der Ebola-Geschichte.«

»Das nehme ich Ihnen nicht ab!« fauchte Marissa. »Das war Dr. Dubchek!«

»Nein, es war nicht Dr. Dubchek!« gab Dr. Carbonara mit Nachdruck zurück. Dann setzte er hinzu: »... wenn er sich auch nicht dagegen ausgesprochen hat.«

Marissa lachte sarkastisch auf.

»Marissa, es ist mir durchaus bewußt, daß es offenbar gewisse persönliche Differenzen zwischen Ihnen und Dr. Dubchek gab, aber...«

»Sexuelle Belästigung trifft die Sache besser«, unterbrach ihn Marissa. »Der Mann macht mir Schwierigkeiten, seit ich seinem Selbstbewußtsein einen Knacks versetzte, weil ich seine Annäherungsversuche ablehnte!«

»Ich bedauere wirklich, daß Sie das jetzt sagen«, gab Dr. Carbonara ruhig zurück. »Es ist wohl im Interesse aller Beteiligten, wenn ich Ihnen die ganze Geschichte erzähle. Schauen Sie, Dr. Morrison erhielt einen Anruf vom Kongreßabgeordneten Calvin Markham, der ein führendes Mitglied des Bewilligungsausschusses für die Gesundheits- und Sozialeinrichtungen ist. Wie Sie wissen, sind wir in bezug auf unsere Mittel auf diesen Bewilligungsausschuß des Kongresses angewiesen. Es war dieser Kongreßabgeordnete, der darauf bestand, daß sie aus dem Ebola-Team entfernt werden, und nicht Dr. Dubchek.«

Marissa war ein weiteres Mal sprachlos. Die Vorstellung, daß ein Mitglied des amerikanischen Repräsentantenhauses den Chef des Seuchenkontrollzentrums anrief, um ihre Entfernung aus dem Team zur Untersuchung der Ebola-Fälle durchzusetzen, schien ihr einfach unglaublich. »Und der Abgeordnete Markham hat ausdrücklich meinen Namen genannt?« fragte Marissa, als sie wieder sprechen konnte.

»Ja«, sagte Dr. Carbonara. »Glauben Sie mir - ich habe selbst danach gefragt.«

»Ja, aber warum denn?« fragte Marissa.

»Es gab keine Erklärung«, antwortete Dr. Carbonara. »Und es war eher ein Befehl als eine Bitte. Aus politischen Gründen haben wir keine andere Wahl. Ich hoffe auf Ihr Verständnis.«

»Genau das ist es - ich kann es einfach nicht verstehen«, gab Marissa zurück. »Aber es ändert meine Meinung zu Ihrem Vorschlag wegen eines Urlaubs. Ich glaube, nach allem würde mir etwas Freizeit tatsächlich guttun.«

»Na prima«, sagte Dr. Carbonara. »Ich werde das veranlassen - ab sofort. Nach einer kleinen Ruhepause können Sie dann wieder mit alter Kraft einen neuen Anfang machen. Ich darf Ihnen versichern, daß wir wirklich keinerlei Klagen hinsichtlich Ihrer Arbeit haben. Im Gegenteil - wir waren von Ihrer Leistung echt beeindruckt. Diese Ebola-Ausbrüche haben uns alle in Schrecken versetzt. Sie werden sicher eine wertvolle Ergänzung für den Stab sein, der an enterischen Bakterien arbeitet, und ich bin sicher, daß Sie auch mit der Dame gut zurechtkommen, die die Abteilung leitet, Frau Dr. Harriet Samford.«

*

Marissa fuhr eilends nach Hause, und die Gedanken wirbelten in ihrem Kopf. Sie hatte auf die Arbeit gesetzt, um sich damit von Tafys Verlust abzulenken; und während ihr durchaus klar gewesen war, daß sie damit rechnen mußte, entlassen zu werden, hatte sie doch nie angenommen, daß man ihr einen Urlaub anbieten würde. Sie spielte ein bißchen mit dem Gedanken, Ralph zu fragen, ob es ihm noch

ernst sei mit dem Angebot einer gemeinsamen Reise in die Karibik. Aber ein derartiger gemeinsamer Urlaub barg natürlich auch gewisse Gefahren - während sie ihn als Freund schätzte, war sie sich doch gänzlich im unklaren darüber, ob sie bereit war, es zu Weitergehendem kommen zu lassen.

Ihr geräumiges Haus wirkte leer und ausgestorben ohne Taffys stürmisches Begrüßungsgebell. Marissa mußte heftig gegen den Wunsch ankämpfen, sich gleich wieder ins Bett zu legen und sich die Decke über die Ohren zu ziehen, aber sie wußte, daß das bedeuten würde, sich der depressiven Stimmung hinzugeben, die sie ja nachdrücklich bekämpfen wollte. Sie hatte im Grunde Dr. Carbonaras Geschichte, mit der er ihren Abzug von der Ebola-Angelegenheit begründet hatte, noch nicht wirklich verdaut. Selbst die Empfehlung eines Kongreßabgeordneten führte normalerweise nicht zu solch blitzartigen Konsequenzen. Sie war sicher, daß weitere Nachforschungen ergeben würden, daß Markham ein Bekannter von Dubchek war. Mit einem nachdenklichen Blick auf ihr Bett mit seinen einladenden Kissen entschloß sie sich, diesmal nicht wie sonst in solchen Situationen den Widerstand aufzugeben. Ihre letzte depressive Phase nach dem Weggang Rogers war ihr noch zu frisch in Erinnerung. Statt nachzugeben und sich in ihr Schicksal zu fügen, wie sie es bisher immer getan hatte, redete sie sich zu, etwas zu unternehmen. Die Frage war nur, was.

Während sie schmutzige Wäsche sortierte in der Absicht, zur Beruhigung erst einmal einen Waschgang laufen zu lassen, kam ihr gepacktes Kofferchen in ihr Blickfeld. Es war wie ein Zeichen der Vorsehung.

In plötzlichem Entschluß griff sie zum Telefon und rief bei den Delta-Fluglinien an, um sich einen Platz im nächsten Flugzeug nach Washington D. C. reservieren zu lassen.

*

»Gleich am Eingang ist ein Informationsstand!« rief ihr der kenntnisreiche Taxifahrer noch zu, während sie schon die Treppen des Cannon-Baus hinaufstürmte.

Zunächst mußte sie durch eine Schleuse mit Metalldetektoren, und dann prüfte ein uniformierter Wachmann den Inhalt ihrer Tasche. Als sie nach dem Büro des Abgeordneten Markham fragte, erhielt sie die Auskunft, es befinde sich im vierten Stock. Während sie dem ihr gewiesenen Weg folgte, der ziemlich kompliziert war, da der Hauptaufzug offenbar nur bis zum dritten Stockwerk reichte, war Marissa von der allgemeinen Unansehnlichkeit im Innern des Gebäudes betroffen. Sie fand es befremdlich, daß die Wände im Aufzug sogar mit Kritzeleien beschmiert waren.

Trotz des verwirrenden Weges hatte sie keine Mühe, Markhams Büro zu finden. Die äußere Tür stand einen kleinen Spalt offen, und so spazierte sie einfach, ohne weiter zu fragen, hinein in der Hoffnung, daß ein gewisser Überraschungseffekt günstig für sie sei. Dummerweise aber war der Abgeordnete gar nicht in seinem Büro.

»Er ist in Houston und wird vor Ablauf von drei Tagen nicht zurück erwartet«, informierte eine Sekretärin sie. »Möchten Sie vielleicht einen Termin vereinbaren?«

»Ich bin mir nicht sicher«, meinte Marissa und kam sich ein bißchen blöd vor - da flog sie nun den weiten Weg von Atlanta her und hatte nicht einmal festzustellen versucht, ob der Mann überhaupt in der Stadt, geschweige denn für ein Gespräch verfügbar war.

»Möchten Sie vielleicht mit Mr. Abrams sprechen, seinem Assistenten?«

»Ja, ich glaube schon«, antwortete Marissa. In Wahrheit hatte sie sich nicht einmal Gedanken darüber gemacht, wie sie Markham gegenüber treten sollte. Wenn sie ihn einfach fragen würde, ob er vielleicht Dubchek einen Gefallen hatte erweisen wollen, indem er sich etwas einfallen ließ, um sie von der Ebola-Sache abzu ziehen, würde er das sicherlich abstreiten. Während sie immer noch in Gedanken war, trat ein ernster junger Mann auf sie zu und stellte sich als Michael Abrams vor. »Was kann ich für Sie tun?« fragte er freundlich und streckte die Hand zur Begrüßung aus. Er wirkte wie etwa Mitte

Zwanzig, hatte dunkles, fast schwarzes Haar und ein breites Grinsen, das, wie Marissa argwöhnte, wohl nicht so ganz aufrichtig war, wie es auf den ersten Blick schien.

»Können wir uns hier irgendwo ungestört unterhalten?« fragte sie ihn. Sie standen nämlich direkt vor dem Schreibtisch der Sekretärin.

»Aber natürlich«, antwortete Michael. Er führte sie in das Büro des Abgeordneten, einen weit hinauf getäfelten Raum mit einem Mahagoni-Schreibtisch, auf dessen einer Seite eine Flagge der Vereinigten Staaten stand und auf dessen anderer eine des Staates Texas. Die Wände waren dicht bedeckt mit gerahmten Fotos, die den Abgeordneten händeschüttelnd mit einer Menge berühmter Leute zeigten, darunter alle Präsidenten der letzten Amtsperioden.

»Ich bin Dr. Blumenthal«, begann Marissa, nachdem sie Platz genommen hatte. »Sagt Ihnen dieser Name etwas?«

Michael Abrams schüttelte den Kopf und fragte freundlich: »Sollte er das?«

»Vielleicht«, gab Marissa zurück und war sich unschlüssig über ihr weiteres Vorgehen.

»Sind Sie aus Houston?« fragte Michael.

»Nein, ich komme aus Atlanta«, erwiderte Marissa. »Vom dortigen Seuchenkontrollzentrum.« Sie wartete gespannt auf eine irgendwie außergewöhnliche Bemerkung - aber sie blieb aus.

»Vom Seuchenkontrollzentrum«, wiederholte Michael. »Sind Sie in einem offiziellen Auftrag da?«

»Nein«, antwortete Marissa. »Mich interessieren die Verbindungen des Herrn Abgeordneten zum CDC. Zählt es irgendwie zu seinem besonderen Aufgabenbereich?«

»Ich weiß nicht, ob ›besonderer Aufgabenbereich‹ der richtige Ausdruck ist«, sagte Michael vorsichtig. »Der Herr Abgeordnete befaßt sich mit allen Bereichen des öffentlichen Gesundheitswesens. In der Tat hat Abgeordneter Markham mehr Gesetze auf dem Gebiet des Gesundheitswesens in Gang gebracht als jeder andere Abgeordnete. In letzter Zeit hat er die Bemühungen um Beschränkung der Zulassung von Absolventen ausländischer Institute unterstützt, das Gesetz zur obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit wegen Berufsver-

gehen, ein Gesetz zur bundeseinheitlichen Regelung der Obergrenzen für Nebeneinkünfte, ein Gesetz, das die Bundeszuschüsse zur öffentlichen Gesundheitsfürsorge begrenzt...« Er mußte innehalten, um Luft zu holen.

»Höchst eindrucksvoll«, sagte Marissa. »Offenbar liegt ihm die amerikanische ärztliche Wissenschaft außerordentlich am Herzen.«

»In der Tat«, bestätigte Michael. »Sein Vater war praktischer Arzt, und ein sehr guter obendrein.«

»Aber soweit Sie wissen«, fuhr Marissa fort, »hat er jedenfalls mit irgendwelchen speziellen Projekten am Seuchenkontrollzentrum nichts zu tun.«

»Nicht das ich wüßte«, räumte Michael ein.

»Und ich kann doch sicher davon ausgehen, daß es hier nicht so leicht etwas gibt, wovon Sie nichts wissen.«

Michael grinste.

»Nun denn, vielen Dank, daß Sie sich die Zeit genommen haben«, sagte Marissa und erhob sich. Instinktiv spürte sie, daß sie von Michael Abrams nichts mehr Wissenswertes erfahren könne.

Wieder auf der Straße, fühlte sich Marissa aufs neue entmutigt. Ihr Wille, irgend etwas Positives zur Klärung ihrer Situation zu tun, wurde schon wieder schwächer. Sie wußte wirklich nicht, ob sie sich hier in Washington drei Tage um die Ohren schlagen sollte, um auf Markhams Rückkehr zu warten, oder ob sie lieber gleich nach Atlanta zurückkehren sollte.

Sie ging, eigentlich ohne festes Ziel, in Richtung auf das Kapitol. Sie hatte sich schon in einem Hotel in Georgetown angemeldet, also konnte sie auch bleiben. Sie konnte einige Museen und Kunstgalerien besuchen. Doch als sie dann die mächtige weiße Kuppel des Kapitols vor sich sah, mußte sie sich doch wieder fragen, wie denn ein Mann in Markhams Stellung dazu kam, sich um sie zu kümmern, selbst wenn er mit Dubchek befreundet sein sollte. Plötzlich zuckte ein Gedanke in ihr auf. Sie winkte einem Taxi, stieg rasch ein und fragte den Fahrer: »Da gibt es doch so eine Kommission für die Bundeswahlen; wissen Sie, wo das ist?«

Der Fahrer war ein pfiffiger Farbiger, der sich zu ihr umwandte und sagte: »Meine liebe Dame, wenn's hier in der Stadt irgend etwas gibt, was ich nicht kenne, dann fahre ich Sie kostenlos hin!«

Zufrieden lehnte sich Marissa in den Sitz zurück und überließ es völlig dem Taxifahrer, sie zum gewünschten Ziel zu bringen. Eine Viertelstunde später hielten sie vor einem nüchternen, nur halbwegs modernen Gebäude in einem schäbigen Außenviertel. Ein uniformierter Wachmann schenkte Marissa keine sonderliche Beachtung und beschränkte sich auf den Hinweis, daß sie sich ins Besucherregister eintragen müsse. Sie wußte eigentlich nicht genau, an welche Stelle sie sich wenden sollte, landete aber schließlich in einem Büro im Erdgeschoß. Dort waren vier Damen hinter grauen Metallschreibischen fleißig am Tippen.

Als Marissa näher trat, stand eine von ihnen auf und fragte, ob sie behilflich sein könne.

»Vielleicht«, antwortete Marissa lächelnd. »Ich interessiere mich für die Finanzierung des Wahlkampfs eines Kongreßabgeordneten. Wie ich gehört habe, sind die Angaben darüber öffentlich zugänglich.«

»Das ist richtig«, bestätigte die Dame. »Was interessiert sie - die Ausgaben oder die zusammengekommenen Spenden?«

»Die Spenden, denke ich«, sagte Marissa mit einem Achselzucken.

Die Dame warf ihr einen fragenden Blick zu. »Und wie heißt der betreffende Kongreßabgeordnete?«

»Markham«, antwortete Marissa. »Calvin Markham.«

Die Frau ging zu einem runden Tisch, auf dem eine Reihe schwarzer Ringbücher stand. Sie suchte das richtige heraus und fand dann unter M die entsprechenden Hinweise auf bestimmte Mikrofilme, auf denen die jeweiligen Angaben notiert waren. Dann führte sie Marissa an ein großes Regal mit Mikrofilmkassetten, holte die entsprechende Kassette heraus und legte sie in das Lesegerät ein. »An welchen Wahlen sind Sie denn besonders interessiert?« fragte sie, um die betreffenden Kennziffern eingeben zu können.

»Nun ja - vorwiegend die letzte«, meinte Marissa. Sie wußte eigentlich immer noch nicht genau, was sie suchte - jedenfalls irgendeine

Möglichkeit, Markham entweder mit Dubchek oder dem Seuchenkontrollzentrum in Verbindung zu bringen.

Das Lesegerät wurde eingeschaltet, und zunächst schwirrten die einzelnen Mikrofilme so rasch vorbei, daß sie nur ganz verschwommen wahrnehmbar waren. Dann drückte die Frau auf einen Knopf und zeigte Marissa, wie man die Ablaufgeschwindigkeit regulieren konnte. »Wenn Sie Kopien machen wollen - jede Kopie kostet fünf Cent. Sie müssen das Geld hier einwerfen!« Dabei deutete sie auf einen Schlitz für den Münzeinwurf. »Wenn Sie Probleme haben, brauchen Sie es mir nur zu sagen.«

Marissa war fasziniert sowohl von dem Gerät als auch von den Informationen, die hier geboten wurden. Als sie die Namen und Anschriften der Spender durchging, die zu Markhams stattlichem Etat für seine Wiederwahl beigetragen hatten, fiel ihr bald auf, daß Markham finanzielle Unterstützung aus den gesamten Vereinigten Staaten genoß und keineswegs nur aus seinem Bezirk in Texas. Sie hätte nie gedacht, daß das so sei, ausgenommen vielleicht den Sprecher des Repräsentantenhauses oder den Vorsitzenden des Haushaltsausschusses. Außerdem stellte sie fest, daß ein Großteil der Spender Ärzte waren, was Markhams starkes Engagement für Gesetze im Bereich des Gesundheitswesens erklärte.

Die Namen waren in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt, und obwohl sie sehr sorgfältig den ganzen Buchstaben D durchging, stieß sie nicht auf den Namen Dubchek. Es war ja ohnehin eine verrückte Idee gewesen, sagte sie sich - woher sollte denn Cyrill das Geld haben, um einen mächtigen Abgeordneten zu beeinflussen. Irgendeinen Einfluß auf Markham mochte er ja haben - aber jedenfalls keinen finanziellen. Marissa mußte lachen - wenn sie daran dachte, daß sie Tad für naiv gehalten hatte!

Dennoch machte sie sich eine Kopie aller Spender mit dem Entschluß, sie zu Hause in Ruhe durchzugehen. Sie stellte fest, daß ein Arzt mit sechs Kindern die Höchstsumme gespendet hatte, die ihm für sich und jedes seiner Familienmitglieder zugebilligt war. Das war tatkräftige Unterstützung! Am Ende der Liste der persönlichen Spender folgte die Zusammenstellung juristischer Personen, die ge-

spendet hatten. Eine Gruppe, die sich »Vereinigung von Ärzten zur politischen Interessenvertretung« nannte, hatte mehr gespendet als sämtliche texanischen Ölgesellschaften zusammen. Marissa ging bis zur vorhergehenden Wahl zurück und stieß dabei auf den gleichen Sachverhalt. Das war eindeutig eine langfristig aktive Organisation, und der Abgeordnete Markham war ihr sichtlich teuer.

Marissa bedankte sich bei der Frau, verließ das Gebäude und winkte ein Taxi heran. Während es sich durch den Feierabendverkehr quälte, ging Marissa genauer die Namen der persönlichen Spender durch. Plötzlich ließ sie erstaunt die Blätter sinken - in der Mitte einer Seite war ihr der Name Dr. Ralph Hempston aufgefallen. Sicher war es ein Zufall, der ihr bestätigte, wie klein die Welt doch war. Aber bei nochmaligem Nachdenken kam ihr die Sache gar nicht mehr so überraschend vor. Etwas, was sie an Ralph schon immer gestört hatte, war dessen konservative Grundeinstellung gewesen. Es sah ihm eigentlich ganz ähnlich, einen Kongreßabgeordneten wie Markham zu unterstützen. Es war halb sechs, als Marissa die Eingangshalle ihres Hotels betrat. Als sie an einem kleinen Zeitschriftenstand vorbeikam, sprang ihr die Schlagzeile der *Washington Post* in die Augen: »Ebola schlägt wieder zu!«

Wie von einem Magnet angezogen, trat Marissa auf den Zeitschriftenstand zu. Sie griff nach einer Nummer und las den Untertitel: »Die neueste Plage versetzt die Stadt der Brüderlichen Liebe in Angst und Schrecken!«

Während sie im Portemonnaie nach Kleingeld suchte, begann sie schon weiterzulesen, und auch auf dem Weg zum Aufzug blieb sie in die Zeitung vertieft. Es war die Rede von drei vermuteten Ebola-Fällen im Berson-Krankenhaus in Abington, Pennsylvania, unmittelbar am Stadtrand von Philadelphia. Der Zeitungsbeitrag schilderte weitverbreitete Panik in der Stadt.

Als sie gerade den Knopf für ihr Stockwerk drückte, las sie, daß Dubchek zitiert wurde mit der Versicherung, daß man den Ausbruch zweifellos bald unter Kontrolle bringen werde und daß keinerlei Grund zur Besorgnis bestehe - das Seuchenkontrollzentrum hätte

schließlich bei den drei letzten Ausbrüchen der Krankheit viele Erfahrungen sammeln können.

Peter Carbo, einer der Vorkämpfer für die Rechte der Homosexuellen in Philadelphia, wurde mit der Bemerkung zitiert, er hoffe doch sehr, daß es Jerry Falwell aufgefallen sei, daß bisher nicht ein einziger als solcher bekannter Homosexueller von der Krankheit befallen worden sei, die noch weit gefährlicher als AIDS und im übrigen aus der gleichen Region Afrikas eingeschleppt worden sei.

In ihrem Zimmer angelangt, blätterte Marissa um zu einer Seite mit Fotos. Die Aufnahme von der Polizeiabsperrung vor dem Eingang zur Berson-Klinik erinnerte sie an Phoenix. Sie las den Zeitungsartikel zu Ende und legte mit einem Blick in den Spiegel das Blatt auf den Tisch. Wenn sie auch in Urlaub war und offiziell nicht mehr zum Ebola-Team gehörte, gab es doch gar keinen Zweifel für sie, daß sie sich schnellstens über den Stand der Dinge informieren müsse. Ihr starkes Engagement in dieser Sache ließ ihr gar keine andere Wahl. Sie begründete sich selbst gegenüber ihren Entschluß auch damit, daß Philadelphia ja nur gut zweihundert Kilometer entfernt von Washington lag; sie konnte jedenfalls mit dem Zug hinfahren. Und schon begann Marissa ihre Sachen zusammenzupacken.

*

Am Hauptbahnhof von Philadelphia angelangt, nahm sich Marissa für den Weg nach Abington ein Taxi. Das erwies sich allerdings als ein weit teureres Unternehmen, als sie gedacht hatte; nur gut, daß sie wenigstens ein paar Traveller-Schecks dabei hatte und der Taxifahrer sie auch akzeptierte. Vor dem Berson-Krankenhaus stieß sie auf die Polizeiabsperrung, die sie schon aus der Zeitung kannte. Bevor sie durchzukommen versuchte, fragte sie einen Reporter, ob eine Quarantäne verfügt worden sei.

»Nein«, antwortete der Mann, der gerade versucht hatte, einen Arzt zu interviewen, der wohl im Moment zurückgekommen war. Die Polizei war offenbar schon vorsorglich für den Fall einer Quarantäne

gekommen. Marissa zeigte ihren Sonderausweis vom Seuchenkontrollzentrum vor und wurde ohne weitere Fragen eingelassen.

Das Krankenhaus war ein gefälliger, ziemlich neuer Bau, der sie stark an die Stätten der Ebola-Ausbrüche in Los Angeles und Phoenix erinnerte. Während Marissa auf den Informationsschalter zueilte, fragte sie sich, warum der Virus offenbar diese eindrucksvollen, gepflegten Einrichtungen zu bevorzugen schien gegenüber den schmutzigen Innenstadtkliniken in New York oder Boston.

Es wuselten zwar viele Leute durch die Eingangshalle, aber das war doch kein Vergleich zu dem Chaos, das sie in Phoenix angetroffen hatte. Die Leute wirkten zwar ängstlich, aber nicht völlig verstört. Der Mann am Informationspult teilte ihr auf ihre Frage mit, daß sich die Erkrankten in der Isolierstation des Krankenhauses im fünften Obergeschoß befänden. Marissa hatte sich schon zum Aufzug gewandt, als der Mann ihr nachrief: »Es tut mir leid, aber Besuche sind nicht erlaubt!« Ein weiteres Mal zog Marissa ihren CDC-Ausweis heraus, und er sagte entschuldigend: »Tut mir leid, Frau Doktor, dann nehmen Sie bitte den letzten Aufzug da hinten, der geht als einziger bis dort hinauf.«

Als Marissa aus dem Aufzug trat, bat eine Krankenschwester sie, sofort Schutzkleidung anzulegen. Sie fragte Marissa überhaupt nicht, in welcher Funktion sie hier sei. Marissa war es sogar sehr recht, daß sie eine Gesichtsmaske aufsetzen konnte; sie bot nicht nur Schutz, sondern eben auch Verhüllung.

»Verzeihen Sie bitte, sind irgendwelche Ärzte vom Seuchenkontrollzentrum greifbar?« wandte sie sich an die beiden Frauen, die am Schwesternzimmer miteinander schwatzten.

»Entschuldigen Sie bitte, wir hörten Sie nicht kommen«, sagte die ältere der beiden.

Die andere ergänzte: »Die Leute vom Seuchenkontrollzentrum sind vor etwa einer Stunde gegangen. Soviel ich weiß, wollten sie ins Büro des Verwaltungschefs hinuntergehen. Sie könnten es ja dort einmal versuchen.«

»Das ist nicht so dringend«, gab Marissa zurück. »Wie ist denn das Befinden der drei Patienten?«

»Es sind jetzt sieben«, sagte die erste Frau und fragte Marissa dann, wer sie denn bitte sei.

»Ich bin vom Seuchenkontrollzentrum«, antwortete sie und verschwieg sehr bewußt ihren Namen. »Und wer sind Sie bitte?«

»Wir sind leider die Krankenschwestern, die üblicherweise für diese Station zuständig sind. Wir sind mit den Isolationsmaßnahmen für Patienten mit verminderter Abwehrkraft gegenüber Ansteckungen zwar vertraut, aber natürlich nicht vorbereitet auf derart tödliche Ansteckungsgefahren. Wir sind heilfroh, daß Sie vom Seuchenkontrollzentrum gekommen sind.«

»Es ist zunächst schon ein wenig erschreckend«, räumte Marissa beruhigend ein, als sie entschlossen das Schwesternzimmer betrat. »Aber zu Ihrem Trost kann ich Ihnen sagen, daß ich selbst mit allen drei bisherigen Ausbrüchen ganz unmittelbar zu tun hatte und keine Schwierigkeiten bekam.«

Ihre eigene Furcht verschwieg Marissa wohlweislich. »Sind die Krankenblätter hier oder in den Zimmern?«

»Hier«, sagte die ältere Schwester und wies auf ein Eckschränken.

»Und wie ist der Zustand der Patienten?«

»Erschreckend. Ich weiß, das klingt nicht sonderlich dienstlich, aber ich habe nie kränkere Leute gesehen. Wir haben Sonderbehandlung rund um die Uhr betrieben, aber ganz gleich was wir auch unternehmen, es geht ihnen laufend schlechter.«

Marissa konnte die Niedergeschlagenheit der Schwestern gut verstehen. Patienten im Endstadium waren immer eine niederdrückende Belastung für das Personal.

»Weiß eine von ihnen, welcher Patient als erster eingeliefert wurde?«

Die ältere Schwester trat an Marissas Seite, die Platz genommen hatte, wühlte in den Krankenunterlagen und hob schließlich eines der Mäppchen hoch. Sie gab es Marissa und sagte dazu: »Der erste war Dr. Alexi. Es sollte mich wundern, wenn er den heutigen Tag überlebt.«

Marissa studierte die Unterlagen. Es fanden sich alle ihr schon geläufigen Symptome, jedoch keinerlei Vermerke über Auslandsreisen, Experimente mit Tieren oder irgendeine Verbindung zu den drei vorhergehenden Ausbrüchen. Aber sie erfuhr, daß Dr. Alexi der Leiter der ophtalmologischen Abteilung war. Marissa war verblüfft - sollte Dubchek schließlich doch recht haben? Ungewiß darüber, wie lange sie es wagen konnte, sich auf der Station aufzuhalten, beschloß Marissa, sich den Patienten sofort anzuschauen. Sie legte zusätzliche Schutzkleidung an, einschließlich einer verfügbaren Schutzbrille, und betrat sein Krankenzimmer.

»Ist Dr. Alexi bei Bewußtsein?« fragte sie die betreuende Schwester, die sich mit dem Namen Marie vorgestellt hatte. Der Mann lag schweigend auf dem Rücken, mit offenem Mund, und starrte zur Decke. Seine Haut zeigte schon den schmutziggelben Anflug, von dem Marissa inzwischen wußte, daß er ein Anzeichen des nahenden Todes war.

»Mal ist er bei Bewußtsein und mal nicht«, antwortete die Schwester. »In der einen Minute spricht er, in der nächsten ist er völlig teilnahmslos. Sein Blutdruck ist weiter gesunken. Man hat mich angewiesen, nichts weiter zu unternehmen.«

Marissa schluckte nervös. Die Weisung, weitere Maßnahmen an Patienten zu unterlassen, hatte ihr immer Schwierigkeiten bereitet.

»Dr. Alexi«, rief Marissa und berührte sanft den Arm des Mannes. Langsam drehte er den Kopf, um sie anzuschauen. Sie bemerkte einen großen blauen Fleck unter seinem rechten Auge.

»Können Sie mich hören, Dr. Alexi?«

Der Mann nickte.

»Waren Sie in letzter Zeit in Afrika?«

Dr. Alexi schüttelte verneinend den Kopf.

»Besuchten Sie vor ein paar Monaten eine Ärztetagung über Operationen am Augenlid in San Diego?«

Der Mann brachte mit Mühe ein »Ja« heraus.

Vielleicht hatte Dubchek wirklich recht. Das konnte nun wirklich kein Zufall mehr sein - jeweils das erste Opfer eines solchen Aus-

bruchs der Krankheit war ein Augenarzt, der an jenem Treffen in San Diego teilgenommen hatte.

»Dr. Alexi«, fragte Marissa weiter und wog ihre Worte sorgfältig ab, »haben Sie Freunde oder Bekannte in Los Angeles, St. Louis oder Phoenix, und haben Sie sie in letzter Zeit getroffen?«

Aber noch bevor Marissa ihren Satz beendet hatte, war er wieder ohne Bewußtsein.

»Das ging nun schon ein paarmal so mit ihm«, sagte die Krankenschwester und trat auf die andere Seite des Bettes, um erneut den Blutdruck zu messen.

Marissa zögerte. Vielleicht sollte sie ein paar Minuten warten und es dann nochmals versuchen. Ihre Aufmerksamkeit wandte sich wieder dem Bluterguß unter dem Auge des Mannes zu, und sie fragte die Schwester, ob sie wisse, wie sich der Patient das zugezogen hatte.

»Seine Frau sagte mir, daß er überfallen und beraubt wurde«, antwortete Marie und fügte dann hinzu: »Sein Blutdruck ist schon wieder gefallen.« Sie schüttelte niedergeschlagen den Kopf, als sie das Stethoskop hinlegte.

»Er wurde überfallen, unmittelbar bevor er erkrankte?« vergewisserte sich Marissa; sie wollte sicher sein, daß sie richtig gehört hatte.

»Ja, genau. Ich glaube, daß der Räuber ihm ins Gesicht schlug, obwohl er keinerlei Widerstand leistete.«

Da erklang plötzlich aus der Gegensprechanlage eine Frage: »Marie, ist bei Ihnen im Zimmer jemand vom Seuchenkontrollzentrum?«

Die Schwester blickte zur Anlage hinüber, dann wieder auf Marissa und wieder zurück. »Ja, hier ist eine Ärztin.«

Durch das Knistern, das anzeigte, daß die Anlage eingeschaltet war, konnte Marissa eine weibliche Stimme sagen hören: »Sie ist im Zimmer von Dr. Alexi.« Eine andere Stimme entgegnete: »Sagen Sie nichts weiter! Ich gehe selbst hin und spreche mit ihr!«

Marissas Puls raste. Das war Dubchek! Gehetzt blickte sie sich im Raum um, als ob sie sich irgendwo verstecken wolle. Sie dachte daran, die Schwester nach einem zweiten Ausgang zu fragen, aber ihr war klar, daß das lächerlich klingen würde, und außerdem war es ohnehin zu spät - sie konnte schon die Schritte auf dem Gang hören.

Cyrell kam hereingeschossen, an der Schutzbrille nestelnd.

»Marie?« fragt er.

»Ja«, antwortete die Krankenschwester.

Marissa wandte sich zur Tür, Dubchek packte sie am Arm, und ein Schauer überlief sie. Es war doch lächerlich - ein derartiger Auftritt in Gegenwart eines sterbenden Mannes. Sie war im Hinblick auf Dubcheks Reaktion auf das Schlimmste gefaßt, denn es war ihr klar, gegen wie viele Regeln sie wahrscheinlich verstoßen hatte. Doch zugleich war sie auch wütend, weil sie gezwungen worden war, diese Regeln zu brechen.

»Was zum Teufel tun Sie hier? Was bilden Sie sich eigentlich ein?« fauchte er sie an und hielt sie weiterhin am Arm gepackt.

»Nehmen Sie doch bitte Rücksicht auf den Patienten, wenn schon auf sonst niemanden!« sagte Marissa, riß sich los und verließ das Zimmer. Dubchek folgte ihr auf dem Fuß. Draußen zog sie die Schutzbrille, den zweiten Umhang, den Ärztekittel und schließlich die Handschuhe aus und warf alles in den dafür bestimmten Behälter; Dubchek tat das gleiche.

»Betreiben Sie die Mißachtung von Vorschriften jetzt hauptberuflich?« fragte er und konnte seine Wut kaum beherrschen. »Ist das denn alles eine Art von Spiel für Sie?«

»Ich möchte darüber jetzt lieber nicht reden«, gab Marissa zurück. Es war klar, daß es völlig aussichtslos war, mit Dubchek jetzt irgendwie sachlich zu diskutieren. Sie ging auf den Aufzug zu.

»Was soll denn das heißen, daß Sie darüber jetzt lieber nicht reden wollen?« brüllte Dubchek. »Was glauben Sie denn, wer Sie sind?«

Er packte Marissa wieder am Arm und zwang sie, ihm ins Gesicht zu sehen.

»Ich meine, wir sollten warten, bis Sie etwas weniger erregt sind«, vermochte Marissa so ruhig wie nur irgend möglich zu sagen.

Dubchek ging in die Luft. »Erregt? Meine liebe junge Dame, gleich morgen früh werde ich Dr. Morrison anrufen und veranlassen, daß an die Stelle Ihres derzeitigen Urlaubs eine zwangsweise Beurlaubung tritt. Wenn er sich weigert, werde ich eine formelle Anhörung beantragen.«

»Das geht von meiner Seite aus in Ordnung«, konnte Marissa mit mühsam bewahrter Fassung antworten. »Es stimmt irgend etwas mit diesen Ebola-Ausbrüchen nicht, und ich habe den Eindruck, daß Sie das nicht wahrhaben wollen. Vielleicht ist die formelle Anhörung genau das, was not tut.«

»Hauen Sie ab hier, bevor ich Sie rausschmeißen lasse!« fauchte Dubchek.

»Aber gerne«, antwortete Marissa.

*

Als sie das Krankenhaus verließ, spürte Marissa, daß sie zitterte. Sie haßte Auseinandersetzungen, und ein weiteres Mal war sie hin- und hergerissen zwischen ehrlicher Wut und schuldbewußter Beschämung. Sie war sich sicher, daß sie ganz nahe am wirklichen Grund für diese Ausbrüche der Krankheit war, aber noch konnte sie ihren Verdacht nicht eindeutig formulieren - nicht einmal so, daß sie das selbst zufriedengestellt hätte, geschweige denn andere.

Marissa versuchte, das alles noch einmal klar zu durchdenken, während sie auf dem Weg zum Flugplatz war, aber das einzige, an das sie denken konnte, war der häßliche Auftritt mit Dubchek. Sie konnte die Gedanken daran einfach nicht verdrängen. Es war ihr natürlich vollkommen klar, daß sie ein großes Risiko auf sich genommen hatte, als sie die Berson-Klinik ohne jede Vollmacht dafür, ja im Grunde genommen gegen ein ausdrückliches Verbot betreten hatte. Cyrill hatte allen Grund, wütend zu sein. Aber sie hätte sich einfach gewünscht, mit ihm über die merkwürdige Tatsache reden zu können, daß jeder der Ersterkrankten überfallen worden war, und zwar unmittelbar vor seiner Erkrankung.

Während sie auf ihr Flugzeug nach Atlanta wartete, ging Marissa zu einem Münzfernsprecher, um Ralph anzurufen. Er meldete sich sofort und sagte ihr, daß er sich solche Sorgen um sie gemacht hatte, daß er zu ihrem Haus gefahren war, als sie sich am Telefon nicht meldete. Er fragte, wo sie denn überhaupt gesteckt hätte, und meinte,

es sei nicht nett von ihr gewesen, die Stadt zu verlassen, ohne ihm Bescheid zu sagen.

»In Washington zuerst, und jetzt in Philadelphia«, berichtete ihm Marissa, »aber ich bin gerade auf dem Heimweg.«

»Sind Sie wegen des neuen Ebola-Ausbruchs nach Philadelphia gefahren?« erkundigte sich Ralph.

»Ja«, sagte Marissa, »aber es ist eine Menge passiert, seit wir das letzte Mal miteinander gesprochen haben. Es ist eine lange Geschichte, doch das Endergebnis ist, daß ich nicht hätte gehen dürfen, und als Dubchek mich erwischte, spielte er verrückt. Ich bin wohl meinen Job los. Kennen Sie vielleicht jemanden, der eine wenig gebrauchte Kinderärztin einstellen würde?«

»Gar kein Problem«, gab Ralph mit einem kleinen Kichern zurück. »Ich kann Ihnen ohne weiteres eine Anstellung hier am Universitätskrankenhaus beschaffen. Was für eine Flugnummer haben Sie? Ich fahre zum Flugplatz hinaus und hole Sie ab. Ich möchte doch zu gerne erfahren, was derartig wichtig war, daß Sie abfliegen mußten, ohne mir einen Ton davon zu sagen.«

»Vielen Dank, aber das ist wirklich nicht nötig«, antwortete Marissa. »Mein Honda steht dort und wartet auf mich.«

»Dann schauen Sie doch auf dem Heimweg mal bei mir herein!«

»Das könnte aber spät werden«, meinte Marissa und dachte, daß es bei Ralph immer noch gemütlicher sein würde als in ihrem eigenen leeren Haus. »Ich habe vor, beim Seuchenkontrollzentrum vorbeizufahren. Ich möchte dort noch etwas erledigen, solange Dubchek weg ist.«

»Das klingt aber nicht gerade nach einer guten Idee«, wandte Ralph ein. »Was haben Sie denn vor?«

»Glauben Sie mir, nichts Besonderes«, beruhigte ihn Marissa. »Ich will nur noch mal ganz kurz ins Hochsicherheitslabor reinschauen.«

»Ich dachte, Sie hätten die Erlaubnis dazu noch nicht?«

»Ich kann das schon irgendwie hindrehen«, gab sie zurück.

»Ich empfehle Ihnen dringend, die Finger vom Hochsicherheitslabor zu lassen«, riet ihr Ralph. »Daß Sie dahin gegangen sind, hat doch vor allem anderen zu Ihren Schwierigkeiten geführt.«

»Ich weiß«, gab Marissa zu. »Aber ich gehe trotzdem rein. Diese Ebola-Geschichte macht mich förmlich verrückt.«

»Na ja, machen Sie, was Sie wollen; aber schauen Sie auf alle Fälle anschließend noch mal bei mir rein. Ich werde noch lange auf sein.«

»Ralph?« fragte Marissa und nahm alle ihre Kraft zusammen, um ihm diese Frage zu stellen. »Kennen Sie den Kongreßabgeordneten Markham?«

Es gab eine kleine Pause. »Ich habe von ihm gehört.«

»Haben Sie jemals für seinen Wahlkampffonds gespendet?«

»Was für eine merkwürdige Frage - vor allem für ein Ferngespräch!«

»Haben Sie gespendet?« beharrte Marissa.

»Ja«, gab Ralph zu. »Des öfteren. Ich schätze die Haltung des Mannes zu einer Reihe von medizinischen Problemen.«

Nachdem sie Ralph noch einmal versprochen hatte, ihn am Abend zu besuchen, hängte Marissa erleichtert auf. Sie war froh, daß sie die Sache mit Markham hatte anschneiden können, und noch mehr befriedigte es sie, daß Ralph so ehrlich in bezug auf seine Unterstützung gewesen war.

Doch sobald das Flugzeug wieder in der Luft war, kehrte das Gefühl der Unbehaglichkeit zurück. Die Theorie, die sich da in ihrem Hinterkopf zusammenbraute, war so erschreckend, daß sie davon zurückscheute, sie zu vervollständigen.

Was sie aber noch viel mehr erschreckte, war, daß sie darüber nachzudenken begann, ob der Einbruch in ihr Haus und die Tötung ihres Hundes nicht mehr war als lediglich ein zufälliger Überfall, wofür sie es bisher gehalten hatte.

KAPITEL 11

20. Mai - am Abend

Marissa verließ den Flughafen und fuhr direkt zu Tads Wohnung. Sie hatte absichtlich nicht angerufen, weil sie das Gefühl gehabt hatte, es sei klüger, einfach so hereinzuschneien, obwohl es nun schon fast neun Uhr war.

Sie parkte vor dem Haus und war froh, im ersten Stock, wo er wohnte, die Lichter brennen zu sehen.

»Marissa!« sagte Tad überrascht, als er mit einer medizinischen Zeitschrift in der Hand die Tür öffnete. »Wo kommst du denn her?«

»Ich muß den Hausherrn sprechen. Ich führe eine Umfrage darüber durch, inwieweit Erdnußbutter bevorzugt wird!«

»Na, du machst aber Witze!«

»Natürlich mache ich Witze!« antwortete Marissa gereizt. »Kann ich damit rechnen, daß du mich reinläßt, oder müssen wir die Nacht hier draußen verbringen?« Marissas neue Sicherheit überraschte sogar sie selbst.

»Entschuldige bitte«, sagte Tad und trat einen Schritt zur Seite. »Bitte komm herein.«

Die Tür zu seiner Wohnung hatte er offengelassen, und Marissa trat, nachdem sie die Treppe hinaufgegangen war, vor ihm ein. Sie schielte nach dem Regal an der Tür - ja, seine Einlaßkarte für das Hochsicherheitslabor lag dort.

»Ich hab' den ganzen Tag über versucht, dich zu erreichen«, sagte Tad. »Wo hast du denn gesteckt?«

»Ich war weg«, sagte Marissa höchst unbestimmt. »Es war wieder ein sehr interessanter Tag.«

»Ich habe gehört, daß man dich von den speziellen pathogenen Keimen abgezogen hat«, sagte Tad. »Und dann ging das Gerücht um, du wärest in Urlaub. Was ist denn los?«

»Wenn ich das bloß wüßte«, entgegnete Marissa und ließ sich auf Tads hochlehntes Sofa fallen. Irgendwoher tauchte seine Katze auf und kuschelte sich in ihren Schoß. »Was ist mit Philadelphia? Ist es Ebola?«

»Ja, leider«, mußte Tad, der sich neben sie gesetzt hatte, bestätigen. »Der Anruf kam am Sonntag. Heute früh bekam ich Proben - alle voll vom Ebola-Virus.«

»Ist es wieder derselbe Stamm?«

»Im Augenblick kann ich das noch nicht mit Bestimmtheit sagen«, antwortete Tad.

»Du glaubst noch immer, daß das alles von dem Augenärztetreffen in San Diego herrührt?« fragte sie ihn.

»Ich weiß das nicht«, gab Tad mit einer kleinen Schärfe in der Stimme zurück. »Ich bin Virologe und nicht Epidemiologe.«

»Jetzt sei bitte nicht sauer«, sagte Marissa. »Aber dafür muß man nicht Epidemiologe sein, um festzustellen, daß da Merkwürdiges vorgeht. Hast du eine Idee, warum ich versetzt worden bin?«

»Ich nehme an, daß Dubchek es verlangt hat.«

»Von wegen«, gab Marissa zurück. »Es war ein Abgeordneter des amerikanischen Repräsentantenhauses aus Texas namens Markham! Er rief direkt Dr. Morrison an. Er sitzt im Bewilligungsausschuß, der über den Etat des CDC zu befinden hat, und so konnte Morrison gar nichts machen. Aber das ist doch reichlich komisch, oder? Ich bin schließlich nur eine kleine EIS-Beamtin.«

»Merkwürdig ist's schon«, gab Tad zu. Er wurde zusehends nervöser.

Marissa legte ihm die Hand auf die Schulter. »Was ist denn los?«

»Die ganze Geschichte beunruhigt mich«, sagte Tad. »Ich mag dich, und du weißt das. Aber du scheinst Schwierigkeiten und Ärger förmlich anzuziehen, und ich möchte da nicht hineingezogen werden. Ich hänge schließlich an meiner Arbeit!«

»Ich will dich ja wirklich nicht hineinziehen. Aber ein einziges Mal noch brauche ich deine Hilfe. Deshalb komme ich auch so spät.«

Tad schob ihre Hand weg. »Bitte verlang jetzt bloß nicht schon wieder Verletzung von Vorschriften von mir!«

»Ich muß einfach noch mal ins Hochsicherheitslabor«, sagte Marissa. »Nur für ein paar Minuten.«

»Nein«, antwortete Tad entschieden. »Ich kann dieses Risiko einfach nicht auf mich nehmen. Es tut mir leid.«

»Aber Dubchek ist doch gar nicht da«, drängte Marissa. »Um diese Stunde ist überhaupt niemand da.«

»Nein«, lehnte Tad ab. »Das kann ich nicht machen.«

Marissa spürte, daß er diesmal unnachgiebig war. »Na gut«, sagte sie, »lassen wir's also. Ich kann dich ja verstehen.«

»Wirklich?« antwortete Tad, überrascht, daß sie so rasch aufgab.

»Ja, ernsthaft. Aber wenn du mich schon nicht ins Hochsicherheitslabor lassen kannst, könntest du mir wenigstens was zu trinken anbieten.«

»Aber natürlich«, sagte Tad, eifrig bemüht. »Bier oder Weißwein, oder auf was sonst hättest du Lust?«

»Ein Bier wäre gut«, entschied sich Marissa.

Tad verschwand in der Küche. Als sie hörte, wie er die Kühlschrantür öffnete, stand Marissa schnell auf und schlich auf Zehenspitzen zu dem Regal an der Tür. Dort lagen zwei Einlaßkarten von Tad. Vielleicht würde er ja nicht einmal merken, daß sie sich eine davon ausborgte, redete sie sich ein, als sie eine der beiden rasch in ihre Jackentasche schob. Als Tad mit dem Bier zurückkam, saß sie wieder brav auf dem Sofa.

Tad reichte Marissa eine Flasche »Rolling Rock« und nahm die andere für sich selbst. Er hatte auch eine Tüte mit Kartoffelchips mitgebracht, die er aufriß und auf den Tisch legte. Um ihn in gute Stimmung zu bringen, fragte Marissa ihn nach seinen letzten Untersuchungen, aber es war offenkundig, daß sie seinen Antworten nicht allzuviel Aufmerksamkeit schenkte.

»Magst du ›Rolling-Rock-Bier‹ nicht?« fragte Tad, als er bemerkte, daß sie kaum einen Schluck genommen hatte.

»Doch, es ist gut«, antwortete Marissa gähnend. »Aber ich fürchte, daß ich eher müde als durstig bin. Ich meine, ich sollte gehen.«

»Oh, du kannst gerne hier übernachten!« sagte Tad.

Doch Marissa sprang auf. »Vielen Dank, aber ich sollte wirklich besser heimfahren.«

»Es tut mir wirklich leid wegen des Labors«, meinte Tad und beugte sich hinunter, um sie zu küssen.

»Ich versteh es schon«, antwortete Marissa und wandte sich rasch zur Tür, ehe er noch die Arme um sie legen konnte.

Tad wartete, bis er die Haustür ins Schloß fallen hörte, bevor er in seine Wohnung zurückging. Auf der einen Seite war er stolz darauf, daß er es geschafft hatte, ihr zu widerstehen. Auf der anderen Seite aber fühlte er sich unwohl, weil er ihre Hoffnung hatte enttäuschen müssen.

Zufällig fiel sein Blick auf das Regal, wo er immer seine Einlaßkarten und die Schlüssel hinlegte. Immer noch in Gedanken an Marissa, fiel ihm auf, daß eine der beiden Karten fehlte. Sorgfältig schaute er all den Kram durch, den er aus seinen verschiedenen Taschen geholt hatte, und suchte dann alle Regalböden ab. Seine Reservekarte war verschwunden.

»Verdammt!« fluchte Tad. Er hätte mit einem Trick rechnen müssen, als sie so rasch aufgab. Er riß die Tür auf, rannte die Treppen hinunter und auf die Straße hinaus, in der Hoffnung, sie noch zu erwischen, aber die Straße war leer. In der feuchten Nacht war nicht einmal der geringste Luftzug zu spüren, und die Blätter an den Bäumen hingen schlapp und unbewegt herunter.

Tad kehrte in seine Wohnung zurück und versuchte, eine Entscheidung zu treffen. Er warf einen Blick auf die Uhr und ging dann zum Telefon. Sicher, er mochte Marissa, aber jetzt war sie doch zu weit gegangen. Er nahm den Hörer auf und wählte eine Nummer.

*

Auf der Fahrt zum Seuchenkontrollzentrum hoffte Marissa, daß Dubchek dem Wachpersonal noch keine Mitteilung davon gemacht hatte, daß sie nicht mehr in der virologischen Abteilung tätig war. Aber als sie am Eingang ihre Ausweiskarte vorzeigte, sagte der Wachmann nur lächelnd: »Na, so spät noch fleißig?«

So weit, so gut; aber vorsichtshalber ging sie doch erst einmal in ihr Büro, falls der Mann ihr etwa folgen sollte. Sie machte das Licht an und setzte sich abwartend hinter ihren Schreibtisch, aber es waren keine Schritte mehr zu hören.

Auf ihrer Schreibunterlage lagen ein paar Briefe - zwei Angebote pharmazeutischer Firmen, und das dritte war die Antwort der Firma Labortechnik in South Bend. Marissa riß den Umschlag auf. Jemand aus der Verkaufsabteilung bedankte sich für ihre Anfrage wegen der Absaughauben vom Typ HEPA 3 und teilte dann mit, diese Vorrichtungen würden jeweils nur aufgrund bestimmter Kundenanforderungen gebaut. Sofern sie daran interessiert sei, müsse sie sich mit einem Architekturbüro in Verbindung setzen, das auf Klinik- und Forschungseinrichtungen spezialisiert sei. Ganz am Schluß beantwortete er die Frage, die sie eigentlich zu dem Brief veranlaßt hatte - im vergangenen Jahr hätten sie nur einen Auftrag für dieses System gehabt, und der sei für die »Professional Labs« in Grayson/Georgia gewesen.

Marissa schaute sich die Landkarte der Vereinigten Staaten an, die ihr Bürovorgänger hatte hängen lassen und von der es ihr bisher egal gewesen war, ob sie da hing. Sie suchte in Georgia herum, konnte aber Grayson nirgends entdecken. Dann wühlte sie in ihren Schubladen, weil sie meinte, dort müsse irgendwo eine Straßenkarte von Georgia sein. Schließlich entdeckte sie sie im Aktenschrank. Grayson war ein kleines Städtchen ein paar Stunden östlich von Atlanta. Was in aller Welt wollten die dort mit einer HEPA-3-Absaugschutzhaube?

Nachdem sie die Straßenkarte wieder in den Aktenschrank gelegt und den Brief in ihre Jacke gesteckt hatte, warf Marissa einen Blick in die Halle hinaus. Alles war ruhig, und der Aufzug stand noch auf demselben Stock; niemand hatte ihn benutzt. Sie fand, daß es jetzt die richtige Zeit wäre, ihr Vorhaben auszuführen.

Sie ging auf der Treppe in das darunterliegende Stockwerk und dann über den Laufgang hinüber in den Virologiebau. Sie war froh, daß sie in keinem der Büros Licht sah. Als sie an Dubcheks Büro vorbeikam, streckte sie die Zunge heraus. Das war natürlich kindisch - aber es machte Spaß. Sie bog um die Ecke und stand dann vor der

luftdichten Sicherheitstür. Unwillkürlich hielt sie den Atem an, als sie Tads Karte einschob und die Kennziffern eintippte: 43-23-39. Man hörte ein Klicken, und die Tür schwang auf. Sofort nahm Marissa den Geruch des ihr vertrauten Desinfektionsmittels wahr.

Sie spürte, daß ihr Puls sich sofort beschleunigte. Als sie die Schwelle überschritt, hatte sie das bedrückende Gefühl, ein Haus des Schreckens betreten zu haben. Der schwach beleuchtete höhlenartige zweistöckige Raum mit seinem Gewirr von Röhren und deren Schatten machte den Eindruck eines riesigen Spinnennetzes.

Wie sie das von Tad bei den ersten beiden Besuchen gesehen hatte, öffnete Marissa den kleinen Wandschrank hinter dem Eingang und betätigte dort die entsprechenden Schalter, um die Beleuchtung anzumachen und die Kompressoren und Ventilatoren in Gang zu setzen. Das Geräusch der Apparate schien ihr viel lauter, als sie es in Erinnerung hatte, und man spürte im Boden die davon ausgehenden Vibrationen.

Nun, da sie allein war, wirkte das futuristische Laboratorium noch einschüchternder als bei den ersten beiden Malen, als sie mit Tad dagewesen war. Sie mußte all ihren Mut zusammennehmen, um weiterzugehen, denn es war ihr obendrein bewußt, daß sie schon wieder Vorschriften übertrat, während sie sozusagen in einer »Bewährungszeit« war. Sie befürchtete jeden Augenblick, daß irgend jemand sie entdecken könne.

Mit schweißigen Handflächen griff sie nach dem großen Rundgriff, um die luftdichte Tür zum Umkleideraum zu öffnen. Das Rad ließ sich zunächst nicht drehen. Schließlich schaffte sie es unter Einsatz ihrer ganzen Kraft doch. Mit einem zischenden Laut lockerte sich die Verriegelung, und die Tür ging auf. Sie stieg hindurch und hörte, daß sie sich hinter ihr mit einem bedrohlichen dumpfen Geräusch wieder schloß.

Sie fühlte erneut den Druck auf den Ohren, als sie in einen der weißen Arbeitsanzüge schlüpfte. Die zweite Tür ließ sich schon wesentlich leichter öffnen, aber je geringer die tatsächlich auftretenden Schwierigkeiten wurden, desto stärker wurden ihre Bedenken wegen des Risikos, das sie hier auf sich nahm.

Unter den etwa zwanzig Schutzanzügen, die da herumhingen, suchte sich Marissa einen besonders kleinen heraus, aber sie fand das Hineinkommen viel schwieriger ohne Tads Hilfe. Als sie endlich den Reißverschluß zugezogen hatte, war sie schweißgebadet. An der Schalttafel legte sie lediglich die Schalter für die Beleuchtung im Hauptlabor um; der Rest war unnötig. Sie hatte nicht vor, zu den Tierkäfigen zu gehen. Dann nahm sie ihren Luftschlauch über den Arm, ging durch die Desinfektionskammer und stieg schließlich durch die letzte luftdichte Tür in den Hauptraum des Labors.

Ihre erste Aufgabe war es, sich an eine günstig gelegene Anschlußbuchse zu hängen, damit die frische Luft ihren Schutzanzug aufblasen und ihren Gesichtsschutz vom Beschlag befreien konnte. Sie begrüßte das zischende Geräusch der einströmenden Luft. Ohne dieses Geräusch hatte eine bedrückende Stille geherrscht. Sie ließ ihre Blicke über die ganze hochtechnologische Einrichtung schweifen und entdeckte schließlich die Tiefkühltruhe. Schon tat es ihr leid, daß sie nicht doch alle Lichter eingeschaltet hatte; die Schatten im Hintergrund des Labors schufen eine düstere Kulisse für die tödlichen Viren und erhöhten Marissas Angstgefühl.

Mit weit ausholenden Schritten, um die Bewegung in dem unförmigen und aufgeblasenen Isolieranzug etwas zu erleichtern, ging Marissa auf die Kühltruhe zu und wunderte sich erneut darüber, daß man sich angesichts der sonstigen hochtechnologischen und supermodernen Ausstattung hier mit einem einfachen Haushaltsgerät zufriedengab. Daß es sich hier im Hochsicherheitslabor befand, war ungefähr so, wie wenn man bei einer Computertagung auf eine uralte Rechenmaschine stoßen würde.

Als sie kurz vor der Kühltruhe angelangt war, hielt Marissa an und warf einen Blick auf die verriegelte Isoliertür links. Nachdem sie erfahren hatte, daß die Viren nicht dahinter gelagert wurden, war sie neugierig geworden, was sich denn wohl sonst dort verberge. Nervös schob sie den Riegel zurück. Eine Dunstschwade zog heraus, als sie die Tür öffnete und den Raum betrat. Für einen Augenblick fühlte sie sich, als ob sie in eine vereisende Wolke geraten sei. Dann schlug die

schwere Tür gegen ihren Luftschlauch, und sie war in Dunkelheit getaucht.

Als sich ihre Augen etwas an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte sie etwas erkennen, das wie ein Lichtschalter aussah, und sie schaltete ihn ein. Deckenleuchten gingen an, und Marissa sah ein Thermometer neben dem Lichtschalter. Sie beugte sich darüber und las einundfünfzig Grad minus ab.

»Meine Güte!« rief sie aus und erkannte nun den Grund für die Dunstwolke: Sobald Luft von normaler Raumtemperatur auf eine derartige Kälte traf, verwandelte sich die darin enthaltene Feuchtigkeit sofort in Eis.

Marissa wandte sich um und starrte durch den Dunst. Sie schritt tiefer in den Raum hinein, die Schwaden mit ihren Armen zerteilend. Unversehens bot sich ihr ein grausiger Anblick. Sie schrie auf, und das Echo ihres Schreis hallte schrecklich wider in dem unförmigen Schutzanzug. Erst dachte sie, sie sehe Gespenster. Dann erst wurde sie gewahr, daß, fast schlimmer noch, eine Reihe gefrorener nackter Leichen vor ihr stand, im wirbelnden Dunst nur zum Teil zu erkennen. Zunächst glaubte sie, sie stünden da auf den eigenen Beinen in einer Reihe, bemerkte dann aber, daß sie wie für einen Anatomiekurs aufgehängt waren. Als sie näher trat, erkannte Marissa die erste Leiche und glaubte, in Ohnmacht fallen zu müssen: Es war der indische Arzt, den Marissa in Phoenix gesehen hatte, und sein Gesicht war durch die Kälte zu einer zerquälten Totenmaske erstarrt.

Ein gutes halbes Dutzend solcher Leichen war zu erkennen. Marissa zählte sie nicht. Zur Rechten lagen die Kadaver von Mäusen und Ratten, gleichfalls in grotesken Stellungen zusammengefroren. Obwohl Marissa einsah, daß dieses Einfrieren wahrscheinlich für die virologischen Untersuchungen notwendig war, so war sie doch völlig unvorbereitet auf einen solchen Anblick gewesen. Kein Wunder, daß Tad sich bemüht hatte, sie am Betreten dieses Raumes zu hindern.

Marissa verließ den Kühlraum, nachdem sie das Licht gelöscht hatte, und schloß und verriegelte die Tür. Sie zitterte sowohl vor Kälte als auch vor Abscheu.

Für ihre Neugierde bestraft, wandte Marissa nun ihre Aufmerksamkeit der Kühltruhe zu. Trotz der Unbeholfenheit wegen des klobigen Plastikanzugs und ihres anhaltenden Zitterns gelang es ihr verhältnismäßig leicht, die Kombination am Zahlenschloß einzustellen und es zu öffnen. Mehr Mühe machte ihr die Gliederkette. Sie war verknotet, und sie hatte zu kämpfen, um sie aus dem Griff zu bekommen. Sie brauchte länger dafür, als ihr recht war, aber schließlich hatte sie es geschafft und konnte den Deckel öffnen.

Marissa rieb das Eis von der Innenseite des Deckels und versuchte, den Standort des Ebola-Virus zu ermitteln. Die Standorte waren in alphabetischer Reihenfolge der Viren aufgeführt. Hinter »Ebola, Zaire 76« hieß es »97, E 11 -E 48, F 1-F 12«. Marissa nahm an, daß sich die erste Ziffer auf die Nummer des betreffenden Gestells bezog und die dann folgenden Buchstaben und Zahlen den Standort in diesem Rahmen bezeichneten. Da jedes der Gestelle mindestens tausend Proben enthielt, gab es also fünfzig verschiedene Röhrchen mit Ebola-Viren vom Zaire-76-Stamm.

So vorsichtig wie möglich hob Marissa den Behälterrahmen Nr. 97 heraus und setzte ihn auf der Platte des danebenstehenden Tisches ab. Sie ging die Reihen mit den Vertiefungen durch, deren jede ein kleines, mit einem schwarzen Deckel versehenes Röhrchen enthielt. Marissa war erleichtert und enttäuscht zugleich. Sie fuhr die Reihen entlang und entnahm dann Röhrchen E 11. Das winzige gefrorene Klümpchen darin sah nichtssagend aus, aber Marissa wußte, daß es Tausende von Viren enthielt, von denen schon eines oder zwei, einmal aufgetaut, ausreichten, um einen Menschen zu töten.

Sie schob das Röhrchen wieder in die entsprechende Vertiefung und zog das nächste heraus, um zu prüfen, ob sein Inhalt unversehrt schien. Sie fuhr damit fort und konnte nichts Ungewöhnliches entdecken, bis sie zu Röhrchen E 39 kam. Das Röhrchen war leer!

Rasch überprüfte Marissa die restlichen Proben - alle weiteren schienen in Ordnung zu sein. Sie hielt Röhrchen E 39 nochmals gegen das Licht, um sich zu vergewissern, daß ihr kein Fehler unterlief. Aber es gab keinen Zweifel - es war tatsächlich nichts in dem Röhrchen. Wenn es auch denkbar war, daß ein Wissenschaftler einmal ein

solches Röhrchen falsch einsortierte, so gab es doch keinen vernünftigen Grund dafür, daß ein Röhrchen leer war. Alle ihre bisher unausgesprochenen Ängste, daß die Ausbrüche der Krankheit auf versehentlichen oder sogar bewußten Mißbrauch eines der im Besitz des Seuchenkontrollzentrums befindlichen, mit dem aus Afrika stammenden Virus gefüllten Röhrchen zurückgehen könnten, schienen also bestätigt.

Eine plötzliche Bewegung zog Marissas Aufmerksamkeit auf sich. Das Verschlußrad an der Tür, die in den Desinfektionsraum führte, drehte sich! Es kam jemand!

Marissa wurde von panischer Furcht ergriffen. Für einen Augenblick stand sie hilflos, wie erstarrt. Als sie sich wieder rühren konnte, schob sie eiligst das leere Röhrchen in den Behälterrahmen zurück, hing diesen wieder in die Kühltruhe ein und schlug deren Deckel zu. Erst dachte sie an Flucht - doch wohin hätte sie sich wenden sollen? Vielleicht konnte sie sich verstecken. Sie blickte zu dem dunklen Bereich mit den Tierkäfigen hinüber. Aber es war keine Zeit mehr. Sie hörte, wie der Verschluß der Tür aufging, und sah, wie zwei Personen das Labor betraten, unkenntlich in den Isolieranzügen. Die kleinere der beiden schien sich im Labor auszukennen und zeigte der größeren, wie man den Luftschlauch in die Buchsen einhängt.

Vor Schreck gelähmt, blieb Marissa einfach stehen. Es bestand schließlich eine schwache Möglichkeit, daß das zwei Wissenschaftler vom CDC waren, die irgendein laufendes Experiment überprüfen wollten. Diese Hoffnung zerstob rasch, als die beiden direkt auf sie zukamen. Zugleich sah sie, daß die kleinere der beiden Gestalten eine Spritze in der Hand hielt. Marissas Augen flogen zu der anderen, die näher tapste und deren Arm in einem merkwürdigen Winkel abgebogen war, was irgendeine unklare, aber jedenfalls unangenehme Erinnerung in ihr auslöste. Marissa versuchte ihre Gesichter zu erkennen, aber die Spiegelung der Sichtschirme machte das unmöglich.

»Blumenthal?« fragte der kleinere der beiden mit einer rauhen männlichen Stimme. Er streckte den Arm aus und drehte Marissas Kopf brutal dem Licht zu. Ganz offensichtlich hatte er sie erkannt,

denn er nickte seinem Begleiter zu, der nach dem Reißverschluß ihres Anzugs griff.

»Nein!« schrie Marissa auf, der schlagartig klar wurde, daß die beiden Männer keinesfalls vom Wachdienst waren. Das war vielmehr ein Überfall - genau wie sie schon in ihrem Haus überfallen worden war. Verzweifelt packte sie das Sicherheitsschloß der Gefriertruhe und warf es nach dem Mann. Der Augenblick der Verwirrung genügte ihr, um ihren Luftschlauch zu lösen und sich nach dem Bereich mit den Käfigen zu wenden.

In weniger als einer Sekunde war der größere der beiden Männer hinter ihr, aber gerade als er nach ihr greifen wollte, wurde er daran gehindert durch seinen Luftschlauch, an dem er hängenblieb wie ein Hund an der Leine.

So schnell es nur irgend ging, flüchtete sich Marissa in die schmalen Gänge zwischen den aufgestapelten Käfigen, während um sie die aufgeregten Laute der Affen, Ratten, Hühner und aller möglichen sonstigen Tiere ertönten. Im Bewußtsein, daß sie in den Mauern des Labors gefangen war, breitete sich Verzweiflung in Marissa aus. Doch in der Hoffnung, erst einmal Verwirrung zu stiften, öffnete sie die Affenkäfige. Soweit die Tiere nicht krank waren, verließen sie sofort die Käfige.

Marissa spürte Atemnot. Sie fand glücklicherweise, was in der Dunkelheit nicht einfach war, eine Anschlußbuchse und hängte ihren Luftschlauch ein. Erleichtert fühlte sie das Einströmen der frischen, kühlen Luft. Offenbar war der größere der beiden Männer mit dem Aufenthalt im Hochsicherheitslabor nicht vertraut, aber sie war nicht überzeugt davon, daß ihr das einen besonderen Vorteil brachte. Sie trat in den Gang zwischen den Käfigen, von dem aus sie in den Hauptraum des Labors schauen konnte. Im Gegenlicht vermochte sie seine sich nähernde Gestalt zu erkennen. Sie wußte nicht, ob er sie sehen konnte oder nicht, blieb aber stehen und starrte ihm entgegen in dem verzweifelten Bemühen, ihn durch Konzentration ihrer beschwörenden Gedanken dazu zu bringen, eine andere Richtung einzuschlagen. Aber er schritt unbeirrbar auf sie zu. Ihre Nackenhaare sträubten sich. Sie hing ihren Luftschlauch ab und versuchte, das

Ende der Käfigreihe zu erreichen, um dort in einen anderen Gang einzubiegen. Doch bevor ihr das gelang, packte sie der Mann am linken Arm.

Marissa schaute zu ihrem Gegner auf, aber alles, was sie erkennen konnte, war das schwache Glänzen seines Sichtschirms. Die Macht seines zupackenden Griiffs schien jeden Widerstand sinnlos zu machen, doch über seiner Schulter bemerkte sie plötzlich einen roten Handgriff mit der Aufschrift NOTALARM.

Verzweifelt langte Marissa mit ihrer freien Hand danach und riß den Griff herunter. Sofort ertönte eine Alarmsirene, und Desinfektionsmittel sprühte auf das ganze Labor herunter; wegen des sich dadurch sofort entwickelnden Nebels sah man nun praktisch gar nichts mehr. Erschrocken ließ der Mann Marissas Arm los. Sie warf sich auf den Boden und entdeckte, daß sie unter den Käfigen durchrutschen konnte. Sie kroch von dem Mann weg und hoffte, daß sie die richtige Richtung zum Hauptraum eingeschlagen hatte. Schließlich erhob sie sich wieder und bewegte sich nach Gefühl vorwärts. Offenbar war mit einer Beendigung der Desinfektionsdusche erst zu rechnen, wenn der Auslösehebel des Notalarms zurückgeschoben wurde. Ihre Atemluft wurde qualvoll knapp. Sie brauchte dringend frische Luft.

Plötzlich sprang etwas vor ihr auf, und fast hätte sie aufgeschrien. Aber es war nur einer der Affen, sichtlich in Panik wegen der tödlichen Atmosphäre. Das Tier klammerte sich einen Augenblick lang an sie, riß dann ihren Schutzanzug an der Schulter auf und verschwand.

Keuchend streckte Marissa die Hand aus und tastete die Belüftungsröhren entlang. Schließlich ertastete sie eine Anschlußbuchse und hing ihren Luftschlauch an.

Durch den schrillen Lärm der Alarmanlage hörte Marissa Bewegungen im nächstgelegenen Gang, dann erstickte Rufe. Sie nahm an, daß ihr Verfolger keine Anschlußbuchse finden konnte. Aber Marissa rechnete damit, daß der zweite Mann seinem Komplizen zu Hilfe kommen würde, zog ihren Luftschlauch wieder aus der Anschlußbuchse und bewegte sich auf das Licht zu, wobei sie wie eine Blinde

die Arme vorstreckte. Bald wurde das Licht gleichmäßiger, und sie nahm an, daß sie jetzt wieder im Hauptraum des Laboratoriums war. Sie ging in Richtung Wand, stieß an die Tiefkühltruhe und erinnerte sich daran, daß sie darüber eine Anschlußbuchse gesehen hatte. Für die Dauer einiger hastiger Atemzüge schloß sie ihren Luftschlauch an und tastete sich auf die Tür zu. Sobald sie sie erreicht hatte, drehte sie das Entriegelungsrad - die Tür schwang auf, und sie betrat den Desinfektionsraum.

Da sie bereits ausgiebig dem desinfizierenden Phenolregen ausgesetzt gewesen war, hielt sie sich nicht länger mit dem vorgeschriebenen Desinfektionsgang auf. Im nächsten Raum riß sie sich den Schutzanzug herunter und rannte dann in den dahinterliegenden Raum, wo sie die Schränke mit den Arbeitsanzügen gegen die Tür kippte. Sie glaubte zwar nicht, daß dadurch das Öffnen der Tür verhindert werden würde, aber immerhin konnte es das Vorwärtskommen ihrer Verfolger verlangsamen.

In rasender Eile schlüpfte sie in ihre gewöhnliche Kleidung und machte dann sämtliche Schalter aus, wodurch selbst die Umkleide-räume in Dunkel gehüllt und die Ventilatoren abgeschaltet wurden. Endlich dem Hochsicherheitslabor entronnen, durchquerte Marissa den Virologiebau, rannte über den Laufgang und dann, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppen des Hauptgebäudes hinunter. Sie atmete tief durch, als sie durch die Haupteingangshalle schritt und versuchte gelassen zu wirken. Der Wachmann saß links an seinem Pult und telefonierte. Er schien gerade jemandem zu erklären, daß biologischer Alarm ausgelöst worden sei, nicht aber Alarm in bezug auf eine der Sicherheitstüren.

Obwohl sie daran zweifelte, daß ihre Verfolger den Sicherheitsdienst um Hilfe gebeten hatten, nachdem sie gerade versucht hatten, sie umzubringen, zitterte sie doch heftig, als sie ihren Ausgang eintrug. Sie hörte noch, daß der Wachmann auflegte, nachdem er zuletzt seinem Gesprächspartner mitgeteilt hatte, daß man verzweifelt bemüht sei, den Leiter der Virologieabteilung telefonisch zu erreichen.

»Halt!« schrie der Wachmann ihr nach, als Marissa sich der Tür zuwandte. Sie spürte ihr Herzklopfen bis in die Kehle. Für einen Au-

genblick dachte sie an Flucht; sie war nur noch wenige Schritte von der Tür entfernt. Dann hörte sie den Wachmann rufen: »Sie haben vergessen, die Zeit einzutragen!« Marissa ging zurück und füllte pflichtschuldigst die Zeitspalte aus. Einen Augenblick später war sie im Freien und rannte auf ihren Wagen zu.

Sie hatte die Strecke zum Haus von Ralph schon zur Hälfte zurückgelegt, als sie endlich nicht mehr zitterte und darüber nachdenken konnte, welch schreckliche Entdeckung sie gemacht hatte. Das fehlende Klümpchen mit Ebola-Viren konnte kein Zufall sein. Es war vom selben Stamm wie die Viren, welche die letzten Ausbrüche quer durch die Vereinigten Staaten ausgelöst hatten. Irgend jemand setzte den Virus ein, und entweder unbeabsichtigt oder mit voller Absicht wurden Ärzte und ganze Krankenhäuser in unterschiedlichen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten mit der tödlichen Krankheit infiziert.

Daß das fehlende Material aus dem Röhrchen E 39 die geheimnisvolle Quelle der Ausbrüche in den USA war, war die einzige Erklärung für die Fragen, die durch die Tatsache aufgeworfen wurden, daß die Inkubationszeiten so ganz ungewöhnlich lang waren und daß, obwohl der Virus zu Veränderungen neigte, die Ausbrüche jeweils durch denselben Stamm ausgelöst wurden. Noch schlimmer aber - jemand wollte vermeiden, daß diese Information verbreitet würde. Aus diesem Grund hatte man sie aus dem Ebola-Team entfernt und jetzt gerade zu ermorden versucht. Die Erkenntnis, die ihr jedoch am meisten zu schaffen machte, war, daß nur jemand mit der Erlaubnis, das Hochsicherheitslabor zu betreten - wahrscheinlich jemand vom CDC-Personal -, sie dort hatte überfallen können. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie nicht geistesgegenwärtig genug war, nachzuschauen, wer sich eingetragen hatte, als sie ihren Ausgang bestätigt hatte.

Sie war bereits in die Straße eingebogen, in der Ralphs Haus stand, da sie ihm von ihren Befürchtungen berichten wollte. Doch plötzlich fand sie es unfair, ihn auch noch in die Geschichte hineinzuziehen. Sie hatte schon Tads Freundschaft ausgenutzt, und wenn er morgen ihren Namen auf der Besucherliste finden würde, müßte sie sich wohl als für ihn erledigt betrachten. Ihre einzige Hoffnung war, daß

ihre beiden Angreifer wohl kaum von ihrem Aufenthalt im Hochsicherheitslabor berichten würden, denn sonst müßten sie ja mit einer Anklage wegen ihres Überfalls rechnen. Aber selbst dann konnte sie nicht sicher sein, daß sie sich nicht eine überzeugende Lüge darüber einfallen ließen, was vorgefallen war. Dann würde deren Wort gegen das ihre stehen, und Marissas Wort hätte morgen beim Seuchenkontrollzentrum bestimmt keinen sonderlichen Stellenwert mehr - da war sie sich ganz sicher. Und zu alledem mußte sie damit rechnen, daß morgen die Polizei von Atlanta nach ihr suchen würde.

Als es Marissa einfiel, daß ja ihr Koffer immer noch im Auto lag, fuhr sie zum nächstgelegenen Motel. Kaum hatte sie das ihr zugewiesene Zimmer betreten, als sie Ralphs Nummer wählte. Nach dem fünften Klingeln ertönte seine schläfrige Stimme.

»Ich bin wirklich so lange aufgeblieben, wie es ging«, sagte er. »Warum sind Sie denn nicht mehr vorbeigekommen?«

»Das ist eine lange Geschichte«, antwortete Marissa. »Ich kann das jetzt nicht alles erklären, aber ich bin in ernstlichen Schwierigkeiten. Ich werde wahrscheinlich sogar einen guten Strafverteidiger brauchen. Können Sie mir einen empfehlen?«

»Großer Gott«, sagte Ralph, plötzlich gar nicht mehr schläfrig. »Mir scheint, daß Sie mir wirklich lieber sagen sollten, was los ist!«

»Ich möchte Sie da nicht hineinziehen«, erklärte Marissa. »Alles, was ich sagen kann, ist, daß die ganze Situation ausgesprochen ernst ist, daß ich mich aber im Augenblick nicht an die Behörden wenden möchte. Wahrscheinlich muß ich mich als ›auf der Flucht befindlich‹ bezeichnen!« Sie ließ ein unechtes Lachen erklingen.

»Warum wollen Sie denn nicht zu mir kommen?« fragte Ralph mit ruhiger Stimme. »Sie wären hier dann ganz gewiß in Sicherheit.«

»Ralph, es ist mein fester Entschluß, Sie da nicht hineinzuziehen. Aber einen Anwalt brauche ich. Könnten Sie einen für mich auftreiben?«

»Aber selbstverständlich«, gab Ralph zurück. »Ich möchte Ihnen auf jede erdenkliche Weise helfen. Wo stecken Sie denn?«

»Ich melde mich wieder«, sagte Marissa ausweichend. »Aber jedenfalls herzlichen Dank dafür, daß ich Sie als Freund betrachten darf.«

Marissa legte auf und nahm allen Mut zusammen, um Tad anzurufen und sich zu entschuldigen, bevor er von anderer Seite erfahren würde, daß sie sich seine Zugangskarte angeeignet hatte.

Sie holte tief Luft und wählte. Nachdem sie es eine Weile hatte klingeln lassen, ohne daß sich jemand gemeldet hätte, verließ sie der Mut, und sie entschloß sich, ihn nicht aufzuwecken.

Marissa nahm nun den Brief der Firma Labortechnik aus der Tasche und strich ihn wieder glatt. Grayson würde jetzt ihr nächstes Ziel sein.

KAPITEL 12

21. Mai

Obwohl sie völlig erschöpft war, schlief Marissa schlecht und wurde von Alpträumen geplagt, in denen sie durch fremde Landschaften gejagt wurde. Als das durch das Fenster einströmende Licht des frühen Morgens sie weckte, war das förmlich eine Erleichterung. Sie schaute durchs Fenster und sah, wie ein Mann den mit einem Münzeinwurf ausgestatteten Zeitungsständer draußen auffüllte. Sobald er gegangen war, rannte sie hinaus und holte sich *Atlanta Journal and Constitution*. Über das Seuchenkontrollzentrum stand nichts drin, aber im Morgenfernsehen kam im Verlauf der Frühnachrichten eine Meldung, daß es im CDC irgendwelche Probleme gegeben habe. Das Hochsicherheitslabor wurde nicht erwähnt, doch es wurde mitgeteilt, daß ein Techniker wegen des Einatmens von phenolischem Desinfektionsmittel im Emory-Universitätskrankenhaus hätte behandelt werden müssen, aber bereits wieder entlassen worden sei. Anschließend folgte ein Telefoninterview mit Dr. Cyrill Dubchek. Marissa beugte sich vor und drehte die Lautstärke auf.

»Der erkrankte Techniker war das einzige Opfer«, erklärte Cyrill mit metallischer Stimme. Marissa fragte sich, ob er wohl in Atlanta oder noch in Philadelphia sei. »Es wurde versehentlich ein Notfallsicherheitssystem ausgelöst. Es ist alles unter Kontrolle, und wir sind in Verbindung mit dem Vorfall auf der Suche nach Dr. Marissa Blumenthal.«

Der Sprecher unterbrach die Telefonverbindung mit dem Hinweis, daß zweckdienliche Mitteilungen über den Aufenthalt von Dr. Marissa Blumenthal an die Polizei von Atlanta zu richten seien. Dazu zeigte man etwa zehn Sekunden lang das Foto, das sie ihrer Bewerbung beim Seuchenkontrollzentrum beigelegt hatte.

Marissa schaltete den Fernseher ab. Sie hatte nicht mit der Möglichkeit gerechnet, daß ihre Verfolger ernstlich verletzt sein könnten,

und war aufgeregt deshalb, obgleich der Mann ja versucht hatte, ihr ein Leid anzutun. Tad hatte schon recht mit seiner Feststellung, sie zöge Schwierigkeiten regelrecht hinter sich her.

Als Marissa damit gescherzt hatte, daß sie »auf der Flucht« sei, hatte sie das eher im übertragenen Sinne gemeint. Jetzt aber, nachdem sie den Aufruf des Fernsehsprechers gehört hatte, der zu Informationen über ihren Aufenthaltsort aufforderte, wurde ihr bewußt, daß aus Spaß Ernst geworden war. Sie war jetzt eine »gesuchte Person«, zumindest für die Polizei von Atlanta.

Marissa räumte ihre Sachen zusammen und beeilte sich, aus dem Hotel auszuziehen. Während der ganzen Zeit, als sie am Empfangsschalter stand, war es ihr mulmig, denn schließlich stand auf dem Anmeldeformular schwarz auf weiß ihr Name. Doch alles, was der Angestellte dort zu ihr sagte, war: »Schönen Tag auch noch!«

In einem Schnellrestaurant gönnte sie sich hastig einen Kaffee und einen Krapfen und fuhr dann zu ihrer Bank, die glücklicherweise gerade heute Frühöffnung hatte. Am Autoschalter versuchte sie ihr Gesicht zu verbergen für den Fall, daß der dortige Kassier schon die Frühnachrichten gesehen hatte, aber der Mann wirkte so uninteressiert wie immer. Marissa hob fast ihr gesamtes Sparguthaben ab, nämlich 4650 Dollar.

Das Geld in ihrer Tasche machte sie etwas entspannter. Sie lenkte ihren Wagen zur Auffahrt auf die Bundesautobahn 78 und schaltete das Radio ein. Sie war auf dem Weg nach Grayson/Georgia.

Die Fahrt war nicht besonders anstrengend, aber doch länger, als Marissa angenommen hatte, und auch nicht sonderlich interessant. Das einzig Sehenswerte auf der Strecke war eine geologische Besonderheit, die man den Steinberg nannte. Er ragte als Kuppel aus kahlem Granit über die bewaldeten Hügel wie das Windelpaket über dem Hinterteil eines Babys. Nachdem sie an der Stadt Snellville vorbeigefahren war, wandte sich Marissa auf der Autobahn 84 nach Nordosten, und die Umgebung wirkte zusehends ländlicher. Schließlich erreichte sie eine Tafel mit der Aufschrift »Willkommen in Grayson«. Leider war sie mit Löchern übersät, als ob sie als Ziel-

scheibe für Schießübungen benutzt worden sei, was ihre Botschaft etwas zweifelhaft erscheinen ließ.

Die Stadt selbst entsprach genau Marissas Vorstellungen davon. Die Hauptstraße war gesäumt von Backstein- und Fachwerkhäusern. Es war die Szenerie für die Bankraubepisode eines Films, und das größte Geschäft am Platz war eine Eisen- und Haushaltswarenhandlung. An einer Straßenecke hatte eine Bank mit granitverkleideter Fassade eine große Uhr mit römischen Ziffern zu bieten. Offensichtlich war das genau die Stadt, in der man dringend eine Absaughaube vom Typ HEPA 3 brauchte!

Die Straßen, in denen Marissa gemächlich herumkurvte, waren nahezu leer. Sie sah keinerlei Fabrikgebäude und überlegte sich, daß die Firma »Professional Labs« vielleicht etwas außerhalb der Stadt liegen könnte. Sie mußte sich wohl danach erkundigen, aber wen könnte sie hier danach fragen? Sie hatte nicht die geringste Lust, zur örtlichen Polizeistelle zu fahren!

Am Ende der Hauptstraße kehrte Marissa um und fuhr wieder zurück. Sie entdeckte einen Gemischtwarenladen, an dem ein Schild darauf verwies, daß er auch die Poststelle enthielt.

»Professional Labs? Ja, die sind draußen an der Bridge Road«, sagte der Inhaber. Sie hatte ihn in der Kurzwarenabteilung gefunden, wo er gerade einer Kundin Wollknäuel vorlegte. »Fahren Sie da gerade hinunter und biegen Sie dann am Feuerwehrhaus rechts ab. Hinter Parsons Creek biegen Sie dann wieder links ab. Sie können es nicht verfehlen. Das ist das einzige, was Sie dort draußen außer Kühen finden.«

»Was machen die denn?« fragte Marissa.

»Keine Ahnung«, antwortete der Ladeninhaber. »Ist mir auch völlig Wurst. Sie sind gute Kunden, und sie zahlen ihre Rechnungen pünktlich; mehr interessiert mich nicht.«

Den Anweisungen des Mannes folgend, fuhr Marissa aus der Stadt hinaus. Er hatte völlig recht gehabt - außer Kühen gab's nichts zu sehen. Hinter Parsons Creek war die Straße nicht einmal mehr geteert. Marissa begann sich schon zu fragen, ob sie sich hier nicht auf ein ganz sinnloses Unterfangen eingelassen hatte. Aber dann bog der

Weg in ein Kiefernwäldchen ein, und an seinem Ende sah Marissa ein Gebäude aufragen.

Marissa hörte am Fahrgeräusch, daß sie nun wieder Asphalt unter den Rädern hatte; der Weg erweiterte sich zu einem geteerten Parkplatz. Zwei Fahrzeuge standen dort: ein Lieferwagen mit der seitlichen Aufschrift »Professional Labs Inc.« und ein cremefarbener Mercedes.

Marissa parkte neben dem Lieferwagen. Das Gebäude hatte Firstdächer und eine Menge von Spiegelglasfenster, in denen die attraktive baumbestandene Umgebung sich widerspiegelte. Es roch köstlich nach Kiefern, als Marissa auf den Eingang zuing. Sie wollte die Tür aufstoßen, doch die rührte sich nicht. Dann zog sie daran, aber auch das führte zu nichts - sie schien verriegelt oder abgeschlossen zu sein. Sie trat einen Schritt zurück und suchte nach einer Klingel, doch auch eine solche fand sie nicht. Sie klopfte ein paarmal, merkte aber dann, daß das wohl nicht laut genug war, als daß es jemand im Innern des Gebäudes hören konnte. Marissa gab also ihre Bemühungen um den Vordereingang auf und ging um das Gebäude herum. Als sie am ersten Fenster angelangt war, legte sie die Hände um die Augen und versuchte, durch die Spiegelglasscheiben ins Innere zu blicken; aber es war vergeblich.

»Wissen Sie, daß Sie hier unbefugt eindringen?« fragte eine unfreundliche Stimme.

Marissa ließ schuldbewußt die Arme baumeln.

»Das ist Privatbesitz«, sagte ein stämmiger Mann mittleren Alters, gekleidet in einen blauen Overall.

»Hmmm...« druckste Marissa herum und suchte verzweifelt nach einer Begründung für ihre Anwesenheit. Mit seinem ergrauenden Bürstenschnitt und der lebhaften Gesichtsfarbe wirkte er wie der typische »harte« Mann aus den fünfziger Jahren.

»Haben Sie denn die Verbotsschilder nicht gesehen?« fragte er und wies zum Parkplatz hinüber.

»Ja, schon«, gab Marissa zu. »Aber sehen Sie, ich bin Ärztin...« Sie zögerte, denn ihr Beruf als Ärztin gab ihr natürlich noch lange nicht das Recht, auf Privatgrund vorzudringen.

Rasch fuhr sie fort: »Da Sie hier ja ein virologisches Laboratorium haben, hat es mich einfach interessiert, wie Sie die virologischen Analysen durchführen.«

»Was veranlaßt Sie zu der Annahme, daß dies hier ein virologisches Laboratorium ist?« forschte der Mann.

»Man hat mir das gesagt«, antwortete Marissa.

»Dann hat man Ihnen etwas Falsches gesagt. Wir beschäftigen uns hier mit Molekularbiologie. Bei all dem, was man so über Industriespionage hört, müssen wir sehr aufpassen. Daher wäre es sicher besser, wenn Sie jetzt gehen, bevor ich die Polizei rufen muß.«

»Das wird nicht nötig sein«, versicherte Marissa. Mit der Polizei zu tun zu bekommen war das letzte, was sie sich wünschte. »Ich bitte wirklich um Entschuldigung. Ich wollte Sie keineswegs belästigen. Aber dennoch würde ich sehr gerne mal Ihr Labor sehen. Gibt es denn da keine Möglichkeit, das zu arrangieren?«

»Völlig ausgeschlossen«, sagte der Mann entschieden. Er führte Marissa zu ihrem Wagen zurück, wobei ihre Schritte auf dem Kiesweg knirschten.

»Gibt es denn niemanden, an den ich mich wenden kann, um eine Besichtigung zu ermöglichen?« fragte Marissa, während sie schon hinter das Lenkrad schlüpfte.

»Ich bin der Chef hier«, gab der Mann zur Antwort. »Ich meine, daß es wirklich besser ist, wenn Sie jetzt gehen.« Er trat einen Schritt zurück und wartete auf Marissas Abfahrt.

Nachdem ihr nichts mehr zu sagen einfiel, ließ Marissa den Motor an. Sie versuchte es noch mit einem Abschiedslächeln, doch die Miene des Mannes blieb grimmig, als sie in Richtung Grayson davonfuhr.

Er blieb stehen und wartete, bis der Honda zwischen den Bäumen verschwunden war. Mit einem ärgerlichen Kopfschütteln drehte er sich dann um und ging zum Gebäude zurück. Die Vordertür öffnete sich automatisch.

Das Innere wirkte genauso modern wie das Äußere des Baus. Der Mann ging einen kurzen gekachelten Gang hinunter und betrat dann ein kleines Labor. Auf der einen Seite stand ein Schreibtisch, auf der

anderen war eine luftdichte Tür zu sehen wie jene, die ins Hochsicherheitslabor des Seuchenkontrollzentrums führte; dahinter befand sich ein Labortisch mit einem Filtersystem vom Typ HEPA 3 darüber.

An dem Schreibtisch saß ein Mann und bog eine Büroklammer zu grotesken Figuren. Er blickte auf: »Warum hast du es nicht mir überlassen, sie entsprechend zu bearbeiten, verdammt noch mal?« Der Satz verursachte einen heftigen Hustenanfall, der ihm die Tränen in die Augen trieb. Er hielt sich ein Taschentuch vor den Mund.

»Weil wir nicht wissen, wer etwas davon weiß, daß sie hergefahren ist«, antwortete der Mann im blauen Overall.

»Gebrauch ein bißchen deinen Verstand, Paul. Manchmal machst du mir richtig angst.« Er nahm den Telefonhörer ab und wandte zum Wählen der gewünschten Nummer unnötig viel Kraft auf.

»Büro von Dr. Jackson« meldete sich eine helle, fröhliche Stimme.

»Ich muß den Doktor sprechen!«

»Tut mir leid, er hat gerade einen Patienten.«

»Schätzchen, das ist mir völlig egal, selbst wenn er gerade den lieben Gott behandelt. Holen Sie ihn gefälligst an den Apparat!«

»Wen darf ich denn melden?« fragte die Sekretärin kühl zurück.

»Von mir aus den Vorsitzenden der Kommission für ärztliche Ethik. Geben Sie ihn mir jedenfalls sofort!«

»Einen Augenblick bitte!«

Er wandte sich dem Schreibtisch zu und sagte: »Paul, hol mir doch mal meinen Kaffee her!«

Paul warf die Büroklammer in den Papierkorb und erhob sich. Das dauerte ein bißchen, denn er war ein großer Mann und sein linker Arm war im Ellbogengelenk versteift. Er hatte dort einen Schuß von einem Polizisten abbekommen, als er noch ein Junge gewesen war.

»Wer ist denn am Apparat?« fragte Dr. Joshua Jackson am anderen Ende der Leitung.

»Heberling«, sagte der Mann im blauen Overall. »Dr. Arnold Heberling. Sie erinnern sich?«

Paul reichte Arnold den Kaffee, kehrte an seinen Schreibtisch zurück und nahm eine weitere Büroklammer aus dessen mittlerer Schublade. Er dehnte die Brust und räusperte sich.

»Heberling!« sagte Dr. Jackson. »Ich habe Ihnen doch ausdrücklich gesagt, daß Sie mich niemals in der Praxis anrufen sollen!«

»Die Blumenthal war hier«, erwiderte Heberling und ging über Jacksons Einwand hinweg. »Hübsch wie immer kam sie mir nichts, dir nichts in ihrem roten Wägelchen hier angefahren. Ich habe sie glücklicherweise durch das Fenster kommen sehen.«

»Wie um alles in der Welt hat sie denn von dem Labor erfahren?«

»Ich weiß es nicht, und es ist mir auch egal. Hauptsache ist, daß sie hier war, und ich muß zu Ihnen kommen, um mich mit Ihnen zu unterhalten. Das kann so nicht weitergehen. Irgend etwas muß mit ihr passieren!«

»Nein! Kommen Sie auf keinen Fall her!« schrie Jackson aufgeregt. »Ich komme zu Ihnen.«

»Auch recht«, sagte Heberling. »Aber es muß noch heute sein.«

»Ich werde so gegen fünf bei Ihnen sein«, sagte Jackson und knallte den Hörer auf die Gabel.

*

Marissa entschied sich, in Grayson zum Mittagessen zu bleiben. Sie war hungrig und hoffte außerdem, daß ihr vielleicht irgend jemand etwas über das Laboratorium dort draußen sagen könne. Sie hielt vor dem Drugstore an, ging hinein und nahm an einer altmodischen Theke Platz. Sie bestellte einen Hamburger, der ihr in einem frisch gerösteten Brötchen mit einer mächtigen Zwiebelscheibe serviert wurde. Das Cola dazu wurde ihr frisch aus Konzentrat bereitet.

Während Marissa aß, dachte sie über ihre verschiedenen Möglichkeiten nach. Es sah ziemlich dünn aus. Weder ins Seuchenkontrollzentrum noch ins Berson-Krankenhaus konnte sie zurückkehren. Herauszufinden zu suchen, was sie bei »Professional Labs« mit einem hochentwickelten Filtersystem vom Typ HEPA 3 machten, war sozusagen die letzte Rettung; aber die Chance, dort hineinzukommen, war äußerst gering: Der Platz war wie eine Festung. Vielleicht war es jetzt einfach an der Zeit, Ralph anzurufen und ihn zu fragen, ob er einen Anwalt für sie gefunden hätte. Es sei denn...

Marissa nahm einen Bissen von ihrer Gewürzgurke. Vor ihrem geistigen Auge standen die beiden Fahrzeuge auf dem Parkplatz vor dem Laboratorium. Auf den Seiten des Lieferwagens hatte die Aufschrift gelautet »Professional Labs Inc.«. Das »Inc.« interessierte sie - wer mochten die Gesellschafter dieser Firma sein? Marissa beendete ihre Mahlzeit und ging dann die Straße hinunter zu einem Bürogebäude, an das sie sich vom Vorbeifahren her erinnerte. Auf der Milchglasscheibe der Eingangstür stand in goldenen Lettern: »Ronald Davis, Anwalt und Immobilienmakler«. Eine Türklingel ertönte, als sie eintrat. Sie sah einen überhäuften Schreibtisch vor sich, aber keine Sekretärin.

Ein Mann in einem weißen Hemd mit einer Fliege und roten Hosenträgern trat aus einem weiter hinten liegenden Raum. Obwohl er kaum älter als dreißig Jahre zu sein schien, trug er eine großväterlich wirkende Nickelbrille. »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?« fragte er mit schwerem Südstaatenakzent.

»Sind Sie Mr. Davis?« fragte Marissa.

»Genau.« Der Mann hakte seine Daumen in die Hosenträger.

»Ich habe nur ein paar einfache Fragen«, sagte Marissa. »Und zwar zum Gesellschaftsrecht. Meinen Sie, daß Sie sie mir beantworten können?«

»Vielleicht«, meinte Mr. Davis und forderte Marissa mit einer Handbewegung zum Nähertreten auf.

Das Szenarium wirkte wie für einen Film aus den dreißiger Jahren, einschließlich des Ventilators über dem Schreibtisch, der sich langsam hin und her bewegte und ein bißchen in die Papiere blies. Mr. Davis nahm Platz und lehnte sich, die Hände im Nacken verschränkend, gemütlich zurück. Schließlich sagte er: »Nun, was möchten Sie denn gerne wissen?«

»Ich möchte gern Näheres über eine bestimmte Firma erfahren«, begann Marissa. »Wenn eine Firma als ›Incorporated‹ eingetragen ist, kann dann irgend jemand, so wie ich beispielsweise, die Namen der Gesellschafter erfahren?«

Mr. Davis beugte sich nach vorn, die Ellbogen auf den Schreibtisch gestützt. »Kann sein, kann auch nicht sein«, sagte er lächelnd.

Marissa seufzte auf. Es schien, als ob eine Unterhaltung mit Mr. Davis ablief, als ob man in den Zähnen herumstochere. Aber noch bevor sie ihre Frage anders zu formulieren versuchte, fuhr er fort. »Wenn die fragliche Gesellschaft eine öffentlich-rechtliche Gesellschaft ist, dürfte es schwer sein, alle Gesellschafter zu ermitteln, insbesondere wenn zum Beispiel ein großer Teil der Anteile treuhändlerisch gehalten wird von Bevollmächtigten Dritter. Aber wenn die Gesellschaft auf einer Partnerschaft beruht, dann ist das nicht weiter schwierig. Auf alle Fälle kann man den Namen des jeweiligen Treuhänders herausbekommen, wenn es Ihnen um irgendeinen Rechtsstreit geht. Haben Sie etwas Derartiges im Sinn?«

»Nein«, sagte Marissa. »Es geht mir lediglich um eine Information. Wie muß ich vorgehen, um feststellen zu können, ob irgendeine Gesellschaft auf reiner Partnerschaft beruht oder eine öffentlich-rechtliche Gesellschaft ist?«

»Das ist nicht weiter schwierig«, antwortete Mr. Davis und lehnte sich erneut gemütlich zurück. »Alles, was Sie tun müssen, ist folgendes: Sie gehen in Atlanta ins Regierungsgebäude, fragen dort nach dem staatlichen Innenministerium und dann dort wieder nach der Abteilung für Gesellschaften. Dann nennen Sie dem dortigen Beamten den Namen der Gesellschaft, und Sie können nachschauen. Derartige Gesellschaften sind im Handelsregister eingetragen, und da kann jedermann Einblick nehmen. Wenn die Gesellschaft in Georgia angemeldet ist, muß sie dort eingetragen sein.«

»Herzlichen Dank«, sagte Marissa und sah einen schwachen Lichtschimmer am Ende des dunklen Tunnels. »Was schulde ich Ihnen?« fragte sie.

Mr. Davis zog die Augenbrauen etwas hoch und studierte Marissas Gesicht. »Na, ich denke, zwanzig Dollar wären angemessen, es sei denn...«

»Aber mit Vergnügen«, sagte Marissa, zog einen Zwanzig-Dollar-Schein aus ihrer Tasche und reichte ihn über den Schreibtisch.

Sie kehrte zu ihrem Auto zurück und begab sich auf den Rückweg nach Atlanta. Sie war froh, daß sie nun wieder ein Ziel vor Augen

hatte, selbst wenn die Chancen, wirklich etwas Wesentliches herauszubekommen, nicht besonders gut standen.

Sie war sorgsam darum bemüht, die zulässige Höchstgeschwindigkeit nicht zu überschreiten. Das letzte, was sie sich wünschte, war, von einer Polizeistreife angehalten zu werden. Trotzdem kam sie gut vorwärts und traf in Atlanta schon gegen vier Uhr ein. Sie fuhr in ein Parkhaus und ging zum Regierungsgebäude.

Marissa fühlte sich äußerst unwohl bei dem Gedanken, hier sozusagen unmittelbar vor den Augen der hauptstädtischen Polizei zu sein, und der Angstschweiß brach ihr aus, als sie die Stufen zum Eingang hinaufstieg. Sie war fast sicher, daß sie hier erkannt werden würde.

»Frau Dr. Blumenthal«, ertönte plötzlich eine Stimme.

Für einen Sekundenbruchteil dachte Marissa daran, wegzulaufen. Statt dessen aber wandte sie sich um und sah eine der Sekretärinnen des Seuchenkontrollzentrums, eine nette junge Frau Anfang Zwanzig, die auf sie zutrat.

»Alice MacCabe aus Dr. Carbonaras Büro«, sagte sie. »Sie kennen mich doch?«

Marissa bestätigte ihr das und wurde für ein paar Minuten, die entsetzlich an ihren Nerven zerrten, in eine belanglose Unterhaltung verwickelt. Miß MacCabe war es sichtlich nicht im mindesten bewußt, daß sie sich gerade mit einer »gesuchten Person« unterhielt.

Sobald es ihr vertretbar schien, verabschiedete sich Marissa und betrat das Gebäude. Mehr als jemals zuvor hatte sie den Wunsch, soviel Informationen wie möglich zu erhalten und dann schleunigst wieder zu verschwinden. Leider stand aber vor dem Handelsregister eine lange Schlange. Mit mehr und mehr schwindender Geduld wartete Marissa, bis sie an die Reihe kam, wobei sie sich die Hand vor das Gesicht hielt in der irrigen Annahme, daß sie das vor dem Entdecktwerden schützen könne.

Schließlich war sie dran, und der weißhaarige Beamte fragte sie: »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich hätte gern ein paar Auskünfte über eine Gesellschaft namens ›Professional Labs!‹«

»Wo ist der Firmensitz?« fragte der Beamte. Er schob sich die Zweistärkenbrille zurecht und suchte auf einem Computerbildschirm nach dem Namen.

»In Grayson/Georgia«, antwortete Marissa.

»Ja, in Ordnung«, sagte der Beamte. »Hier haben wir sie. Eingetragen im vorigen Jahr. Was möchten Sie wissen?«

»Handelt es sich um eine öffentlich-rechtliche Gesellschaft oder ganz einfach um eine Firma?« fragte Marissa und versuchte sich an das zu erinnern, was Mr. Davis ihr gesagt hatte.

»Gesellschaft mit beschränkter Haftung, Abteilung S.«

»Was bedeutet das?« fragte Marissa.

»Das bezieht sich auf die Steuern. Die Gesellschafter können allenfalls anfallende Verluste der Gesellschaft von ihrem Einkommen in Abzug bringen.«

»Sind die Gesellschafter eingetragen?« fragte Marissa, während die Begeisterung für einen Augenblick stärker war als ihre Angst.

»Na klar«, antwortete der Beamte. »Da haben wir Joshua Jackson, Rodd Becker...«

»Einen Augenblick bitte«, sagte Marissa. »Ich muß mir das aufschreiben.« Sie zog einen Stift heraus und begann sich Notizen zu machen.

»Also, schauen wir nochmals nach«, sagte der Beamte und blickte auf den Bildschirm. »Da waren Jackson und Becker; haben Sie die?«

»Ja!«

»Dann hätten wir da noch Sinclair Tieman, Jack Krause, Gustave Swenson, Duane Moody, Trent Goodridge und das ›Aktionskomitee der Ärzte‹.«

»Was war das letzte?« fragte Marissa, fieberhaft mitschreibend.

Der Beamte wiederholte die Angabe.

»Kann denn eine Organisation Teilhaber einer Firma mit beschränkter Haftung sein?« Der Name »Aktionskomitee der Ärzte« war ihr auf Markhams Spendenliste aufgefallen.

»Ich bin zwar kein Rechtsanwalt, meine Dame, aber ich glaube schon. Nun, es muß ganz einfach so sein, denn sonst stünde das ja

nicht hier. Da ist übrigens noch jemand eingetragen: das Rechtsanwaltsbüro von Cooper, Hodges, McQuinlin und Hanks.«

»Die sind auch als Gesellschafter eingetragen?« fragte Marissa und schrieb eilig die neuen Namen nieder.

»Nein«, sagte der Beamte. »Sie fungieren als Treuhänder.«

»Das brauche ich dann nicht«, meinte Marissa. »Es geht mir schließlich nicht um irgendeinen Rechtsstreit mit der Gesellschaft.« Sie strich die Namen von Cooper und Hodges wieder aus. Marissa bedankte sich bei dem Beamten und trat eiligst den Rückzug an. Sie ging rasch in das Parkhaus und suchte, nachdem sie sich wieder in ihren Wagen gesetzt hatte, die Spendenliste für Markham aus ihren Unterlagen heraus. Genau wie es ihrer Erinnerung entsprach, war PAC, Physicians' Action Congress, das »Aktionskomitee der Ärzte« oder mit vollem Namen »Aktionskomitee der Vereinigung von Ärzten zur politischen Interessenvertretung«, unter den unterstützenden Vereinigungen aufgeführt.

So sehr sie davor zurückschreckte, das Schicksal dadurch herauszufordern, daß sie sich ein weiteres Mal unmittelbar unter die Augen der Stadtpolizei begab, zwang sie sich, wieder auszusteigen und zum Regierungsgebäude zurückzukehren. Ein zweites Mal wartete sie geduldig in der Schlange, bis sie erneut vor demselben Beamten stand und fragte ihn dann, was er ihr über das PAC sagen könne.

Der Mann tippte den Namen auf seinem Computerterminal ein, wartete dann einen Augenblick und wandte sich schließlich Marissa zu. »Tut mir leid, dazu kann ich Ihnen gar nichts sagen. Es gibt keine Eintragung darüber.«

»Bedeutet das, daß es kein eingetragener Verein ist?«

»Nicht unbedingt. Es bedeutet lediglich, daß keine Eintragung im Staate Georgia erfolgte.«

Marissa bedankte sich ein weiteres Mal bei dem Mann und rannte dann aus dem Gebäude. Ihr Auto kam ihr wie ein Zufluchtsort vor. Sie saß ein paar Minuten lang einfach so da und dachte darüber nach, was sie jetzt als nächstes tun sollte. So viel war das an Informationen ja auch wieder nicht, was sie bisher herausbekommen hatte, und mit den Ebola-Ausbrüchen hatte das ja offenbar doch ziemlich wenig zu

tun. Aber ihre Intuition sagte ihr, daß auf irgendeine merkwürdige Weise all das, was sie bisher in Erfahrung gebracht hatte, mit dem Auftreten des Ebola-Virus etwas zu tun haben mußte. Und wenn das so war, dann mußte diese seltsame Interessenvereinigung von Ärzten der Schlüssel dazu sein. Aber wie konnte sie etwas über eine Organisation herausbekommen, von der sie niemals vorher etwas gehört hatte? Ihr erster Gedanke war, in der Bibliothek des Medizinischen Instituts der Emory-Universität nachzuschauen. Vielleicht konnte jemand von den Bibliothekaren ihr weiterhelfen. Als sie aber dann daran dachte, wie unverhofft ihr Alice MacCabe über den Weg gelaufen war, befand sie, daß die Möglichkeit, dabei entdeckt zu werden, doch zu groß war. Es wäre sicher viel vernünftiger, für ein paar Tage aus der Stadt zu verschwinden. Aber wohin sollte sie gehen?

Als sie den Motor anließ, kam Marissa plötzlich eine Idee: die AMA, der amerikanische Ärzteverband! Wenn sie bei der AMA keine Informationen über eine Ärztevereinigung bekommen konnte, dann nirgends. Und Chicago klang nach Sicherheit. Sie fuhr in südlicher Richtung los, hinaus zum Flughafen, in der Hoffnung, daß die dürftige Bestückung ihres Reisekoffers noch für ein paar Tage vorhalten würde.

*

Joshua Jacksons schwere Limousine polterte über die Holzbohlen der den Parsons Creek überspannenden Brücke und bog dann mit quietschenden Reifen scharf nach links ab. Auf dem nun nicht mehr geteerten Weg schleuderten die Räder heftig kleine Steinchen an den Rand der baumbestandenen Zufahrt. Im Innern des Fahrzeugs war Jacksons Wut mit jeder zurückgelegten Meile gewachsen. Er hatte zwar nicht die geringste Lust gehabt, das Labor zu besuchen, aber noch viel weniger die Absicht, in Atlanta mit Heberling gesehen zu werden. Der Mann erwies sich als zunehmend unzuverlässig, ja schlimmer noch, als unberechenbar. Aufgefordert, für »ein bißchen Verwirrung« zu sorgen, löste der schließlich noch den Atomkrieg aus. Ihn zu beauftragen war sicher eine schlimme Entscheidung ge-

wesen, aber es war nun einmal eine Tatsache, und man mußte damit irgendwie fertig werden.

Jackson bog auf den Parkplatz vor dem Laboratorium ein und parkte seinen Wagen gegenüber dem Mercedes von Heberling. Er wußte, daß der ihn mit einem Teil des Geldes gekauft hatte, das für technische Ausstattung vorgesehen gewesen war. Was für eine Verschwendung.

Jackson ging auf die Vorderfront des Gebäudes zu. Es präsentierte sich höchst eindrucksvoll, und Jackson wußte vielleicht besser als jeder andere, wieviel Geld es verschlungen hatte. Das »Aktionskomitee der Ärzte« hatte hier Dr. Arnold Heberling ein persönliches Denkmal gesetzt, aber wofür: für einen ungeheuren Haufen von Schwierigkeiten, weil Heberling ein Spinner war.

Mit einem klickenden Geräusch öffnete sich die Tür, und Jackson ging hinein.

»Ich bin hier im Besprechungszimmer!« rief ihm Heberling entgegen.

Jackson kannte den Raum, den Heberling meinte, wenn es sich auch kaum um ein Besprechungszimmer handelte. Jackson blieb an der Tür stehen und nahm die hohe Täfelung, die verglaste Wand und die karge Möblierung in sich auf. Zwei Chippendale-Sofas standen einander gegenüber auf einem großen chinesischen Teppich. Das war das einzige Mobiliar; auf einem der Sofas saß Heberling.

»Ich hoffe, daß das tatsächlich wichtig ist«, eröffnete Jackson die Unterhaltung. Die beiden Männer saßen einander gegenüber. Äußerlich konnte man sich keinen größeren Gegensatz vorstellen. Heberling war stämmig mit einem kräftig durchbluteten Gesicht und nahezu derben Zügen, Jackson dagegen groß und mager mit einem fast asketischen Gesicht. Ihre Kleidung verstärkte noch den Kontrast: Heberling im Arbeitsoverall, Jackson im Nadelstreifenanzug wie ein Bankier.

»Da, dort draußen im Hof stand die Blumenthal!« sagte Heberling und unterstrich seine Worte mit einer dramatischen Geste. »Gesehen hat sie zweifellos nichts, aber allein schon die Tatsache, daß sie her-

kam, weist doch darauf hin, daß sie irgend etwas wissen muß. Man muß sie wegschaffen.«

»Sie haben Ihre Chance gehabt«, fauchte Jackson. »Zweimal sogar! Und beide Male haben Sie und Ihre Schläger Mist gebaut. Das erste Mal in ihrem Haus, und genauso letzte Nacht im Seuchenkontrollzentrum.«

»Dann müssen wir's halt noch einmal versuchen. Aber Sie haben es doch abgeblasen!«

»Da haben Sie verdammt recht. Ich habe erfahren, daß Sie ihr Ebola spritzen wollten!«

»Na und?« sagte Heberling. »Sie war oft genug der Ansteckungsgefahr ausgesetzt - da hätte es keinerlei unangenehme Fragen gegeben.«

»Ich will keinen Ebola-Ausbruch in Atlanta!« brüllte Jackson. »Mir graust es vor dem Zeug, und ich habe schließlich selbst Familie. Überlassen Sie uns die Frau, wir werden uns schon um sie kümmern.«

»Aber ja doch«, warf Heberling verächtlich hin. »Das haben Sie auch schon gesagt, als Sie ihre Wegversetzung aus der Abteilung Spezielle pathogene Keime veranlaßten. Aber sie ist weiterhin eine Bedrohung für das ganze Projekt, und ich habe vor, für ihre Ausschaltung zu sorgen.«

»Sie sind nicht der Verantwortliche in dieser Sache«, sagte Jackson drohend. »Und wenn es schon um Schuldzuweisungen geht, dann muß ich Ihnen sagen, daß niemand von uns derart im Schlamassel stecken würde, wenn Sie sich an die ursprüngliche Abmachung gehalten und Grippeviren benutzt hätten. Wir sind in panischer Angst, seit wir erfahren haben, daß Sie eigenmächtig Ebola-Viren verwendeten!«

»Ach, geht's jetzt wieder mit diesen Klagen los!« sagte Heberling angewidert. »Das hat Ihnen doch prächtig gefallen, daß die Richter-Klinik schließen mußte. Wenn es dem ›Aktionskomitee der Ärzte‹ darum ging, das wachsende Vertrauen der Leute in Privatversicherungskliniken zu stören, gab es doch gar nichts Besseres. Die einzige Abweichung vom ursprünglichen Plan besteht darin, daß ich zu Feldstudien gekommen bin, die mir jahrelange Laborarbeit ersparen.«

Jackson studierte Heberlings Gesicht. Er war zu der Überzeugung gekommen, daß der Mann ein Psychopath war, und verabscheute ihn. Leider kam diese Feststellung etwas spät. Nachdem die Geschichte erst einmal angelaufen war, war es wahrlich nicht leicht, sie jetzt wieder zu stoppen. Dabei war der ganze Plan so einfach erschienen, als man ihn seinerzeit im geschäftsführenden Vorstand des Aktionskomitees ausgeheckt hatte.

Jackson holte tief Luft; es war ihm klar, daß er trotz seines Ärgers ruhig bleiben mußte. »Ich habe Ihnen sicher schon ein dutzendmal gesagt, daß das ›Aktionskomitee der Ärzte‹ keineswegs zufrieden ist, sondern im Gegenteil bestürzt wegen der Todesopfer. Das lag niemals in unserer Absicht, und das wissen Sie auch, Dr. Heberling!«

»Das ist doch Quatsch!« schrie Heberling. »Todesopfer hätte es schließlich auch durch die Grippe gegeben, wenn wir die vorgesehenen Stämme verwendet hätten. Wo wäre denn Ihre Toleranzgrenze gelegen - vielleicht bei hundert? Und wie steht es denn mit den Todesfällen, die ihr reichen Ärzte dadurch verursacht, daß ihr unnötige Operationen zulaßt oder dafür sorgt, daß unfähige Kollegen trotzdem ihre Krankenhausprivilegien behalten?«

»Wir billigen keinesfalls unnötige Operationen oder Unfähigkeit!« gab Jackson scharf zurück. Er hatte nun wirklich genug von diesem Psychopathen.

»Sie unternehmen zumindest nicht das geringste dagegen«, gab Heberling mit verächtlicher Miene zurück. »Von all dem Geschwafel über die Abkehr der amerikanischen ärztlichen Wissenschaft von ihren traditionellen Werten, mit dem Sie und das PAC mir kamen, habe ich kein Wort geglaubt. Verschonen Sie mich doch damit! Das ging doch ganz eiskalt um den Schutz wirtschaftlicher Interessen. Urplötzlich gibt's zuviel Ärzte und zuwenig Patienten. Der einzige Grund, warum ich mit Ihnen zusammengearbeitet habe, war der Bau dieses Labors.« Heberling machte eine weit ausholende Geste. »Sie wollten der Idee der Gesundheitsvorsorge durch Privatversicherung einen Stoß versetzen, und ich habe den gewünschten Beitrag dazu geliefert. Der einzige Unterschied ist der, daß ich es auf meine eigene Weise und zu meinem eigenen Nutzen gemacht habe.«

»Aber wir befahlen Ihnen, sofort damit aufzuhören«, brüllte Jackson, »gleich nach dem Ausbruch in der Richter-Klinik!«

»Halbherzig, darf ich hinzufügen«, gab Heberling zurück. »Sie waren höchst zufrieden mit dem Ergebnis. Es mußte ja nicht nur die Richter-Klinik schließen - erstmals seit fünf Jahren ist auch die Zahl der neuen Mitglieder der privaten Krankenversicherungen in Kalifornien rückläufig. Das Aktionskomitee hat wohl gelegentlich Gewissensbisse, aber im Grunde seit ihr doch alle recht glücklich. Und ich konnte den Nachweis für meine These führen, daß Ebola eine erstrangige biologische Waffe ist, selbst wenn ein Serum dagegen oder eine Behandlungsmethode dafür noch fehlt. Ich konnte beweisen, daß der Ebola-Virus leicht zu verbreiten, verhältnismäßig einfach einzudämmen und von verheerender Auswirkung auf kleinere Menschenmengen ist. Mein lieber Dr. Jackson, wir haben beide bekommen, was wir uns wünschten. Wir müssen uns nun lediglich noch mit dieser jungen Frau beschäftigen, ehe sie uns in ernsthafte Schwierigkeiten bringt.«

»Ich sage es Ihnen jetzt zum letzten Mal«, antwortete Jackson, »und das ist endgültig: Wir wünschen keinen weiteren Einsatz von Ebola-Viren. Das ist ein Befehl!«

Heberling lachte. »Dr. Jackson«, sagte er, sich nach vorn beugend, »ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Sie an den Tatsachen völlig vorbeigehen. Das Aktionskomitee kann mir überhaupt keine Befehle mehr erteilen. Sind Sie sich denn darüber klar, was es für Ihre weitere berufliche Situation bedeutet, wenn die Wahrheit ans Licht kommt? Und ich kann Ihnen versichern, daß es dazu kommt, wenn Sie mir nicht im Hinblick auf die Blumenthal freie Hand lassen.«

Für einen Augenblick mußte Jackson um Fassung ringen. Er wollte aufspringen und Heberling an die Kehle gehen. Aber er wußte, daß der Mann recht hatte - dem Aktionskomitee waren die Hände gebunden. »Also gut«, sagte er widerstrebend. »Machen Sie in bezug auf Dr. Blumenthal, was Sie für richtig halten. Aber wissen will ich nichts darüber. Und setzen Sie jedenfalls in Atlanta keine Ebola-Viren ein.«

»Na wunderbar«, sagte Heberling lächelnd. »Wenn Ihnen das guttut, gebe ich Ihnen auf beides mein Wort. Ich bin doch alles in allem ganz umgänglich.«

Jackson stand auf. »Und noch etwas - ich möchte auf keinen Fall, daß Sie bei mir in der Praxis anrufen. Wenn Sie mich unbedingt erreichen müssen, dann rufen Sie mich zu Hause an.«

»Aber mit Vergnügen«, antwortete Heberling.

*

Da die Strecke Atlanta - Chicago viel beflogen war, mußte Marissa nicht länger als eine halbe Stunde auf den nächsten erreichbaren Flug warten. Sie kaufte sich die Taschenbuchausgabe eines Romans von Dick Francis, konnte sich aber nicht auf den Inhalt konzentrieren. Schließlich entschloß sie sich, endlich Tad anzurufen und eine Entschuldigung zu versuchen. Sie war sich noch im unklaren darüber, was sie ihm über ihren wachsenden Verdacht mitteilen sollte, und entschied sich, dies vom Verlauf des Gesprächs abhängig zu machen. Sie rief im CDC-Labor an, und wie sie vermutet hatte, war er noch bei der Arbeit.

»Hier ist Marissa«, sagte sie, als er sich meldete. »Bist du böse auf mich?«

»Ich bin stocksauer!«

»Tad, es tut mir leid...«

»Du hast eine meiner Einlaßkarten genommen!«

»Tad, es tut mir wirklich sehr leid. Sobald wir uns treffen, werde ich dir alles erklären.«

»Du bist doch sofort ins Hochsicherheitslabor gegangen, oder nicht?« sagte Tad, und seine Stimme klang ungewohnt hart.

»Na ja, sicher.«

»Marissa, ist dir klar, daß das Labor das reinste Chaos ist, alle Tiere tot sind und jemand im Emory-Krankenhaus als Notfall behandelt werden mußte?«

»Es sind zwei Männer ins Labor gekommen und haben mich angegriffen!«

»Dich angegriffen?«

»Ja«, sagte Marissa, »du mußt mir das wirklich glauben.«

»Ich weiß tatsächlich nicht mehr, was ich glauben soll. Warum passiert dir das bloß alles?«

»Wegen der Ebola-Ausbrüche. Tad, weißt du, wer verletzt worden ist?«

»Ich glaube, einer der Techniker aus einer anderen Abteilung.«

»Warum stellst du denn nicht fest, wer das war. Und außerdem könntest du doch herausbekommen, wer außerdem noch letzte Nacht im Hochsicherheitslabor war.«

»Das wird wohl kaum möglich sein. Mir sagt hier inzwischen niemand mehr was, seit man weiß, daß wir befreundet sind. Wo steckst du denn überhaupt?«

»Ich bin hier am Flugplatz«, teilte ihm Marissa mit.

»Wenn das, was du da gerade von dem Überfall erzählt hast, wahr ist, dann wäre es besser, hierherzukommen und alles zu erklären. Du solltest nicht davonlaufen.«

»Ich laufe nicht davon«, betonte Marissa. »Ich fliege vielmehr nach Chicago zur AMA, um dort etwas über eine Vereinigung zu erfahren, die sich ›Aktionskomitee der Vereinigung von Ärzten zur politischen Interessenvertretung‹ nennt. Hast du mal davon gehört? Ich glaube, daß da ein Zusammenhang besteht.«

»Marissa, ich meine, du solltest sofort hierher ins CDC zurückkommen. Du bist in ganz ernsten Schwierigkeiten, falls du das nicht wissen solltest.«

»Das weiß ich durchaus, aber zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist das, was ich mir vorgenommen habe, wichtiger. Könntest du denn nicht beim Büro für biologische Sicherheit fragen, wer letzte Nacht noch im Hochsicherheitslabor war?«

»Marissa, ich bin nicht in Stimmung, um mich rumkriegen zu lassen.«

»Aber Tad, ich...« Marissa sprach nicht weiter - Tad hatte aufgelegt. Langsam hängt auch sie ein - sie konnte es ihm wirklich nicht verdenken.

Sie warf einen Blick auf ihre Uhr. Noch fünf Minuten, bis sie an Bord gehen mußte. Sie nahm ihre Gedanken zusammen und wählte Ralphs Privatnummer.

Beim dritten Klingeln nahm er ab. Im Gegensatz zu Tad war er besorgt und nicht wütend. »Mein Gott, Marissa, was ist denn bloß los. Sie stehen groß in der Abendausgabe. Sie sind in ernstlichen Schwierigkeiten, die Polizei von Atlanta sucht nach Ihnen!«

»Das kann ich mir denken«, sagte Marissa und war froh darüber, daß sie einen falschen Namen angegeben und bar bezahlt hatte, als sie ihren Flugschein gekauft hatte. »Ralph, haben Sie inzwischen einen guten Anwalt für mich gefunden?«

»Tut mir leid - als Sie danach fragten, war mir keineswegs klar, daß es sich um einen dringenden Fall handelt.«

»Zum dringenden Fall ist es inzwischen geworden. Aber ich werde für ein oder zwei Tage verreist sein«, sagte Marissa. »Ich wäre wirklich sehr froh, wenn Sie das morgen für mich erledigen könnten.«

»Was geht denn vor?« fragte Ralph. »Der Zeitung waren auch keine Einzelheiten zu entnehmen.«

»Wie ich Ihnen schon letzte Nacht sagte, will ich Sie da nicht hineinziehen.«

»Lassen Sie das mal meine Sorge sein«, antwortete Ralph. »Warum kommen Sie denn nicht einfach hierher. Wir können über die ganze Geschichte reden, und morgen früh beschaffe ich Ihnen einen Anwalt.«

»Haben Sie jemals von einer Vereinigung gehört, die sich ›Aktionskomitee der Vereinigung von Ärzten zur politischen Interessenvertretung‹ nennt?« fragte Marissa und ging nicht weiter auf Ralphs Angebot ein.

»Nein«, sagte Ralph kurz. »Marissa, kommen Sie doch bitte her. Ich bin der Meinung, daß es besser ist, das Problem offen anzugehen, was immer es sein mag. Wenn Sie jetzt davonlaufen, macht das keinen guten Eindruck.«

Marissa hörte, wie ihr Flug aufgerufen wurde.

»Ich fliege zur AMA, um dort etwas über die erwähnte Vereinigung herauszubekommen«, sagte sie noch rasch. »Ich rufe morgen wieder

an. Ich muß mich jetzt sehr beeilen!« Sie hängt auf, nahm ihre Aktenmappe und das Buch und eilte zum Flugzeug.

KAPITEL 13

22. Mai

Bei der Ankunft in Chicago fand Marissa, daß sie es verdient hätte, sich durch ein gutes Hotel etwas zu verwöhnen, und freute sich, daß das Palmer House ein freies Zimmer für sie hatte. Sie riskierte die Vorlage ihrer Kreditkarte und ging sofort aufs Zimmer und ins Bett.

Am nächsten Morgen bestellte sie beim Zimmerservice Kaffee und frisches Obst. Während sie darauf wartete, schaltete sie die Morgen- nachrichten im Fernseher ein und ging ins Bad, um zu duschen. Sie trocknete gerade ihr Haar, als sie hörte, wie der Nachrichtensprecher Ebola erwähnte. Sie eilte ins Schlafzimmer zurück in der Erwartung, daß jetzt eine Zusammenfassung über die Lage in Philadelphia käme. Statt dessen berichtete der Sprecher von einem neuen Ausbruch. Betroffen davon war die Rosenberg-Klinik an der oberen Fünften Avenue von New York. Als erstes hatte man die Krankheit bei einem Arzt namens Girish Mehta festgestellt. Die Nachricht war irgendwie an die Presse gelangt, und in der Stadt verbreitete sich die Angst.

Marissa schauderte. Noch war die Krankheit in Philadelphia nicht unter Kontrolle, und schon war es zu einem neuen Ausbruch gekommen. Sie richtete ihr Haar, legte Make-up auf und verzehrte ihr Frühstück. Marissa ließ sich die Adresse der AMA geben und begab sich auf den Weg zur Rush Street.

Wenn ihr vor einem Jahr jemand gesagt hätte, daß sie sich einmal an die American Medical Association, den amerikanischen Ärzteverband, wenden würde, hätte sie das bestimmt nicht geglaubt. Aber jetzt war sie da - gerade ging sie durch die Tür.

Die Dame am Informationsschalter verwies sie an das Büro für Öffentlichkeitsarbeit. Deren Leiter, ein gewisser James Frank, kam zufällig herein, als Marissa einer der Sekretärinnen ihr Anliegen zu erläutern suchte. Er bat sie mit einer Handbewegung in sein Büro.

James Frank erinnerte Marissa an ihren ehemaligen Studienberater. Er war von unbestimmbarem Alter, etwas übergewichtig, und sein Haar begann sich zu lichten; aber sein Gesicht mit den lebhaften Augen strahlte Freundlichkeit und Aufrichtigkeit aus. Seine Augen glänzten, und er ließ ein kleines Lachen hören. Er war Marissa auf Anhieb sympathisch.

»Aktionskomitee der Vereinigung von Ärzten zur politischen Interessenvertretung« wiederholte er die ihm von Marissa genannte Bezeichnung. »Davon habe ich niemals etwas gehört. Wo sind Sie denn darauf gestoßen?«

»Auf der Spendenliste eines Kongreßabgeordneten«, berichtete Marissa.

»Das ist drollig«, sagte Mr. Frank. »Ich hätte schwören können, daß ich alle irgendwie aktiven Vereinigungen zur politischen Interessenvertretung kenne. Mal sehen, was mein Computer zu sagen weiß.«

Mr. Frank gab den Namen ein. Nach einer kurzen Pause leuchtete der Bildschirm auf. »Was Sie nicht alles wissen! Sie haben völlig recht - da haben wir es.« Er deutete auf den Bildschirm: »»Physicians' Action Congress Political Action Committee«. Es handelt sich um einen eingetragenen, gesondert ausgewiesenen Sonderfonds.«

»Und was heißt das genau?« fragte Marissa.

»Es ist nicht so kompliziert, wie es sich anhört. Es bedeutet einfach, daß Ihre PAC eine eingetragene Mitgliedervereinigung ist, mit einem offiziell bestätigten Komitee zur Verteilung von Spenden für Wahlkämpfe. Lassen Sie uns mal schauen, wofür die gespendet haben.«

»Einen von ihnen unterstützten Kandidaten kann ich Ihnen nennen«, sagte Marissa, »Calvin Markham.«

Mr. Frank nickte. »Ja, da haben wir Markham schon, und dazu ein paar weitere konservative Kandidaten. Jetzt kennen wir immerhin die politische Richtung.«

»Rechter Flügel«, meinte Marissa.

»Wahrscheinlich sogar sehr rechter Flügel«, ergänzte Mr. Frank. »Ich nehme an, daß sie Diagnosegruppen verhindern, den Zuzug von Absolventen ausländischer medizinischer Institute begrenzen, die Erhöhung der Zuschüsse für die staatliche Gesundheitsvorsorge

bremsen wollen und ähnliches. Lassen Sie mich mal mit jemandem von der Bundeswahlkommission telefonieren, den ich gut kenne.«

Nach einigen belanglosen Einleitungssätzen fragte Frank seinen Bekannten nach dem »Aktionskomitee der Ärzte«. Er nickte ein paarmal, während er zuhörte, legte dann auf und wandte sich Marissa zu. »Viel weiß er auch nicht über das PAC, aber er hat sich die Gesellschaftsstatuten angeschaut und sagte mir, daß sie in Delaware eingetragen seien.«

»Und warum gerade in Delaware?« fragte Marissa.

»Weil das im Staate Delaware am billigsten ist.«

»Wie stehen denn die Chancen, ein bißchen mehr über diese Vereinigung herauszubekommen?« fragte Marissa weiter.

»Was denn zum Beispiel? Die Vorstandsmitglieder? Den Sitz der Vereinigung? So in dieser Art?«

»Genau«, antwortete Marissa.

Mr. Frank nahm erneut den Hörer ab und sagte zu Marissa: »Na, dann wollen wir mal schauen, was wir in Delaware erfahren können!«

Er war sehr erfolgreich. Nachdem ihm ein Beamter im Regierungsgebäude von Delaware zunächst mitgeteilt hatte, derartige Auskünfte könnten nur persönlich erteilt werden, gelang es ihm, einen höheren Vorgesetzten an den Apparat zu bekommen, der bereit war, eine Ausnahme zu machen.

Mr. Frank telefonierte mindestens eine Viertelstunde lang und schrieb das, was er dabei hörte, fleißig mit. Anschließend reichte er Marissa eine Liste mit den Namen der Vorstandsmitglieder. Sie nahm sie und las: Präsident: Dr. med. Joshua Jackson; Vizepräsident: Dr. med. Rodd Becker; Schatzmeister: Dr. med. Sinclair Tieman; Schriftführer: Dr. med. Jack Krause; Beisitzer: Dr. med. Gustave Swenson, Dr. med. Duane Moody, Dr. med. Trent Goodridge. Sie entnahm ihrer Aktentasche die Liste der Gesellschafter von »Professional Labs«. Es waren genau dieselben Namen!

*

Als Marissa die AMA verließ, wirbelten ihre Gedanken durcheinander. Die Frage, die ihr im Kopf herumging, war fast zu ausgefallen, um sie sich ernstlich zu stellen: Was hatte eine ultrakonservative Ärztevereinigung mit einem Laboratorium zu tun, das über hochtechnologische Ausrüstung verfügte, die nur für den Umgang mit tödlichen Viren benötigt wurde? Ganz bewußt vermied Marissa die Antwort auf ihre eigene Frage.

Mit aufgewühlten Gedanken schlug Marissa zu Fuß die Richtung zu ihrem Hotel ein. Andere Fußgänger rempelten sie beim Überholen an, aber sie hatte es nicht eilig.

Auf der Suche nach Löchern in ihrer Theorie, hakte Marissa im Geiste die wesentlichen Tatsachen ab. Jedesmal war der Ausbruch der Krankheit in einer mit einer privaten Krankenversicherung verbundenen Klinik erfolgt; die jeweils zuerst Erkrankten hatten gewöhnlich fremdländisch klingende Namen; und jedesmal, wenn die Krankheit durch eine Einzelperson als Ansteckungsträger ausgelöst worden war, war diese unmittelbar vorher überfallen worden. Die einzige Ausnahme war die Epidemie in Phoenix gewesen, von der sie immer noch annahm, daß sie auf eine Verseuchung der Nahrungsmittel zurückging. Aus dem Augenwinkel nahm sie ein Schaufenster mit Charles-Jourdan-Schuhen wahr - ihre einzige Schwäche. Sie hielt plötzlich an, um sich das Schaufenster anzusehen, und erschrak sehr, als ein Mann hinter ihr sie fast über den Haufen rannte. Er warf ihr einen wütenden Blick zu, aber sie kümmerte sich nicht weiter darum. Ihr kam eine Idee. Wenn ihr Verdacht irgendwie begründet war und die bisherigen Ausbrüche keineswegs durch Zufall ausgelöst worden waren, dann konnte man annehmen, daß der Erstpatient in New York für eine Vertragsklinik einer privaten Krankenversicherung tätig war und wenige Tage vor dem Auftreten der Krankheit überfallen worden war. Marissa entschloß sich, nach New York zu fliegen.

Sie blickte um sich und versuchte festzustellen, wie weit sie wohl noch von ihrem Hotel entfernt sei. Sie sah die Hochbahn vor sich, und es fiel ihr ein, daß diese eine Haltestelle am Loop ganz in der Nähe von Palmer House hatte.

Sie schritt nun forsch aus, wurde aber plötzlich von Angst ergriffen. Kein Wunder, daß man sie in ihrem Haus überfallen hatte. Kein Wunder, daß der Mann, der sie im Hochsicherheitslabor erwischt hatte, versucht hatte, sie umzubringen. Kein Wunder, daß Markham für ihre Versetzung gesorgt hatte. Wenn ihre Befürchtungen stimmten, dann war eine Verschwörung von gewaltigen Ausmaßen im Gange, und sie selbst war in höchster Gefahr.

Bis zu diesem Augenblick hatte sie sich in Chicago sicher gefühlt. Plötzlich aber sah sie, wohin sie auch blickte, verdächtige Gestalten. Der Mann da, der so tat, als ob er einen Schaufensterbummel machte - beobachtete er sie nicht vielleicht im Fensterglas? Sie war fast sicher und überquerte die Straße in der Erwartung, daß der Mann ihr folgen würde. Aber der tat das keineswegs.

Marissa schlüpfte in ein kleines Cafe und bestellte eine Tasse Tee, um sich zu beruhigen. Sie saß an einem Fenstertisch und schaute auf die Straße hinaus. Der Mann, der ihr solche Angst eingejagt hatte, kam aus dem Laden, vor dessen Schaufenster er gestanden hatte, mit einer Einkaufstüte und hielt ein Taxi an. Das war also erledigt. In diesem Augenblick aber sah sie den korrekt gekleideten Geschäftsmann. Es war die besondere Art, wie er seine Aktentasche trug, die ihre Aufmerksamkeit erregte: Sein Arm war auf eine merkwürdige Weise abgebogen, so, als ob er das Ellbogengelenk nicht bewegen könne...

Blitzartig war Marissa in Gedanken in ihrem Haus und rang verzweifelt mit einer Gestalt, die sie nicht erkennen konnte und deren Arm im Gelenk steif schien. Und dann der Alptraum im Hochsicherheitslabor...

Marissa beobachtete den Mann; dieser zog eine Zigarette heraus und zündete sie an, alles mit einer Hand, während die andere die Aktentasche festhielt. Marissa fiel ein, daß Tad ihr berichtet hatte, daß der Mann, der in ihr Haus eingedrungen war, eine Aktentasche bei sich getragen hätte.

Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und betete darum, daß sie sich das nur einbilde. Sie rieb sich die Augen - und als sie wieder aufblickte, war der Mann verschwunden.

Marissa trank ihren Tee aus und fragte dann nach dem Weg zum Palmer House. Sie ging rasch und wechselte nervös ihre Aktenmappe von der einen Hand in die andere. An der ersten Straßenecke warf sie einen Blick über die Schulter zurück - der Geschäftsmann folgte ihr.

Marissa wechselte sofort die Richtung und überquerte die Straße. Aus dem Augenwinkel konnte sie beobachten, daß der Mann ein kleines Stück nach ihr ebenfalls die Straßenseite wechselte. In steigender Angst hielt sie Ausschau nach einem Taxi, aber es war keines in Sicht. Daher kehrte sie um und strebte eiligst der Hochbahnstation zu. Sie stürmte die Treppe hinauf, um Anschluß an eine Gruppe von Leuten zu finden. Sie suchte den Schutz der Menge.

Sobald sie auf dem Bahnsteig stand, fühlte sie sich etwas wohler. Eine Menge von Leuten stand wartend herum, und Marissa entfernte sich ein gutes Stück vom Eingang. Ihr Herz klopfte immer noch heftig, aber sie vermochte wenigstens wieder zu denken. War es wirklich derselbe Mann? War er ihr tatsächlich gefolgt?

Wie als Antwort auf ihre Frage tauchte der Mann wieder in ihrem Blickfeld auf. Er hatte ein großflächiges Gesicht mit derber Haut und den blauen Schatten starken Bartwuchses. Er hatte gleichmäßige, aber weit auseinanderstehende Zähne und hustete in die geschlossene Faust.

Ehe sie noch weitergehen konnte, donnerte der Zug herein, und die wartende Menge drängte, Marissa mit sich schiebend, in die Wagen. Marissa verlor den Mann aus den Augen.

Im Wagen versuchte sie verzweifelt, nahe an der Tür zu bleiben, um, wie sie das in Kriminalfilmen gesehen hatte, im letzten Augenblick vor der Abfahrt wieder hinauszuschlüpfen. Aber die dichtgedrängte Masse der Fahrgäste machte ihr das unmöglich, und die Türen schlossen sich, ehe sie sich wieder dorthin zurückkämpfen konnte. Sie drehte sich um und musterte die Gesichter, aber den Mann mit dem steifen Arm sah sie nicht.

Der Zug fuhr rasch an und zwang Marissa dazu, nach einer Halteschleife zu greifen. Gerade als sie sie packte, sah sie den Mann. Er stand direkt neben ihr und hielt sich mit seinem gesunden Arm an derselben Halteschleife fest wie Marissa. Er war ihr so nahe, daß sie

sogar sein Kölnischwasser riechen konnte. Er wandte sich um, und ihre Augen trafen sich. Ein kleines Lächeln erschien in seinen Mundwinkeln, als er die Halteschlaufe wieder losließ. Er hustete und griff in seine Jackentasche.

Marissa verlor die Nerven und schrie auf. In panischer Angst versuchte sie, von dem Mann wegzukommen, aber wegen des Gedrängels war das unmöglich. Ihr Schrei erstarb, doch keiner bewegte sich oder sagte etwas - alle starrten sie nur an. Die Wagenräder quietschten, als der Zug eine scharfe Kurve nahm, und Marissa und der Mann mußten wieder nach der Halteschlaufe greifen, um nicht zu stürzen. Ihre Hände berührten sich.

Marissa ließ die Halteschlaufe los, als ob es glühendes Eisen sei. Zu ihrer großen Erleichterung sah sie, daß ein Polizist dabei war, sich zu ihr durchzudrängeln.

»Sind Sie in Ordnung?« rief ihr der Polizist zu, den Lärm des Zuges übertönend.

»Dieser Mann da verfolgt mich!« sagte Marissa und deutete auf ihren Nachbarn.

Der Polizist warf ihm einen Blick zu und fragte: »Stimmt das?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Ich habe die Frau niemals vorher gesehen. Ich habe keine Ahnung, wovon sie redet.«

Der Zug verlangsamte seine Geschwindigkeit, und der Polizist wandte sich wieder Marissa zu. »Wollen Sie Anzeige erstatten?«

»Nein«, schrie Marissa, »aber er soll mich in Ruhe lassen!« Das Quietschen der Räder und das zischende Geräusch der Luftdruckbremsen machten eine weitere Unterhaltung unmöglich, bis der Zug stand. Die Türen öffneten sich automatisch.

»Ich kann ja gerne aussteigen, wenn sich die Dame dann besser fühlt«, bot der Mann an.

Nur wenige Leute stiegen aus. Alle anderen schauten neugierig. Der Polizist verhinderte das Schließen der Tür, indem er sich dazwischenschob, und blickte fragend auf Marissa.

»Ja, wohler wäre mir schon«, sagte sie und wußte schon wieder nicht so recht, was sie tun sollte.

Der Geschäftsmann zuckte die Schultern und stieg aus. Sofort zog der Zug wieder an, nachdem sich die Türen geschlossen hatten.

»Na, geht es Ihnen wieder besser?« fragte der Polizist.

»Viel besser«, antwortete Marissa. Sie war erleichtert, daß der Mann ausgestiegen war, und zugleich besorgt, daß der Polizist sie vielleicht bitten könnte, sich auszuweisen. Sie bedankte sich bei ihm und wandte dann den Blick ab. Er verstand den Wink und zog sich zurück.

Im Bewußtsein, daß jedes Auge in der Runde auf ihr ruhte, war Marissa jetzt äußerst verlegen. Daher stieg sie gleich an der nächsten Haltestelle aus. Sie ging die Treppen hinunter und nahm - in der irrationalen Angst, der Mann könnte es doch irgendwie geschafft haben, ihr zu folgen - das erste Taxi, das sie bekommen konnte, um sich ins Palmer House bringen zu lassen.

In der Sicherheit des Taxis war es Marissa möglich, wieder etwas Fassung zu gewinnen. Sie war sich klar darüber, daß das jetzt über ihre Kräfte ging, aber sie hatte keine Ahnung, an wen sie sich in dieser Angelegenheit hätte wenden können. Sie glaubte nun fest daran, daß es eine Verschwörung gab, aber über deren Ausmaß hatte sie noch keine Vorstellung. Und das schlimmste - für nichts hatte sie Beweise, sondern lediglich ein paar, wenn auch sehr bemerkenswerte Tatsachen.

Schließlich fand sie, daß sie doch zunächst einmal nach New York fliegen solle. Wenn sich ihre Verdachtsmomente wegen des neuen Ausbruchs bestätigen sollten, konnte sie auch dort noch eine Entscheidung darüber treffen, an wen sie sich nun wenden könnte. Außerdem hoffte sie, daß bis dahin Ralph einen guten Anwalt für sie aufgetrieben hätte, und vielleicht könnte sich ja auch der um die Sache kümmern.

Als sie im Hotel angekommen war, ging Marissa sofort auf ihr Zimmer. Bei ihrer derzeitigen Furcht vor Verfolgung wollte sie so rasch wie möglich ausziehen und machte sich Vorwürfe, daß sie hier ihren richtigen Namen angegeben und ihre Kreditkarte benutzt hatte. Für den Flug nach Chicago hatte sie einen falschen angegeben und bar bezahlt, und genau das hätte sie auch hier im Hotel tun sollen.

Während sie im Aufzug nach oben fuhr, stand es für Marissa bereits fest, daß sie sofort packen und zum Flugplatz fahren würde. Sie öffnete die Tür zu ihrem Zimmer, warf Handtasche und Aktentasche auf den Tisch und ging geradewegs ins Bad. Aus dem Augenwinkel nahm sie eine Bewegung wahr und duckte sich ganz automatisch. Trotzdem wurde sie noch so hart erwischt, daß sie auf das erste der beiden Betten stürzte und von dort aus auf den Boden zwischen die Betten. Aufblickend, sah sie den Mann aus dem Zug auf sie zukommen.

Verzweifelt versuchte sie unter ein Bett zu kriechen, aber der Mann packte sie mit dem gesunden Arm am Rock und riß sie zurück.

Heftig um sich tretend, rollte Marissa sich herum. Irgend etwas fiel dem Mann aus der Hand und schlug mit metallischem Klang auf dem Boden auf. Ein Revolver, dachte Marissa, und ihre Angst steigerte sich noch.

Der Mann beugte sich hinunter, um die Waffe aufzuheben, und Marissa rutschte unter das der Tür zunächst gelegene breite Bett. Der Mann wandte sich um und schaute erst unter das eine Bett, dann unter das andere, wo Marissa lag. Seine große Hand griff nach ihr. Als er sie so nicht erreichte, kniete er sich hin, erwischte mit einer weit ausholenden Bewegung Marissa am Knöchel und zog sie zu sich heran.

Zum zweiten Mal an diesem Tag begann Marissa zu schreien. Sie trat wieder nach dem Mann, und sein Griff lockerte sich. Wie ein Blitz war sie erneut unter dem Bett.

Des Tauziehens offenbar müde, warf der Mann nun die Waffe auf das Bett und kroch hinter ihr her. Aber Marissa schlüpfte schon auf der anderen Seite unter dem Bett heraus. Sie rappelte sich auf und rannte zur Tür. Gerade als sie sie aufreißen konnte, erwischte sie der Mann an ihren Haaren. Er riß sie herum und schleuderte sie mit solcher Wucht gegen die Kommode, daß der Spiegel dort klirrend zerbrach.

Der Mann warf einen hastigen Blick hinaus in den Gang und schloß und verriegelte dann die Tür. Marissa rannte indessen ins Badezimmer, nicht ohne jedoch die auf dem Bett liegende Waffe mitzuneh-

men. Ihr Verfolger aber erreichte sie, bevor sie noch die Badezimmertür völlig schließen konnte.

Marissa versuchte, sich mit dem Rücken am Waschbecken abzustützen, das weitere Öffnen der Tür durch ihren Verfolger zu verhindern. Aber Zentimeter um Zentimeter gewann seine größere Kraft die Oberhand. Der Türspalt erweiterte sich, und der Arm mit dem steifen Ellbogen schob sich um den Türrahmen.

Marissa warf einen Blick zu dem an der Wand hängenden Telefon, aber sie konnte es nicht erreichen, ohne es aufzugeben, sich mit den Füßen gegen die Tür zu stemmen. Sie schaute auf die Waffe in ihrer Hand und überlegte, ob es den Mann wohl abschrecken würde, wenn sie jetzt einen Schuß in die Wand abgeben würde. Erst da merkte sie, daß sie keineswegs einen Revolver in der Hand hielt, sondern eine mit Druckluft betriebene Injektionspistole, wie man sie in ihrer alten Kinderklinik für Massenimpfungen verwendet hatte.

Die Tür hatte sich jetzt weit genug geöffnet, um dem Arm des Mannes größere Bewegungsfreiheit zu ermöglichen. Dieser tastete blindlings herum, bis er Marissa an einem Knöchel zu fassen bekam. In dem Bewußtsein, daß sie gar keine andere Wahl hatte, preßte Marissa die Injektionspistole gegen den Unterarm des Mannes und drückte ab. Der Mann schrie auf, der Arm verschwand, und die Tür fiel knallend ins Schloß.

Marissa hörte, wie der Mann das Zimmer durchquerte, die Tür aufschloß und öffnete und in den Gang hinausstürzte. Sie kehrte mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung ins Schlafzimmer zurück. Erst jetzt nahm sie überrascht einen starken Phenolgeruch wahr. Mit zitteriger Hand drehte sie die Injektionspistole auf sich zu und warf einen Blick auf die kreisrunde Mündung. Intuitiv spürte sie, daß das Gerät mit Ebola-Viren bestückt worden war, und sie nahm an, daß das Desinfektionsmittel, das sich durch seinen scharfen Geruch bemerkbar machte, die Ansteckung der Person, die die Injektionspistole bediente, verhindern sollte. Nun wuchs ihre Furcht aufs höchste - sie hatte nicht nur wahrscheinlich einen Menschen getötet, sondern obendrein vielleicht einen neuen Ebola-Ausbruch verursacht. Sie zwang sich, ruhig zu bleiben, und schob die Injektionspistole in einen Plastikbeu-

tel, den sie aus dem Abfallkorb nahm, und tat dann noch eine weitere Plastiktüte herum, die sie im Papierkorb unter dem Schreibtisch gefunden hatte und die sie sorgfältig verknotete. Für einen Augenblick überlegte sie, ob sie die Polizei rufen solle, entschied sich aber dann dafür, es zu lassen - was hätte die jetzt schon noch tun können? Der Bursche war inzwischen über alle Berge, und auch wenn die Injektionspistole tatsächlich Ebola-Viren enthielt, gab es wohl kaum eine Möglichkeit, ihn unauffällig aufzuspüren, wenn er das nicht wollte.

Marissa blickte in den Gang hinaus; er war leer. Sie hing das Schild mit der Aufschrift »Bitte nicht stören!« an die Tür und schaffte ihre Sachen einschließlich der in den beiden Plastiktüten befindlichen Injektionspistole in den Arbeitsraum des Reinigungspersonals. Es war niemand dort oder in Sicht. Sie fand eine Flasche Lysol und desinfizierte mit deren Inhalt den Plastikbeutel und ihre Hände. Mehr konnte sie als Vorsorgemaßnahme im Augenblick wohl nicht tun.

Unten im Foyer, wo genügend Leute waren, um Marissa halbwegs ein Gefühl der Sicherheit zu geben, rief sie den Seuchenbeauftragten des Staates Illinois an. Ohne ihren Namen zu nennen, teilte sie mit, daß Zimmer 2410 im Palmer House möglicherweise mit Ebola-Viren verseucht war. Ehe der Mann auch nur eine einzige Frage stellen konnte, legte sie wieder auf.

Als nächstes rief sie Tad an. Durch diese ganze hektische Aktivität wollte sie sich bewußt davon abhalten, über das nachzudenken, was sich gerade abgespielt hatte. Tads anfängliche Kühle verschwand, als ihm klar wurde, daß sie offenbar kurz vor einem hysterischen Anfall stand.

»Was um alles in der Welt ist denn jetzt schon wieder los?« fragte er. »Marissa, bist du wohlauf?«

»Ich muß dich um zwei Gefälligkeiten bitten. Nach all den Schwierigkeiten, in die ich dich gebracht hatte, hatte ich mir geschworen, dich nie wieder zu belästigen. Aber ich habe jetzt keine andere Wahl. Als erstes brauche ich ein Röhrchen von dem Serum, das ihr nach dem Ebola-Ausbruch in Los Angeles als mögliches Gegenmittel entwickelt habt. Könntest du es per Nachtflugdienst an eine gewisse Carol Bradford im Plaza-Hotel in New York schicken lassen?«

»Wer zum Teufel ist denn diese Carol Bradford?«

»Bitte stell mir keine Fragen«, antwortete Marissa und kämpfte verzweifelt gegen die aufsteigenden Tränen. »Je weniger du diesbezüglich weißt, desto besser ist es.« Carol Bradford war eine Zimmergenossin von Marissa während ihrer Ausbildungszeit gewesen, und unter deren Namen hatte sie sich für den Flug von Atlanta nach Chicago eintragen lassen.

»Die nächste Gefälligkeit betrifft ein Päckchen, das ich dir per Nachtflugdienst zustellen lasse. Mach es bitte nicht auf. Bring es ins Hochsicherheitslabor und versteck es dort.« Marissa machte eine kurze Pause.

»Ist das alles?« fragte Tad.

»Ja, das wäre alles«, sagte Marissa. »Willst du mir nochmals helfen, Tad?«

»Ich denke schon«, meinte Tad. »Das hört sich ja verhältnismäßig harmlos an.«

»Vielen herzlichen Dank«, sagte Marissa. »In wenigen Tagen kann ich dir alles erklären.«

Sie legte auf und rief anschließend die gebührenfreie Nummer der Westin-Hotel-Reservation an, wo sie auf den Namen Carol Bradford im New Yorker Plaza ein Zimmer für denselben Abend bestellte. Dann blickte sie sich aufmerksam in der Eingangshalle des Palmer House um, konnte aber niemanden entdecken, der ihr irgendwie Beachtung geschenkt hätte. Sie ging davon aus, daß das Hotel ihre Rechnung von ihrem Kreditkartenkonto abbuchen würde, und hielt sich deshalb nicht mit der Abmeldung auf.

Nach dem Verlassen des Hotels begab sich Marissa zunächst zu einer Annahmestelle von »Federal Express«. Die Leute dort waren ausnehmend hilfsbereit, als sie erklärte, es handle sich bei der Sendung, die sie aufgeben wolle, um einen wichtigen Impfstoff, der unbedingt am folgenden Tag in Atlanta sein müsse. Man verpackte den Plastikbeutel in einen stabilen Metallbehälter und klebte auch für sie den von ihr geschriebenen Adreßzettel auf, als man sah, daß ihre Hände zitterten.

Als das erledigt war, winkte sie einem Taxi und ließ sich zum O'Hare-Flughafen bringen. Sobald sie in dem Wagen Platz genommen hatte, begann sie ihre Lymphknoten abzutasten und prüfte ihre Kehle auf aufkommende Heiserkeit. Sie war ja dem Ebola-Virus schon mehrfach sehr nahe gewesen - doch so nahe wie heute wohl noch nie. Sie schauderte zusammen bei dem Gedanken daran, daß der Mann tatsächlich versucht hatte, sie mit dem Virus zu infizieren. Es war eine grausame Ironie des Schicksals, daß die einzige Möglichkeit, dem zu entgehen, darin bestanden hatte, daß sie ihn selbst infizierte. Sie hoffte, daß er wußte, daß das jüngst entwickelte Serum einen gewissen Schutzeffekt hatte, wenn es noch vor dem Auftreten von Symptomen zur Anwendung kam. Vielleicht war das der Grund dafür gewesen, daß der Mann sich so überstürzt davongemacht hatte.

Während der langen Fahrt zum Flughafen gelang es ihr, sich wieder soweit zu beruhigen, daß sie logisch denken konnte. Die Tatsache, daß sie ein weiteres Mal überfallen worden war, verlieh ihren Vermutungen erhöhte Glaubwürdigkeit. Und wenn die Injektionspistole tatsächlich Ebola-Viren enthielt, hatte sie damit ihr erstes Beweisstück in Händen.

Der Taxifahrer setzte Marissa am Terminal der American Airlines ab, nachdem er ihr erklärt hatte, daß diese Linie jede Stunde einen Flug nach New York hätte. Nachdem sie ihr Flugticket gekauft, die Sicherheitsprüfung hinter sich und auch den langen Weg bis zum entsprechenden Ausgang zurückgelegt hatte, stellte sie fest, daß sie bis zum Abflug immer noch eine halbe Stunde Zeit hatte. Sie entschloß sich, die Wartezeit für einen Anruf bei Ralph zu nutzen. Sie hatte das dringende Bedürfnis, eine freundliche Stimme zu hören, und außerdem wollte sie ihn wegen des Rechtsanwalts fragen.

Marissa brauchte ein paar Minuten, um sich mit Ralphs Sekretärin herumzuschlagen, die ihren Chef offenbar wie den Papst persönlich abschirmte und nur mit Mühe dazu zu bringen war, ihm wenigstens zu sagen, daß sie am Apparat sei. Endlich meldete sich Ralph.

»Ich hoffe, daß Sie wieder in Atlanta sind«, sagte er, bevor sie ihn auch nur begrüßen konnte.

»Bald«, versprach Marissa und berichtete dann, daß sie gerade am Terminal von American Airlines in Chicago sei, um nach New York zu fliegen. Aber voraussichtlich käme sie dann am nächsten Tag nach Atlanta zurück, vor allem wenn er inzwischen einen guten Rechtsanwalt für sie aufgetrieben hätte.

»Ich habe mich vorsichtig etwas umgehört«, sagte Ralph, »und mir scheint, daß ich den Richtigen gefunden habe. Sein Name ist McQuinlin. Er ist hier in Atlanta Mitglied einer großen Anwaltssozietät.«

»Ich hoffe, daß er gewieft ist«, antwortete Marissa. »Er wird alle Hände voll zu tun kriegen!«

»Angeblich ist er einer der besten.«

»Meinen Sie, daß er erst einmal einen ordentlichen Batzen Geld vorab sehen will?«

»Na ja, irgendeine Art von Vorauszahlung wird er schon haben wollen«, meinte Ralph. »Macht Ihnen das Probleme?«

»Könnte schon sein«, gab Marissa zurück. »Das kommt auf die Summe an.«

»Nun, machen Sie sich mal darüber keine Sorgen«, sagte Ralph. »Ich kann Ihnen da gerne behilflich sein.«

»Nein, darum kann ich Sie wirklich nicht bitten«, lehnte Marissa ab.

»Sie bitten ja auch gar nicht darum - ich biete es Ihnen an«, antwortete Ralph. »Aber im Gegenzug sozusagen möchte ich Sie bitten, doch mit dieser verrückten Herumreiserei aufzuhören. Was ist denn so wichtig in New York? Ich hoffe doch, daß es Ihnen nicht um den neuen Ebola-Ausbruch geht. Sie werden ja wohl nicht das gleiche erleben wollen wie in Philadelphia. Warum fliegen Sie denn nicht lieber sofort nach Atlanta zurück. Ich mache mir wirklich Sorgen um Sie!«

»Bald«, erwiderte Marissa. »Ich verspreche es!«

Nach dem Auflegen ließ Marissa ihre Hand noch ein Weilchen auf dem Hörer liegen. Es tat ihr immer gut, sich mit Ralph unterhalten zu können. Er zeigte sich wirklich um sie besorgt.

Wie die meisten der Geschäftsleute, die neunzig Prozent der Passagiere in der Maschine ausmachten, bestellte sich Marissa einen Drink. Sie war immer noch ein Nervenbündel. Der Wodka Tonic beruhigte sie einigermaßen, und sie ließ sich schließlich in eine jener typischen Unterhaltungen nach dem Muster »Woher kommen Sie? Und was machen Sie beruflich?« mit ihrem Nachbarn ein, einem netten jungen Wertpapierhändler aus Chicago namens Danny. Es stellte sich heraus, daß seine Schwester als Ärztin auf Hawaii tätig war.

Er erzählte so unermüdlich, daß Marissa ihm vorspiegeln mußte, müde zu sein, um mit geschlossenen Augen in Ruhe ihre Gedanken ordnen zu können.

Die Frage, die ihr unaufhörlich im Kopf herumging, lautete: Woher hatte der Mann mit dem steifen Arm wissen können, daß sie in Chicago war? Und, vorausgesetzt, es war derselbe Mann, woher hatte er vorher gewußt, daß sie im Hochsicherheitslabor war? Beide Fragen führten sie widerstrebend zu Tad. Als er gemerkt hatte, daß sie seine Einlaßkarte weggenommen hatte, mußte ihm klargeworden sein, daß sie noch in derselben Nacht ins Hochsicherheitslabor gehen würde. Vielleicht hatte er das Dubchek mitgeteilt, um nicht selbst wieder in Schwierigkeiten zu geraten. Tad hatte auch gewußt, daß sie nach Chicago flog, aber sie konnte beim besten Willen nicht glauben, daß er absichtlich einen Mörder auf ihre Spur gesetzt hatte.

Und so groß auch ihr Zorn auf Dubchek war, so mußte sie ihn doch als mit Leib und Seele seiner Arbeit verschriebenen Wissenschaftler respektieren. Man konnte sich kaum vorstellen, daß er auf irgendeine Weise etwas mit dem rechtslastigen, vorwiegend am Geld orientierten PAC zu tun haben könnte.

Marissa wußte kaum noch, was sie jetzt für vernünftige Rückschlüsse und was für Auswüchse von Verfolgungswahn halten konnte und machte sich auch Vorwürfe, daß sie diese Injektionspistole aus der Hand gegeben hatte. Falls Tad irgend etwas mit der Geschichte

zu tun hatte, dann war sie nun ihr einziges Beweisstück los - immer vorausgesetzt, daß sich darin tatsächlich Ebola-Viren befanden.

Als die Maschine auf dem La-Guardia-Flughafen landete, stand Marissas Entschluß fest: Wenn der jetzige Ausbruch in New York ihre Theorie über die Gründe für diese Ebola-Ausbrüche bestätigte, dann würde sie sofort den ihr von Ralph genannten Anwalt aufsuchen und es ihm und der Polizei überlassen, den Dingen auf den Grund zu gehen. Sie wollte nicht mehr weiter die kühne Detektivin spielen - nicht im Kampf mit einer Gruppe von Männern, denen es nicht einmal etwas ausmachte, die ganze Bevölkerung in Gefahr zu bringen.

Nachdem das Flugzeug ausgerollt und die Warnleuchten für das Anlegen der Sitzgurte erloschen waren, erhob sich Marissa und holte ihr Kofferchen aus dem Gepäcknetz. Danny bestand darauf, ihr die Gangway hinunter behilflich zu sein, aber als sie sich verabschiedeten, nahm sich Marissa fest vor, zukünftig vorsichtiger zu sein. Keine Gespräche mehr mit Unbekannten - und auch ihren richtigen Namen würde sie niemandem mehr nennen. Und überdies würde sie vorsichtshalber auch nicht das von ihr unter dem Namen Carol Bradford im Plaza bestellte Zimmer beziehen. Statt dessen beschloß sie, die Nacht im nahe gelegenen Essex House zu verbringen und sich dort unter dem Namen einer alten Schulkameradin einzutragen - Lisa Kendrick.

*

George Valhala stand neben dem Mietwagenschalter von AVIS und musterte lässig die zur Gepäckausgabe strömende Menge. Seine Auftraggeber hatten ihn mit dem Spitznamen »Die Kröte« belegt, nicht wegen irgendwelcher äußeren Merkmale, sondern eher wegen seiner außergewöhnlichen Geduld, die es ihm möglich machte, stundenlang ruhig auf einem Beobachtungsposten zu sitzen wie eine Kröte, die auf ein Insekt als Beute wartet.

Aber sein jetziger Auftrag würde diese besondere Eigenschaft wohl nicht stark strapazieren. Er war erst vor kurzem auf dem Flugplatz

eingetroffen, und man hatte ihm gesagt, daß die junge Frau entweder mit der Fünf-Uhr- oder mit der Sechs-Uhr-Maschine aus Chicago käme. Das Fünf-Uhr-Flugzeug war gerade gelandet, und die ersten Passagiere sammelten sich am entsprechenden Gepäckkarussell.

Das einzige kleine Problem bei der Sache war die ziemlich ungenaue Beschreibung, die George erhalten hatte: eine niedliche kleine Dreißigjährige mit braunem Haar. Gewöhnlich konnte er mit einem Foto arbeiten, aber in diesem Fall war die Zeit zu knapp gewesen, um eines zu beschaffen.

Da sah er sie schon - das mußte sie sein. Sie war fast einen Kopf kleiner als alle anderen in dem Haufen von Aktenköfferchen tragenden Leuten, die jetzt in den Bereich der Gepäckausgabe strömten. Als erstes fiel ihm auf, daß sie an dem Kofferkarussell vorbeiging, da sie offenbar ihr Köfferchen gleich mit in die Maschine genommen hatte.

Sich vom AVIS-Schalter kräftig abstoßend, schlenderte George auf Marissa zu, um sich ihre Erscheinung genau einzuprägen. Er folgte ihr nach draußen, wo sie sich der auf ein Taxi wartenden Schlange anschloß. Sie war tatsächlich niedlich, und sie war sehr klein. George fragte sich, wie um alles in der Welt es ihr gelungen war, Paul in Chicago zu überwältigen. Es schoß ihm durch den Kopf, daß sie vielleicht eine Expertin in Selbstverteidigungspraktiken sein könnte. Auf die eine oder andere Weise hatte er jedenfalls irgendwie Respekt vor diesem kleinen Biest. Und für Al galt offenbar dasselbe, denn sonst hätte er nicht diesen ganzen Aufwand auf sich genommen.

Nachdem er sie noch einmal aufmerksam aus der Nähe betrachtet hatte, überquerte George die Fahrbahn vor dem Terminal und stieg dort in ein gegenüber dem Taxistand wartendes Taxi ein.

Der Fahrer drehte sich um und schaute auf George. »Hast du sie gesehen?« fragte er. Er war ein dürres, vogelartiges Kerlchen, ganz im Gegensatz zu George, der mit seinem fetten Korpus an eine Birne erinnerte.

»Aber Jake, sehe ich wie ein Idiot aus? Laß den Motor an. Sie steht in der Taxischlange.«

Jake tat, was ihm gesagt worden war. Er und George arbeiteten nun schon seit vier Jahren für Al, und sie kamen gut miteinander aus, außer wenn George anfang, Befehle zu erteilen. Aber das kam nicht allzuoft vor.

»Das dort ist sie«, sagte George und deutete auf Marissa, die gerade in ein Taxi stieg. »Fahr ein bißchen vor und laß ihr Taxi uns überholen.«

»He, fahren tu ich«, sagte Jake. »Du paßt auf, ich fahre.«

Trotzdem legte er den Gang ein und fuhr langsam los.

George schaute zum Rückfenster hinaus, bemerkte, daß Marissas Taxi eine Beule im Dach hatte, und sagte: »Die wird man leicht verfolgen können.« Das Taxi fuhr rechts an ihnen vorbei, und Jake gab Gas. Er ließ es bewußt zu, daß ein anderer Wagen sich dazwischenschob, bevor sie auf die Long-Island-Schnellstraße einbogen.

Es war kein bißchen schwierig, Marissas Taxi im Auge zu behalten, auch dann nicht, als es auf die Queensborough-Brücke fuhr, die vom Feierabendverkehr verstopft war. Nach vierzig Minuten konnten sie beobachten, daß sie vor dem Essex House ausstieg. Fünfzig Meter hinter dem Hotel fuhr Jake an den Randstein.

»Na, jetzt wissen wir ja, wo sie wohnt«, sagte Jake.

»Um ganz sicher zu sein, gehe ich lieber hinein und schaue, ob sie sich auch tatsächlich einträgt«, gab George zurück. »Ich bin gleich wieder da.«

KAPITEL 14

23. Mai

Marissa schlief nicht gut. Nach dem Überfall im Palmer House würde sie sich vielleicht nie wieder wohl fühlen in einem Hotel. Jedes Geräusch draußen auf dem Gang ängstigte sie, weil sie fürchtete, es würde jemand einzudringen versuchen. Und bei all den Leuten, die spät heimkehrten oder beim Zimmerservice noch etwas bestellten, gab es reichlich Geräusche.

Außerdem bildete sie sich immer noch ein, irgendwelche Symptome zu verspüren. Sie konnte die Erinnerung an die Injektionspistole in ihrer Hand nicht verdrängen, und jedesmal, wenn sie wach wurde, war sie sicher, Fieber zu haben oder sonstwie krank zu sein.

Am nächsten Morgen war sie völlig ausgelaugt. Sie bestellte Kaffee und frisches Obst, das zusammen mit einer Ausgabe der *New York Times* gebracht wurde. Auf der Titelseite prangte ein Artikel über die Ebola-Ausbrüche. In New York verzeichnete man inzwischen elf Krankheitsfälle, wovon einer bereits tödlich verlaufen war, aus Philadelphia meldete man sechsunddreißig Erkrankungen und siebzehn Todesfälle. Der bisher einzige Tote in New York war der Auslösefall, Dr. Girish Mehta.

Ab zehn Uhr rief Marissa immer wieder das Plaza-Hotel an, um nach einem für Carol Bradford eingetroffenen Päckchen zu fragen. Sie hatte vor, ihre Anrufe bis zwölf fortzusetzen - die Nachtflugdienste garantierten gewöhnlich Lieferung bis zu diesem Zeitpunkt. Wenn die Sendung ankam, würde ihr Mißtrauen gegenüber Tad etwas schwinden; anschließend würde sie in die Rosenberg-Klinik gehen. Kurz nach elf sagte man ihr, daß das Päckchen angekommen sei; sie könne es am Empfang abholen.

Während Marissa sich fertigmachte, um das Hotel zu verlassen, wußte sie noch nicht so recht, ob sie jetzt überrascht sein sollte, daß Tad ihr das Serum tatsächlich geschickt hatte, oder nicht. Natürlich

konnte das Päckchen auch leer sein, oder seine Ankunft konnte als Falle dienen, um ihren Aufenthalt herauszubekommen. Leider sah Marissa keinen Weg, um sich Sicherheit zu verschaffen, und außerdem brauchte sie das Serum zu sehr, als daß ihre Zweifel mehr als theoretische Bedeutung gehabt hätten. Sie mußte es einfach riskieren.

Marissa nahm nur ihre Handtasche mit und dachte fieberhaft über eine Möglichkeit nach, mit möglichst geringem Risiko an das Päckchen zu kommen. Aber mehr, als ein Taxi warten zu lassen und darauf zu hoffen, daß genug Leute rund herum wären, fiel ihr leider nicht ein.

*

George Valhala hatte sich schon seit dem frühen Morgen im Foyer des Essex House aufgehalten. Das war genau die Situation, die ihm gefiel. Er hatte Kaffee getrunken, die Zeitung gelesen und einige hübsche Mädchen ausgiebig beäugt. Alles in allem hatte er es höchst gemütlich gefunden, und keiner der Hausdetektive hatte ihn irgendwie belästigt, wie er so in seinem schicken Armani-Anzug und den echten Krokodillederschuhen dasaß.

Er überlegte gerade, ob er es wohl riskieren könne, mal auf die Toilette zu gehen, als er Marissa aus dem Aufzug treten sah. Er schaffte es, noch vor ihr an der Drehtür zu sein. Er schlängelte sich durch den lebhaften Verkehr der Neunundfünfzigsten Straße und rannte auf das Taxi zu, hinter dessen Steuer Jake wartete; dort nahm er auf dem Beifahrersitz Platz.

Jake hatte Marissa schon erkannt und den Motor angelassen. »Am Tag sieht sie eigentlich noch niedlicher aus«, sagte er und bereitete sich darauf vor, auf der Straße zu wenden.

»Sicher, daß das die Blumenthal ist?« fragte der Mann, der auf dem Rücksitz gewartet hatte. Sein Name war Alfons Hicktmann, aber nur wenige Leute ärgerten ihn mit seinem vollen Vornamen. Er ließ sich lieber Al nennen. Er war in der DDR aufgewachsen und über die Berliner Mauer in den Westen geflohen. Sein Gesicht war von täuschender Jugendlichkeit; seine Haare waren blond, und er trug eine

Frisur wie Julius Caesar. Seine blaßblauen Augen erinnerten an die eisige Kälte des Winterhimmels.

»Sie hat sich unter dem Namen Lisa Kendrick eingetragen«, sagte George. »Aber sie entspricht genau der Beschreibung. Sie ist es, da gibt es gar keinen Zweifel.«

»Entweder ist die wahnsinnig gut, oder sie hat wahnsinniges Glück«, meinte Al. »Wir haben den Auftrag, sie zu isolieren, ohne daß es irgendeine Panne gibt. Heberling hat gesagt, sie könnte die ganze Sache auffliegen lassen.«

Sie beobachteten, daß Marissa in ein Taxi stieg und sich in östlicher Richtung davonfahren ließ.

Trotz des Verkehrs schaffte Jake seine Wende und holte dann so weit auf, daß er nur noch um zwei Wagen hinter Marissas Taxi lag.

*

»Meine wertee Dame, Sie müßten mir schon allmählich sagen, wo Sie hinwollen!« sagte Marissas Fahrer und warf im Rückspiegel einen Blick auf sie.

Marissa hatte ängstlich ständig im Rückspiegel den Eingang zum Essex House im Auge behalten, um festzustellen, ob ihr jemand folge. Aber offenbar war niemand herausgekommen, um sie zu verfolgen. Daher hatte sie dem Fahrer gesagt, er solle erst einmal um den Block fahren. Noch immer dachte sie über die beste Methode nach, an das Serum zu kommen.

Der Fahrer murmelte etwas in seinen Bart, als er an der ersten Ecke rechts abbog. Marissa schaute nach dem auf der Fünften Avenue gelegenen Eingang zum Plaza-Hotel. Dort stand jede Menge Autos, und der kleine Vorplatz vor dem Hotel war mit Menschen dicht gefüllt. Pferdedroschken waren den Gehsteig entlang aufgereiht und warteten auf Kunden. Sogar einige berittene Polizisten mit glänzenden blauschwarzen Helmen waren zu sehen. Marissa fühlte neuen Mut. In einer derartigen Umgebung konnte sie wohl niemand überraschen.

Als sie wieder in der Neunundfünfzigsten Straße waren, sagte Marissa dem Fahrer, er möge doch bitte vor dem Plaza halten und dort einen Augenblick auf sie warten, während sie schnell etwas abhole.

»Meine liebe Dame, ich meine...«

»Das geht ganz schnell«, versicherte Marissa.

»Da stehen doch haufenweise Taxis rum«, wandte der Mann ein. »Warum nehmen Sie denn nicht anschließend eines von den denen?«

»Ich lege fünf Dollar auf den Fahrpreis drauf«, beschwor ihn Marissa, »und ich verspreche Ihnen, daß es nicht lange dauert.« Sie bedachte ihn mit dem freundlichsten Lächeln, das sie sich unter diesen Umständen abringen konnte.

Der Taxifahrer zuckte die Schultern. Seine Bedenken schienen durch die fünf Dollar Trinkgeld und Marissas Lächeln hinreichend zerstreut. Er bog zum Plaza ein. Der Hotelportier öffnete ihr die Tür, und Marissa stieg aus.

Sie war außerordentlich nervös und rechnete jede Sekunde mit dem Schlimmsten. Sie beobachtete, daß ihr Taxi ein paar Meter weiter zum Warten anhielt. Beruhigt betrat sie nun das Hotel.

Wie sie erwartet hatte, war die prunkvolle Eingangshalle voller Leute. Ohne Zögern ging Marissa zu einer Ausstellungsvitrine mit Schmuck und tat so, als sei sie völlig davon gefesselt. Sie nutzte die Spiegelung der Scheiben, um sich zu vergewissern, daß niemand sie beobachtete. Aber niemand schien ihr irgendwelche Aufmerksamkeit zu schenken.

Marissa durchquerte erneut die Eingangshalle und wartete mit klopfendem Herzen am Empfangsschalter, bis sie an die Reihe kam.

»Haben Sie irgendeinen Ausweis dabei?« fragte der Angestellte dort, als Marissa nach dem für sie bestimmten Päckchen fragte.

Für einen Augenblick verwirrt, antwortete Marissa, daß sie gerade keinen da hätte.

»Dann würde auch Ihr Zimmerschlüssel genügen«, meinte der Mann im Bestreben, ihr weiterzuhelfen.

»Aber ich habe mich noch nicht angemeldet«, mußte Marissa bekennen.

Der Mann lächelte. »Dann melden Sie sich doch bitte an und holen Sie anschließend Ihr Päckchen ab. Bitte haben Sie Verständnis - aber wir tragen ja auch eine gewisse Verantwortung.«

»Aber natürlich«, gab Marissa zurück. Wieder einmal war ihr Selbstvertrauen erschüttert - sie hatte das sichtlich nicht gründlich genug überdacht. In der Erkenntnis, daß ihr gar nichts anderes übrigblieb, schritt sie zum Anmeldeschalter.

Aber auch das war nicht so ganz einfach. Als sie sagte, sie wolle nicht per Kreditkarte bezahlen, forderte sie der Angestellte auf, zunächst an der Kasse einen gewissen Sicherheitsbetrag zu hinterlegen, ehe er ihr einen Zimmerschlüssel geben könne. Nachdem sie das erledigt hatte, konnte sie endlich, mit einem Zimmerschlüssel bewaffnet, ihr Päckchen in Empfang nehmen.

Noch im Gehen riß Marissa die Verpackung auf, holte das Röhrchen heraus und betrachtete es kritisch. Es wirkte echt. Sie warf die Verpackung in einen Abfallkorb und steckte das Röhrchen mit dem Serum in ihre Tasche. So weit, so gut.

Marissa trat aus der Drehtür und verharnte einen Augenblick, bis sich ihre Augen an das helle Mittagslicht gewöhnt hatten. Ihr Taxi stand noch am selben Platz, an dem sie es zuletzt gesehen hatte. Der Portier fragte, ob er ihr eine Fahrgelegenheit beschaffen solle, aber Marissa schüttelte lächelnd den Kopf.

Sie blickte die Neunundfünfzigste Straße hinauf und hinunter. Der Verkehr war allenfalls noch stärker geworden. Auf dem Gehsteig eilten Hunderte von Menschen dahin, als ob sie befürchten müßten, zu einer wichtigen Verabredung zu spät zu kommen. Es herrschte strahlender Sonnenschein und geschäftiges Treiben. Befriedigt ging Marissa die wenigen Stufen zur Straße hinunter und eilte zu ihrem Taxi.

Dort angekommen und schon nach dem Griff der hinteren Tür langend, warf sie noch einen langen forschenden Blick zurück zum Eingang des Plaza-Hotels. Niemand folgte ihr - ihre Befürchtungen in bezug auf Tad waren unbegründet gewesen.

Sie wollte gerade einsteigen, als sie in die Mündung einer Pistole blickte, die ihr ein blonder Mann entgegenstreckte, der offenbar auf

dem Rücksitz gelegen hatte. Der Mann wollte gerade etwas sagen, aber Marissa gab ihm keine Gelegenheit dazu. Mit einer plötzlichen Bewegung drehte sie sich von dem Taxi weg und knallte die Tür zu. Die Waffe ging mit einem zischenden Geräusch los - es war offenbar eine hochentwickelte Luftpistole. Das Wagenfenster splitterte, aber Marissa beachtete das schon nicht mehr. Sie rannte davon, wie sie nie vorher in ihrem Leben gerannt war. Aus dem Augenwinkel nahm sie wahr, daß der Taxifahrer aus seinem Fahrzeug gesprungen war und in schräger Linie auch davonrannte. Als sie einen Blick über die Schulter zurückwarf, sah sie, daß der blonde Mann ihr nachstürzte, indem er die Leute, die ihm im Wege waren, zur Seite stieß.

Der Gehsteig war eine Hindernisbahn, vollgestopft mit Fußgängern, Gepäck, Kinderwagen, Einkaufskarren und Hunden. Der blonde Mann hatte seine Waffe in die Tasche gesteckt, aber Marissa war nicht mehr überzeugt davon, daß die sie umgebende Menge tatsächlich den Schutz bot, den sie sich von ihr versprochen hatte. Wer würde überhaupt das leise Zischen der Luftpistole bemerken? Sie würde zu Boden sinken, und ihr Angreifer könnte entkommen, ehe überhaupt jemand merkte, daß er sie erschossen hatte.

Die Leute schimpften, wenn Marissa sie anrampelte, doch sie kümmerte sich nicht darum. Das dabei entstehende Durcheinander behinderte wieder ihren Verfolger, aber nicht allzusehr - er holte sichtlich auf.

Zwischen Taxis und Privatwagen hindurch rannte Marissa quer über die Fahrbahn östlich des Plaza und landete am Rand des kleinen Parks mit dem Brunnen in seiner Mitte. Sie war voller Panik und hatte überhaupt kein bestimmtes Ziel. Aber es war ihr klar, daß irgend etwas geschehen müsse. Genau in diesem Augenblick sah sie das Polizeipferd. Es war lose angebunden an der Absperrkette um die kleine Grasfläche des Parks. Während Marissa auf das Pferd losrannte, hielt sie verzweifelt nach dem dazugehörigen Polizisten Ausschau. Er konnte ja nicht weit sein - aber es blieb auch nur noch wenig Zeit. Schon konnte sie sehen, daß der blonde Mann nun ebenfalls die Fahrbahn überquerte, die zwischen dem Plaza und diesem kleinen Park lag.

Am Pferd angelangt, griff Marissa nach den Zügeln und duckte sich hinunter, als das Tier nervös den Kopf hochwarf. Sie blickte zur Straße hinüber und sah, daß ihr Verfolger nun gerade am diesseitigen Rand ankam.

Verzweifelt flogen Marissas Blicke über den kleinen Park. Eine Menge Leute waren da, von denen auch viele in ihre Richtung schauten - aber kein Polizist. Sie gab es auf und rannte wieder los, quer durch den Park. Es hatte keinen Sinn, sich zu verstecken - ihr Verfolger war schon zu nahe.

Eine Anzahl von Menschen saß am Brunnen und blickte ihr mit geübter Teilnahmslosigkeit entgegen. Als New Yorker waren sie an jede Art von Ausschreitungen gewöhnt, und eine panische Flucht war nichts Besonderes für sie.

Als Marissa seitlich um den Brunnen herumlief, war ihr der Blonde schon so nahe, daß sie ihn keuchen hören konnte. Sie schlug einen Haken und geriet in ein Gedränge, durch das sie sich schubsend und drängelnd hindurchwand, begleitet von ärgerlichen Bemerkungen wie »Na, hör'n Sie mal!« und »So eine Frechheit!«.

Plötzlich stand sie frei für sich und dachte, sie hätte die Menschenmenge nun durchquert, ehe sie merkte, daß sie sich in der Mitte eines von ein paar hundert Menschen gebildeten Kreises befand. Sie alle schauten drei muskulösen Schwarzen zu, die zu Rapklängen Breakdance vorführten. Marissas verzweifelte Blicke trafen auf die der jungen Farbigen. Doch die verrieten nichts als Ärger - Marissa hatte ihren Auftritt gestört.

Bevor noch jemand etwas tun oder sagen konnte, stolperte der Blonde in den Kreis und kam etwas wacklig zum Stehen. Er zog die Pistole aus der Tasche, aber kam nicht weit damit - mit einem geübten Tritt beförderte einer der wütenden Tänzer die Waffe in hohem Bogen in die Menge. Die Leute liefen auseinander, als Marissas Verfolger seinerseits zum Angriff auf den Schwarzen überging. Sein Schlag beförderte den Tänzer zu Boden.

Drei seiner Freunde, die bisher an der Seite gesessen und zugehört hatten, sprangen auf und stürzten sich von hinten auf den Blonden.

Marissa wartete nicht ab. Sie mischte sich unter die Menge, die sich von der plötzlich ausgebrochenen Rauferei abwandte. Die meisten überquerten die Fünfte Avenue, und sie ging mit ihnen. Sobald sie nördlich der Neunundfünfzigsten Straße war, hielt sie ein Taxi an und bat den Fahrer, sie zur Rosenberg-Klinik zu bringen. Als das Taxi wieder auf die Neunundfünfzigste eingebogen war und an dem kleinen Park vorbeifuhr, konnte Marissa eine Menschenmenge rund um den Brunnen erkennen. Jetzt saß der Polizist wieder auf seinem Pferd, und sie hoffte sehr, daß er den blonden Mann für ein paar Wochen einbuchten würde.

Einen weiteren Blick warf Marissa zum Eingang des Plaza hinüber, doch konnte sie dort nichts Ungewöhnliches entdecken. Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen. An die Stelle ihrer Furcht war nun plötzlich Wut getreten. Sie war wütend auf jeden, vor allem aber auf Tad. Es konnte nun kaum noch ein Zweifel daran bestehen, daß er ihre Verfolger über ihre Aufenthaltsorte auf dem laufenden hielt. Sogar das Serum, dessen Abholung sie in derartige Schwierigkeiten gebracht hatte, konnte sie nun vergessen. Angesichts ihrer jetzigen Befürchtungen konnte gar keine Rede davon sein, es zu verwenden. Statt dessen mußte sie sich einfach darauf verlassen, daß die Injektionspistole ausreichend gegen eine Infektion des Benutzers geschützt war.

Für einen Augenblick erwog sie, ihren Besuch in der Rosenberg-Klinik vielleicht aufzugeben, aber die Wichtigkeit eines Beweises dafür, daß der Ebola-Virus vorsätzlich verbreitet wurde, zumindest eines Beweises für sie selbst, gewann schließlich die Oberhand. Sie wollte sicher sein. Außerdem würde sie nach dem letzten ausgeklügelten Überfall auf sie wohl kaum jemand dort erwarten.

Marissa ließ das Taxi etwas früher anhalten und legte die restliche, etwa einen Häuserblock lange Strecke zu Fuß zurück. Die Klinik war nicht schwer zu finden. Es war ein schick renoviertes Gebäude, das fast einen ganzen Block einnahm. Vor der Vorderfront standen ein Streifenwagen und ein Übertragungswagen des Fernsehens. Einige Polizisten standen auf der Treppe herum, und sie mußte ihren CDC-Ausweis vorzeigen, ehe man sie durchließ.

In der Eingangshalle herrschte das gleiche aufgeregte Gewühl, das Marissa schon von den anderen Krankenhäusern, in denen der Ebola-Virus gewütet hatte, kannte. Während sie sich ihren Weg durch die Menge bahnte, begann ihre Fassung sie allmählich zu verlassen. Die Wut, die sie im Taxi hauptsächlich verspürt hatte, schwand, und an ihre Stelle trat wieder die alte Angst vor der Ansteckung. Gleichermaßen ließ auch ihre Erleichterung darüber, daß sie ihrem Verfolger entkommen war, nach, und statt dessen empfand sie wieder bedrückend, daß sie in einem gefährlichen Netz aus Verschwörung und Intrige gefangen war. Sie hielt einen Moment an und warf einen Blick zum Ausgang. Für einen Augenblick spielte sie mit dem Gedanken, wieder zu gehen, fand aber dann doch, daß ihre einzige Hoffnung die absolute Gewißheit sei. Sie mußte auch den letzten eigenen Zweifel ausräumen, ehe sie andere zu überzeugen versuchte.

Sie beschloß, zunächst mit der am leichtesten beschaffbaren Information anzufangen. Sie ging in die Anmeldung und fand dort einen Schalter mit der Aufschrift »Neue Mitglieder«. Obwohl er unbesetzt war, sah sie, daß Prospekte dort lagen. Ein kurzer Blick genügte, um festzustellen, daß das Rosenberg-Krankenhaus eine Privatklinik in Verbindung mit privater Krankenversicherung war, ganz wie sie es erwartet hatte.

Die nächsten Fragen waren zweifellos schwieriger zu beantworten, zumal der den Ausbruch auslösende Patient bereits verstorben war. Marissa kehrte in die Haupthalle zurück und beobachtete aufmerksam die durchkommenden Personen, bis sie erraten konnte, wo der Umkleideraum für die Ärzte war. Sie richtete es so ein, daß sie zugleich mit einem Arzt an der Tür dort ankam, der anhielt und dem Mann am Informationsschalter ein Zeichen gab. Die Tür öffnete sich, und Marissa schlüpfte mit dem Mann hinein.

Drinne gelang es ihr, einen langen Ärztekittel zu erwischen, dessen Ärmel sie umkremelte. Das Namensschildchen am Revers lautete auf Dr. Ann Elliott. Sie nahm es ab und steckte es in die Kitteltasche.

Marissa kehrte in die Eingangshalle zurück und erschrak, als sie dort Dr. Layne sah. Rasch drehte sie sich um, erwartete aber jede

Sekunde einen erkennenden Ruf. Als sie sich vorsichtig wieder umwandte, stellte sie erleichtert fest, daß Layne gerade das Krankenhaus verließ.

Sein Anblick hatte sie nervöser als je zuvor gemacht. Die Vorstellung, wieder wie dort in Philadelphia auf Dubchek zu stoßen, versetzte sie in Schrecken, aber sie war sich auch klar darüber, daß sie unbedingt über den verstorbenen Erstpatienten noch mehr in Erfahrung bringen mußte.

Sie trat zur Hinweistafel und entnahm dieser, daß die Pathologie-Abteilung sich im dritten Stock befand. Marissa ging stracks zum nächsten Aufzug. Die Rosenberg-Klinik war sehr beeindruckend, fand sie. Auf dem Weg in die Pathologie-Räume mußte sie durch das Chemielabor und stellte fest, daß man dort das modernste und teuerste Gerät hatte.

Marissa trat durch eine Doppeltür und sah sich umgeben von einem Schwarm von Sekretärinnen, die eifrig von Diktiergeräten abschrieben. Sie befand sich offenbar im Schreibraum der pathologischen Abteilung, wo alle Befunde geschrieben wurden.

Eine der jungen Frauen nahm die Kopfhörer ab, als Marissa näher trat, und fragte: »Kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Ich bin eine der Ärztinnen vom Seuchenkontrollzentrum«, erklärte sie freundlich. »Können Sie mir bitte sagen, ob Kollegen von mir da sind?«

»Ich glaube nicht«, antwortete die Sekretärin und erhob sich, »aber ich kann gerne einmal Dr. Stewart fragen. Er ist in seinem Büro.«

»Ich bin schon da«, ließ sich ein großer, kräftiger Mann mit einem Vollbart vernehmen. »Und um Ihre Frage gleich zu beantworten: Die Leute vom CDC sind gerade einen Stock tiefer in unserer Isolationsabteilung.«

»Nun, vielleicht können Sie mir weiterhelfen«, meinte Marissa und vermied es sehr bewußt, sich vorzustellen. »Ich war von Anfang an bei diesen Ebola-Ausbrüchen eingesetzt, aber leider hat sich meine Ankunft in New York verzögert. Ich habe erfahren, daß der Erstpatient, ein Dr. Mehta, bereits verstorben ist. Wurde eine Autopsie vorgenommen?«

»Gerade heute morgen.«

»Darf ich Ihnen dazu ein paar Fragen stellen?«

»Ich habe die Autopsie nicht selbst durchgeführt«, antwortete Dr. Stewart. Dann wandte er sich an die Sekretärin: »Helen, schauen Sie doch bitte mal, ob Sie Curt auftreiben können.«

Er führte Marissa in einen kleinen Raum mit einem modernen Schreibtisch und einem weißen Formica-Labortisch, auf dem ein glänzendes neues doppelköpfiges Zeiss-Biokularmikroskop stand.

»Kannten Sie Dr. Mehta?« fragte Marissa.

»Recht gut sogar«, antwortete Dr. Stewart und wiegte den Kopf. »Er war unser ärztlicher Leiter, und sein Tod ist ein großer Verlust.« Dr. Stewart berichtete von Dr. Mehtas Verdiensten beim Aufbau der Rosenberg-Klinik und seine ungeheure Beliebtheit beim Personal und gleichermaßen bei den Patienten.

»Wissen Sie vielleicht, wo er ausgebildet worden ist?« fragte Marissa.

»Was sein Medizinstudium betrifft, bin ich da nicht so ganz sicher«, gab Stewart zurück. »Ich meine aber, daß er es in Bombay gemacht hat. Was ich jedoch sicher weiß, ist, daß er als Assistenzarzt in London tätig war. Warum fragen Sie?«

»Es hat mich einfach interessiert, ob er seine Ausbildung im Ausland gemacht hat«, gab Marissa zurück.

»Ist das denn irgendwie wichtig?« fragte Stewart stirnrunzelnd.

»Es könnte sein«, antwortete Marissa unbestimmt. »Gibt es hier beim Personal viele Absolventen ausländischer Hochschulen?«

»Aber natürlich«, sagte Stewart. »Alle Vertragskrankenhäuser privater Krankenversicherungen haben zunächst Absolventen ausländischer Universitäten engagiert. Die jungen amerikanischen Ärzte wollten doch immer viel lieber in einer Privatpraxis tätig sein. Aber inzwischen hat sich das geändert, und wir können uns den ärztlichen Nachwuchs unter den guten Assistenzärzten der Ausbildungskliniken aussuchen.«

Die Tür öffnete sich, und ein junger Mann kam herein.

»Das ist Curt Vandermay«, stellte Stewart vor.

Dies zwang Marissa, widerstrebend auch ihren Namen zu nennen.

»Frau Dr. Blumenthal hat ein paar Fragen in bezug auf die Autopsie«, erklärte ihm Dr. Stewart. Er zog einen Stuhl für seinen Kollegen heran, auf dem dieser Platz nahm.

»Die Detailuntersuchungen sind noch nicht ganz abgeschlossen«, berichtete Dr. Vandermay. »Daher hoffe ich, daß auch die ersten allgemeineren Ergebnisse Ihnen weiterhelfen können.«

»Ich bin tatsächlich im Augenblick vor allem an den Ergebnissen der äußeren Untersuchung interessiert«, sagte Marissa. »Wurde irgend etwas Ungewöhnliches festgestellt?«

»Aber natürlich«, gab Dr. Vandermay. »Der Mann hatte überall hämorrhagische Läsionen.«

»Und wie steht es mit Verletzungen durch äußere Einwirkung?« hakte Marissa nach.

»Wie haben Sie denn das erraten?« sagte Dr. Vandermay überrascht. »Er hatte tatsächlich einen Nasenbeinbruch. Fast hätte ich vergessen, das zu erwähnen.«

»Wie alt?« wollte Marissa wissen.

»Eine Woche bis zehn Tage - irgendwo in diesem Bereich.«

»Ist in den Unterlagen der Anlaß dafür vermerkt?« fragte Marissa.

»Um die Wahrheit zu gestehen - ich habe nicht nachgeschaut«, bekannte Dr. Vandermay. »Da wir wußten, daß der Mann am hämorrhagischen Fieber vom Ebola-Typus gestorben war, haben wir anderem tatsächlich keine Beachtung geschenkt. Der Nasenbeinbruch schien uns da tatsächlich bedeutungslos zu sein.«

»Kann ich schon verstehen«, räumte Marissa ein. »Was ist mit den Krankenunterlagen? Ich nehme doch an, daß sie hier in der Pathologie sind. Kann ich sie mal sehen?«

»Aber selbstverständlich!« versicherte Vandermay und erhob sich. »Warum kommen Sie nicht einfach mit in die Autopsieabteilung. Ich habe einige Aufnahmen der gebrochenen Nase, Sie können sie sich gerne einmal anschauen.«

»Aber gern«, gab Marissa zurück.

Stewart verabschiedete sich mit dem Hinweis auf eine Besprechung, zu der er gehen müsse, und Marissa folgte Vandermay, der ihr auf dem Weg erklärte, daß die Leiche desinfiziert und in Spezial-

verpackung doppelt eingehüllt worden sei, um Ansteckung zu vermeiden. Die Familie hatte darum gebeten, den Leichnam nach Indien zu überführen, aber die Genehmigung dafür war versagt worden. Marissa konnte gut verstehen, warum.

Die Krankenblätter waren zwar nicht so vollständig, wie Marissa sich das gewünscht hätte, aber es befand sich jedenfalls ein Bericht über den Nasenbeinbruch darunter. Er war von einem von Dr. Mehtas Kollegen erstellt worden, einem Hals-Nasen-Ohren-Arzt. Marissa erfuhr aus den Unterlagen ferner, daß Dr. Mehta selbst Hals-Nasen-Ohren-Spezialist war, eine beängstigende Tatsache angesichts der Wege, auf denen bei den bisherigen Ausbrüchen die Ansteckung erfolgt war. Was die Ursache für den Nasenbeinbruch betraf, fand sich jedoch keine Eintragung.

Vandermay schlug vor, doch den Kollegen anzurufen, der den Bericht erstellt hatte. Während er ihn zu erreichen versuchte, ging Marissa den Rest der Krankenunterlagen durch. Sie fand keinerlei Hinweise auf in letzter Zeit unternommene Reisen, Kontakt mit Tieren oder irgendeine Verbindung zu früheren Ebola-Ausbrüchen.

»Der arme Mensch ist auch noch überfallen worden«, berichtete Dr. Vandermay nach dem Auflegen des Hörers. »Niedergeschlagen und ausgeraubt, in seiner eigenen Garageneinfahrt. Können Sie sich das vorstellen? In was für einer Welt leben wir denn hier!«

Wenn Sie bloß wüßten! dachte Marissa und war sich nun absolut sicher, daß die Ebola-Ausbrüche ganz absichtlich ausgelöst worden waren. Eine Welle der Angst überkam sie, aber sie zwang sich, den Pathologen weiter auszufragen. »Haben Sie zufällig einen kreisrunden, etwa vierteldollar-großen Bluterguß an einem Oberschenkel feststellen können?«

»Ich kann mich nicht erinnern«, antwortete Dr. Vandermay. »Aber hier haben wir alle Aufnahmen.« Er breitete eine Reihe von Fotos vor Marissa aus wie ein Pokerspieler seine Gewinnkarten.

Marissa warf einen Blick auf das erste Foto. Es zeigte brutal den nackten Leichnam, ausgestreckt auf der polierten Stahlplatte des Autopsietisches. Trotz der anderen Blutungsstellen konnte Marissa auf einer Aufnahme deutlich den gleichen kreisrunden Bluterguß erken-

nen, der ihr damals auf Dr. Richters Oberschenkel aufgefallen war. Die Größe entsprach genau der Mündungsöffnung einer Injektionspistole!

»Wäre es wohl möglich, einen Abzug mitzunehmen?« fragte Marissa.

»Von mir aus«, meinte Dr. Vandermay. »Wir haben ausreichend Abzüge gemacht.«

Marissa schob das Foto in ihre Tasche. Es war lange nicht so gut wie die Injektionspistole, aber es war immerhin etwas. Sie bedankte sich bei Dr. Vandermay und stand auf.

»Könnten Sie mir nicht ein bißchen was über ihre Vermutungen erzählen?« fragte Vandermay. Ein kleines Lächeln lag auf seinem Gesicht, so als ob er ahnte, daß da was im Busch war. Über die Sprechanlage wurde Dr. Vandermay mitgeteilt, daß auf Leitung sechs ein Telefongespräch für ihn da sei. Er nahm ab, und Marissa hörte ihn sagen: »Welch ein Zufall, Dr. Dubchek, gerade unterhalte ich mich mit Frau Dr. Blumenthal...«

Das genügte Marissa - wie ein Blitz eilte sie davon und hastete in Richtung der Aufzüge. Vandermay rief hinter ihr her, aber sie ließ sich nicht aufhalten. Im Sturmschritt jagte sie an den Sekretärinnen vorbei und durch die Doppeltür, wobei sie die Stifte in der Brusttasche festhalten mußte, damit diese nicht herausfielen.

Als sie die Aufzüge und die Treppe vor sich hatte, entschied sie sich dafür, den Aufzug zu riskieren. Wenn Dubchek nur einen Stock tiefer war, würde er wahrscheinlich die Treppe nehmen. Sie drückte den Knopf für die Abwärtsfahrt. Ein Labortechniker stand mit einem Tablett voll Vakuumröhrchen wartend neben ihr und schaute zu, wie Marissa aufgeregt immer wieder auf den schon aufleuchtenden Knopf drückte. »Ein Notfall?« fragte er, als ihre Augen sich trafen.

Ein Aufzug hielt, und Marissa sprang hinein. Die Türen schienen eine Ewigkeit zu brauchen, bis sie sich schlossen, und sie fürchtete jede Sekunde das Auftauchen Dubcheks, um sie aufzuhalten. Endlich ging es abwärts, und Marissa atmete auf. Doch schon im nächsten Stock gab es einen Halt. Marissa kroch förmlich in den Aufzug hinein und drückte sich an die Wand; endlich einmal war sie froh dar-

über, so klein zu sein. Es wäre gar nicht so leicht gewesen, sie auf Anhieb von draußen zu erkennen. Als sich der Aufzug wieder in Bewegung setzte, fragte sie einen grauhaarigen Techniker nach der Cafeteria. Er sagte ihr, sie solle sich nach dem Verlassen des Aufzuges gleich nach rechts wenden und den Hauptgang hinuntergehen.

Marissa stieg aus und folgte der Wegbeschreibung. Ein Stückchen weiter konnte sie schon Essensduft riechen und fortan einfach ihrer Nase folgen.

Sie hatte sich überlegt, daß es sicher ein zu großes Risiko wäre, den Hauptaussgang der Klinik zu benutzen. Dubchek konnte schon die Polizei angewiesen haben, sie aufzuhalten. Statt dessen lief sie in die Cafeteria, welche mit Leuten vollgestopft war, die gerade ihr Mittagessen einnahmen. Sie ging schnurstracks in die Küche. Das Personal dort warf ihr zwar fragende Blicke zu, aber niemand hielt sie auf. Wie sie angenommen hatte, gab es einen Lieferanteneingang, und eben dort ging Marissa hinaus, wobei sie einem Molkereiwagen ausweichen mußte, der gerade etwas anlieferte.

Marissa sprang rasch die Stufen zum Fahrweg hinunter und schritt dann forsch aus in Richtung Madison Avenue. Nachdem sie etwa einen halben Häuserblock weit in nördlicher Richtung gegangen war, bog sie östlich in eine ruhige, baumbestandene Straße ein. Es waren nur wenige Fußgänger zu sehen, was ihr eine gewisse Sicherheit gab, nicht verfolgt zu werden. Sobald sie auf der Park Avenue ankam, hielt sie ein Taxi an.

Um sicherzugehen, daß niemand ihr folge, ließ sie das Taxi nur bis zu »Bloomingdales« fahren, stieg aus, ging durch das Geschäft zum anderen Ausgang an der Dritten Avenue und nahm sich dort ein anderes Taxi. Als sie vor dem Essex House vorfuhr, war sie überzeugt, wenigstens für den Augenblick sicher zu sein.

Vor ihrem Zimmer, an dessen Tür immer noch das Schild »Bitte nicht stören« hing, zögerte Marissa. Obwohl niemand wußte, daß sie hier unter falschem Namen eingetragen war, ängstigte sie die Erinnerung an den Vorfall in Chicago. Vorsichtig öffnete sie die Tür und musterte von draußen den Raum, bevor sie ihn betrat. Dann stellte sie einen Stuhl an die Tür, um sie offenzuhalten, und durchsuchte miß-

mißtrauisch den ganzen Raum. Sie blickte unter die Betten, in den Schrank und ins Badezimmer. Alles war so, wie sie es verlassen hatte. Endlich zufrieden, machte Marissa die Tür zu und sicherte sie mit allem, was an Schloß, Riegel und Kette vorhanden war.

KAPITEL 15

23. Mai - Fortsetzung

Marissa nahm einiges von der großzügigen Portion des frischen Obstes zu sich, die auf ihre Bestellung hin heute morgen vom Zimmerservice zum Frühstück gebracht worden war, und schälte sich dabei einen Apfel mit dem scharfen Schälmesser, das man ihr dazu-gelegt hatte. Jetzt, nachdem sich ihre Vermutungen zu bestätigen schienen, war sie im Ungewissen darüber, was als nächstes zu tun sei. Das einzige, was ihr im Augenblick einfiel, war: zu dem von Ralph genannten Anwalt zu gehen und ihm ihren Verdacht mitzuteilen, daß nämlich eine kleine Gruppe rechtslastiger Ärzte Ebola-Viren in Privatkliniken verbreitete, um so das Vertrauen der Öffentlichkeit in die private Krankenversicherung zu erschüttern. Sie würde ihm von dem wenigen, was sie an Argumenten dafür vorbringen und nachweisen konnte, berichten und es ihm überlassen, sich um weiteres Beweismaterial zu bemühen. Vielleicht konnte er ihr sogar ein sicheres Plätzchen verschaffen, um sich dort zu verstecken, bis die Dinge geklärt wären.

Sie legte den Apfel wieder hin und griff zum Telefon. Nachdem sie eine Entscheidung getroffen hatten, fühlte sie sich bereits ein Stück besser. Sie wählte Ralphs Praxisnummer und war angenehm davon überrascht, daß ihr Anruf diesmal sofort durchgestellt wurde.

»Ich habe meiner Sekretärin inzwischen entsprechende Anweisungen gegeben«, erläuterte Ralph. »Falls Sie es nicht wissen sollten - ich mache mir wirklich Sorgen um Sie!«

»Sie sind einfach herzlich«, antwortete Marissa und war von Ralphs Anteilnahme plötzlich gerührt. Das unterstrich, wie sehr sie bisher ihre Gefühle unter Kontrolle gehalten hatte. Einen Augenblick lang fühlte sie sich wie ein kleines Kind, das, wenn es hingefallen ist, erst dann schreit, wenn es die Mutter sieht.

»Kommen Sie heute nach Hause?«

»Das kommt darauf an«, meinte Marissa, biß sich auf die Lippen und holte tief Luft. »Meinen Sie, daß ich mich noch heute mit diesem Anwalt unterhalten kann?« Ihre Stimme war unsicher.

»Nein«, sagte Ralph. »Ich telefonierte heute früh mit seiner Kanzlei, und man sagte mir dort, daß er auswärts sei, aber morgen zurück-erwartet werde.«

»Das ist aber ärgerlich«, gab Marissa zurück, und ihre Stimme begann zu zittern.

»Marissa, fühlen Sie sich soweit wohl?« fragte Ralph.

»Na ja, es ging mir schon besser«, bekannte Marissa. »Ich habe einiges mitgemacht.«

»Was ist denn vorgefallen?«

»Das kann ich jetzt nicht erzählen«, sagte Marissa in dem sicheren Bewußtsein, daß sie in Tränen ausbrechen würde, wenn sie jetzt berichten müßte.

»Hören Sie mir zu«, sagte Ralph. »Ich möchte wirklich, daß Sie jetzt sofort hierherkommen. Ich hatte Ihnen doch vorher ausdrücklich davon abgeraten, nach New York zu fliegen. Sind Sie wieder Dubchek in die Quere gekommen?«

»Schlimmer als das«, bekannte Marissa.

»Na, das sollte doch dann wohl reichen«, sagte Ralph. »Nehmen Sie den nächstmöglichen Heimflug, ich hole Sie am Flugplatz ab.«

Die Vorstellung daran war tatsächlich sehr verlockend, und sie wollte das gerade bekennen, als es an der Tür klopfte. Marissa fuhr zusammen.

Das Klopfen wurde wiederholt.

»Marissa, sind Sie noch dran?«

»Einen Augenblick, bitte«, sagte Marissa in den Hörer. »Da ist gerade jemand an der Tür. Bleiben Sie bitte am Apparat.«

Sie legte den Hörer auf das Nachttischchen und ging zögernd zur Tür. »Wer ist denn da?«

»Ich habe hier etwas abzugeben für Miß Kendrick!« Marissa öffnete die Tür einen Spalt, ließ aber die Sicherheitskette eingehängt. Ein uniformierter Hoteldiener stand vor der Tür, ein großes, in weißes Papier eingeschlagenes Paket auf dem Arm. Nervös bat sie den

Mann, einen Augenblick zu warten, und ging zum Telefon zurück. Sie sagte Ralph, daß gerade jemand etwas für sie abgeben wolle und daß sie ihn wieder anrufen werde, sobald sie wisse, welchen Flug sie am Abend für die Rückreise nach Atlanta buchen könne.

»Versprochen?« fragte Ralph.

»Versprochen!« antwortete Marissa.

Sie kehrte zur Tür zurück und warf einen mißtrauischen Blick in den Gang hinaus. Der Hoteldiener lehnte mit dem Paket an der gegenüberliegenden Wand; es sah nach einem eingeschlagenen Blumenstrauß aus. Wer jedoch sollte »Miß Kendrick« hierher Blumen schicken, wenn diese, soweit Marissa wußte, friedlich an der Westküste lebte?

Sie ging wieder zum Telefon und fragte beim Empfang nach, ob Blumen für sie abgegeben worden seien. Man bestätigte ihr das - ja, man hätte sie ihr gerade nach oben geschickt.

Marissa war etwas beruhigter, aber keineswegs soweit, daß sie gewagt hätte, die Sicherheitskette abzunehmen. Statt dessen bat sie durch den Türspalt hindurch den Hoteldiener: »Es tut mir leid, aber würde es Ihnen etwas ausmachen, die Blumen vor die Tür zu legen? Ich hole sie dann herein.«

»Aber bitte, gnädige Frau«, sagte der Mann, tippte zum Gruß an seine Mütze, nachdem er die Blumen hingelegt hatte und verschwand den Gang hinunter.

Marissa nahm die Sicherheitskette ab, holte rasch die Blumen herein und verriegelte die Tür sofort wieder. Sie machte das Papier ab und fand ein prächtiges Bukett von Frühlingsblumen. Dabei lag ein an Lisa Kendrick adressierter Umschlag.

Marissa riß ihn auf und fand eine Doppelkarte, auf deren Außenseite stand: »Für Marissa Blumenthal«! Ihr Herz klopfte wild, als sie las:

»Liebe Frau Dr. Blumenthal,

unseren Glückwunsch zu Ihrer respektablen Leistung heute morgen. Wir waren alle sehr beeindruckt davon. Leider werden wir aber unsere Bemühungen wiederholen müssen - es sei denn, daß Sie vernünftig sind. Wie Sie sehen, sind wir ständig über Ihren jeweiligen Auf-

enthaltensort informiert. Wir werden Sie aber in Ruhe lassen, wenn Sie uns das medizinische Gerät, das Sie entliehen haben, zurückgeben!«

Eine Welle der Angst überflutete Marissa. Für einen Augenblick stand sie wie erstarrt vor den Blumen und schaute ungläubig darauf hinab. Dann brach sie in hektische Aktivität aus und begann ihre Sachen zusammenzupacken. Sie riß das Schreibtischfach auf, in das sie ein paar Kleinigkeiten gelegt hatte. Doch dann stutzte sie - nichts lag auf demselben Platz wie vorher. Sie waren in ihrem Zimmer gewesen und hatten ihre Sachen durchsucht! Mein Gott - sie mußte unbedingt weg von hier!

Sie stürzte ins Badezimmer, kramte dort hastig ihre Kosmetika zusammen und warf sie wahllos in ihr Kosmetikköfferchen. Dann hielt sie inne - die Schlußfolgerungen, die aus dem Text auf der Karte zu ziehen waren, kamen ihr zu Bewußtsein. Wenn sie die Injektionspistole nicht hatten, dann konnte auch Tad nicht in die Geschichte verwickelt sein. Und obendrein wußte weder dieser noch sonst jemand, daß sie unter einem zweiten falschen Namen im Essex House ein Zimmer genommen hatte. Die einzige Möglichkeit, sie hier aufzuspüren, hatte darin bestanden, sie vom Flugplatz in Chicago bis hierher ins Hotel zu verfolgen.

Je schneller sie aus dem Essex House verschwand, desto besser. Sie warf den Rest ihrer Sachen in den Koffer, mußte aber dann feststellen, daß sie so schlecht gepackt hatte, daß er sich nicht schließen ließ. Als sie sich daraufsetzte und mit dem Verschuß kämpfte, fiel ihr Blick wieder auf den Blumenstrauß. Plötzlich ging ihr ein Licht auf, was damit bezweckt werden sollte. Man wollte ihr einen Schrecken damit einjagen, damit sie ihre Verfolger zu der Injektionspistole führen würde - und genau das hätte sie nun fast getan.

Sie setzte sich auf das Bett und zwang sich, in Ruhe nachzudenken. Da nun ihre Gegner wußten, daß sie die Injektionspistole nicht bei sich hatte, und hofften, daß sie sie zu deren Aufbewahrungsort führen würde, hatte sie etwas Spielraum gewonnen. Marissa beschloß, auf die Mitnahme des Koffers zu verzichten, und stopfte ein paar dringend notwendige Dinge in ihre Handtasche. Außerdem nahm sie die wichtigsten Papiere aus ihrer Aktenmappe, so daß sie auch auf

die noch verzichten konnte. Das einzige, worüber sich Marissa absolut sicher war, war die Tatsache, daß man sie verfolgen würde. Zweifellos gingen ihre Gegner davon aus, daß sie in panischer Angst abhauen würde, was natürlich eine Verfolgung erleichtern würde. Nun, dachte sie, die werden noch eine schöne Überraschung erleben.

Während sie einen weiteren Blick auf die Blumen warf, entschied sie sich für eine Strategie, die der gegnerischen entsprach. Unter diesen Gesichtspunkten entwickelte sie einen Plan, der ihr vielleicht jene Antworten bringen könnte, die die Lösung für die ganze Geschichte darstellten.

Marissa schlug in ihren Notizen die Namen der Vorstandsmitglieder des »Komitees der Ärzte« auf und vergewisserte sich, daß der Schriftführer hier in New York wohnte. Sein Name war Jack Krause, und seine Anschrift lautete Östliche Vierundachtzigste Straße Nr. 426. Marissa entschloß sich, dem Mann einen unverhofften Besuch abzustatten. Es war ja durchaus möglich, daß alle diese Ärzte von der Geschichte gar nichts wußten. Man konnte sich doch eigentlich nicht vorstellen, daß eine Gruppe von Ärzten dazu bereit war, eine Epidemie zu verbreiten. Wenn das aber doch der Fall war, mußte ihr Erscheinen vor seiner Tür erheblich mehr Panik verursachen als ein simpler Blumenstrauß.

Zunächst aber würde sie Vorsichtsmaßnahmen für ihre Abreise treffen. Sie ging ans Telefon, verlangte den Geschäftsführer des Hotels und beklagte sich bei ihm mit verärgelter Stimme darüber, daß man am Empfang ihre Zimmernummer einem Freund gegeben hätte, mit dem sie gebrochen und der sie nun belästigt hätte.

»Das ist völlig ausgeschlossen«, sagte der Geschäftsführer. »Wir nennen niemandem Zimmernummern.«

»Ich will mich nicht mit Ihnen herumstreiten«, fauchte Marissa ihn an. »Tatsache ist jedenfalls, daß das passiert ist. Da der Grund dafür, daß ich mit ihm Schluß gemacht habe, gerade sein unbeherrschtes Temperament ist, bin ich jetzt einfach verängstigt!«

»Was erwarten Sie denn von uns?« fragte der Geschäftsführer, der bereits erraten zu haben schien, daß sie einen besonderen Wunsch im Kopf hatte.

»Nun, ich meine, Sie könnten mir wenigstens ein anderes Zimmer geben«, sagte Marissa.

»Gut, ich kümmere mich persönlich darum«, versicherte er.

»Und noch etwas«, bat Marissa. »Mein ehemaliger Freund ist so ein großer athletischer Typ, blond und mit einem scharf geschnittenen Gesicht. Sie könnten doch vielleicht ihre Leute dazu anhalten, etwas aufzupassen.«

»Aber gewiß«, versprach der Geschäftsführer.

*

Alfons Hicktmann nahm einen letzten Zug aus seiner Zigarette und schnipste dann den Stummel über die Granitmauer, die den Central Park vom Gehsteig trennte. Er schaute zu dem Taxi hinüber, dessen »Besetzt«-Schild brannte, und konnte gerade noch Georges Gesichtszüge erkennen. Er hing lässig im Sitz, wie immer völlig entspannt. Warten zu müssen schien dem Burschen nicht das geringste auszumachen. Er warf einen Blick über die Straße zum Eingang des Essex Houses und hoffte inständig, daß Jake den richtigen Platz im Foyer erwischt hatte, damit Marissa nicht etwa durch einen Hinterausgang ent schlüpfen konnte.

Al war so sicher gewesen, daß die Frau nach dem Empfang der Blumen aus dem Hotel stürzen würde. Jetzt war er ratlos. Entweder war sie besonders dumm - oder besonders gerissen.

Er ging zu dem Taxi hinüber und schlug mit der offenen Handfläche eine Art von Trommelwirbel auf dessen Dach. George war inzwischen auf der anderen Seite halb ausgestiegen.

Al lächelte ihn an. »Na, George, ein bißchen nervös?«

Dessen Geduld steigerte Als Frust eher noch.

»Herrgott noch mal!« fluchte nun sogar George.

Die beiden Männer setzten sich ins Taxi.

»Wie spät ist's denn?« fragte Al und nahm eine neue Zigarette aus der Packung. Er hatte sie im Laufe des Nachmittags schon fast geleert.

»Halb acht.«

Al schnellte das abgebrannte Zündholz aus dem offenen Wagenfenster. Die Sache lief nicht gut. Da die Injektionspistole nicht im Hotelzimmer der Frau gewesen war, hatte man ihn angewiesen, ihr so lange zu folgen, bis sie sie irgendwo abholen würde. Aber es schien nicht so, als ob Dr. Blumenthal es ihnen leichtmachen wolle - zumindest im Augenblick nicht.

In diesem Moment kam eine Gruppe offensichtlich recht fröhlicher Gäste aus dem Hotel, schon etwas schwankend, lachend und sich gegenseitig aufziehend. Mit ihren dunklen Anzügen und den Namensschildern schienen sie Tagungsteilnehmer zu sein, und auf ihren Sonnenmützen prangte die Aufschrift SANYO.

Der Portier winkte eine Reihe von Limousinen heran, die die Straße entlang geparkt hatten; eine nach der anderen kam zum Eingang herangefahren und nahm ihr Trüppchen auf.

Al klopfte George auf die Schulter und deutete aufgeregt zu der größten Gruppe hinüber, die gerade aus der Drehtür kam. Zwei Männer der Gruppe führten zwischen sich eine Frau, die ebenfalls eine solche SANYO-Kappe trug und zu betrunken schien, um sich noch allein auf den Beinen halten zu können. »Ist das denn nicht unser Typ, die da zwischen den beiden Burschen hängt?« fragte er.

George warf einen Blick hinüber, doch bevor er noch antworten konnte, war die Frau, um die es ging, schon in einer der Limousinen verschwunden. Er drehte sich zu Al um. »Ich glaube eigentlich nicht - die Frisur war anders. Aber ganz sicher bin ich nicht.«

»Verdammt«, sagte Al, »ich eben auch nicht!« Nach kurzem Zögern sprang Al aus dem Taxi. »Wenn sie rauskommt, folgst du ihr!« Dann stürzte er sich in das Verkehrsgewühl und rannte los, um ein anderes Taxi zu erwischen.

*

Durch das Rückfenster des Wagens beobachtete Marissa den Hotelzugang. Aus dem Augenwinkel nahm sie wahr, daß sich jemand von einem wartenden Taxi löste und quer über die Straße lief. Gerade als ihre Limousine sich vor einem Bus einordnete, der ihr die Sicht

nahm, konnte sie noch erkennen, daß der Mann in ein anderes Taxi sprang, einen alten Checker.

Marissa wandte den Blick wieder nach vorn. Sie war sicher, daß sie verfolgt wurde. Es gab nun für sie verschiedene Möglichkeiten, aber mit fast einem Häuserblock Vorsprung schien es ihr das beste, jetzt schnell auszusteigen.

Kaum war der Wagen in die Fünfte Avenue eingebogen, als Marissa ihre Wagengefährten damit überraschte, daß sie lauthals dem Fahrer zubrüllte, er solle augenblicklich halten.

Der Fahrer reagierte sofort, weil er annahm, daß es ihr schlecht geworden sei, aber bevor die Männer so recht begriffen hatten, was los war, hatte sie schon die Tür aufgerissen und war mit der Bemerkung, man solle ohne sie weiterfahren, hinausgesprungen.

Sie erspähte eine Doubleday-Buchhandlung, die noch geöffnet hatte, schlüpfte hinein und konnte durch das Schaufenster sehen, wie das Checker-Taxi vorbeifuhr. Auf dem Rücksitz nahm sie einen blonden Mann wahr, der sich nach vorn beugte und angestrengt geradeaus blickte.

*

Das Haus ähnelte eher einer mittelalterlichen Festung als einem luxuriösen New Yorker Stadthaus. Seine Bleiglasfenster waren schmal und durch schmiedeeiserne Gitter gesichert. Die Vordertür war durch ein mächtiges Eisentor geschützt, das an ein Fallgitter erinnerte. Das oberste Stockwerk war zurückgesetzt, und die sich daraus ergebende Terrasse war wie ein Festungsturm, mit Zinnen bewehrt.

Marissa bäugte das Gebäude von der gegenüberliegenden Straßenseite aus. Es wirkte alles andere als einladend, und für einen Augenblick kamen ihr doch erhebliche Bedenken in bezug auf ihren Besuch bei Dr. Krause. Aber aus der sicheren Hut ihres neuen Zimmers im Essex House hatte sie im Laufe des Nachmittags eine Reihe von Telefongesprächen geführt und dabei in Erfahrung gebracht, daß er ein prominenter Internist für die oberen Zehntausend war. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß er selbst ihr etwas antun würde. Vielleicht

auf dem Umweg über eine Organisation wie PAC, aber jedenfalls nicht mit eigenen Händen.

Sie überquerte die Straße und schritt die Stufen zum Eingang hinauf. Mit einem vorsichtigen Blick nach den beiden Seiten der ruhigen Straße klingelte sie schließlich. Hinter dem Tor sah man die schwere Holztür, in der Mitte geschmückt mit einem in Relief gearbeiteten Familienwappen.

Marissa wartete etwa eine Minute lang und klingelte dann erneut. Plötzlich ging ein gleißend helles Licht an, so daß sie nicht einmal erkennen konnte, wer ihr die Tür öffnete.

»Ja?« sagte eine weibliche Stimme fragend.

»Ich möchte mit Dr. Krause sprechen«, sagte Marissa und versuchte dabei, ihrer Stimme einen befehlsgewohnten Ton zu geben.

»Sind Sie angemeldet?«

»Nein«, gab Marissa zu. »Aber sagen Sie dem Herrn Doktor bitte, daß ich in einer dringenden Angelegenheit in Sachen ›Aktionskomitee der Ärzte‹ hier sei. Ich bin ganz sicher, daß er mich dann empfangen wird.«

Marissa hörte, wie die Tür zufiel. Das grelle Licht erleuchtete weit hin die Straße. Nach ein paar Minuten öffnete sich die Tür wieder.

»Der Herr Doktor ist bereit, Sie zu empfangen.« Dann ertönte das quälende Geräusch der quietschenden Angeln des Eisentores, die dringend ein paar Tropfen Öl gebraucht hätten.

Marissa trat ein, erleichtert, dem grellen Licht entronnen zu sein. Sie beobachtete die in ein schwarzes Dienstmädchenkleid gekleidete Frau, die das Tor schloß und dann hinter ihr herkam.

»Wenn Sie mir bitte folgen wollen.«

Marissa wurde durch einen marmorverkleideten, kronleuchterbestückten Eingangsraum geführt und dann einen kurzen Gang hinunter in eine holzgetäfelte Bibliothek.

»Wenn Sie hier bitte einen Augenblick warten würden. Der Herr Doktor wird gleich dasein.«

Marissa blickte sich um. Überall standen schöne alte Möbel, und drei Wände waren ganz mit Bücherborden bedeckt.

»Bitte entschuldigen Sie, daß ich Sie warten ließ«, erklang eine angenehme, volle Stimme.

Marissa wandte sich um und musterte Dr. Krause. Er hatte ein fleischiges Gesicht mit tiefen Falten, und als er sie mit einer Geste bat, Platz zu nehmen, fielen ihr seine ungewöhnlich großen und breiten Hände auf, die stark an einen eingewanderten einfachen Arbeiter erinnerten. Sobald sie saßen, konnte sie einen besseren Eindruck von ihm gewinnen. Die Augen waren die eines intelligenten und sympathischen Menschen und erinnerten sie an einige ihrer Professoren für innere Medizin. Marissa konnte sich nur darüber wundern, daß er mit einer derartigen Vereinigung wie dem PAC etwas zu tun hatte.

»Es tut mir leid, daß ich Sie zu so später Stunde noch stören muß«, begann sie.

»Ach, das ist nicht so schlimm«, antwortete Dr. Krause. »Ich war gerade am Lesen. Was kann ich denn für Sie tun?«

Marissa beugte sich nach vorn und sah dem Mann scharf ins Gesicht. »Mein Name ist Dr. Marissa Blumenthal.«

Es entstand eine kleine Pause, da Dr. Krause sichtlich darauf wartete, daß sie fortfuhr. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. Entweder sagte ihm ihr Name wirklich nichts, oder er war ein sehr guter Schauspieler.

»Ich bin Beamtin des Epidemiologischen Erkennungsdienstes am Seuchenkontrollzentrum«, ergänzte Marissa. Seine Augen verengten sich nur fast unmerklich.

»Das Mädchen sagte mir, Sie kämen in Angelegenheiten des PAC«, sagte Dr. Krause, und die Freundlichkeit seines Tonfalls ließ bereits etwas nach.

»So ist es«, bestätigte Marissa. »Ich muß Sie fragen, ob Ihnen irgendwelche Maßnahmen des Ärztekomitees bekannt sind, die das Seuchenkontrollzentrum angehen.«

Diesmal verkrampfte sich Krauses Kiefer sichtlich. Er holte tief Luft, wollte zu sprechen beginnen, überlegte es sich dann aber anders. Marissa wartete gelassen, als ob sie es kein bißchen eilig hätte.

Schließlich räusperte sich Dr. Krause. »Das PAC versucht lediglich, das amerikanische Gesundheitswesen vor den Wirtschaftskräf-

ten zu schützen, die es zu schädigen versuchen. Das war von Anfang an sein Bestreben.«

»Ein edles Ziel«, räumte Marissa ein. »Aber auf welchen Wegen versucht das PAC diese Aufgabe zu erfüllen?«

»Durch die Unterstützung einer verantwortungsbewußten und vernünftigen Gesetzgebung«, antwortete Dr. Krause. Er erhob sich, wohl um sich Marissas bohrenden Blicken zu entziehen. »Das PAC ist darum bemüht, eher konservativen Elementen die Möglichkeiten zu einer gewissen Einflußnahme zu verschaffen. Und dafür ist es höchste Zeit; die ärztliche Wissenschaft hierzulande ist wie ein außer Kontrolle geratener Zug.« Er schritt hinüber zum Kamin, und der Schatten verbarg sein Gesicht.

»Leider aber sieht es so aus, als ob das PAC erheblich mehr tut, als lediglich Gelder im Sinne einer ihm genehmen Gesetzgebung aufzuwenden. Und das eben geht das Seuchenkontrollzentrum etwas an.«

»Ich glaube nicht, daß es noch etwas zu besprechen gibt«, sagte Dr. Krause. »Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen wollen...«

»Ich glaube, daß das PAC verantwortlich ist für diese Ebola-Ausbrüche«, platzte Marissa nun heraus und sprang dabei auf. »Man muß bei Ihnen die Wahnsinnsidee gehabt haben, daß die Verbreitung einer Epidemie in bestimmten Krankenhäusern Ihren Bestrebungen nützlich sein kann!«

»Aber das ist doch völlig absurd!« meinte Dr. Krause.

»Das dachte ich zunächst auch«, gab Marissa zu. »Aber ich habe Unterlagen darüber, daß Sie und die anderen Vorstandsmitglieder des PAC in Verbindung stehen mit ›Professional Labs‹ in Grayson/Georgia, die kürzlich Spezialausrüstung für den Umgang mit derartigen Viren gekauft haben. Und außerdem habe ich auch noch eine der Injektionspistolen, mit denen die jeweiligen Auslösefälle infiziert wurden!«

»Jetzt aber raus hier!« befahl Dr. Krause.

»Mit Vergnügen«, gab Marissa zurück. »Aber lassen Sie mich Ihnen noch sagen, daß ich vorhabe, sämtliche Vorstandsmitglieder von PAC aufzusuchen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß alle diesem idiotischen Plan zugestimmt haben. Tatsächlich ist es für mich kaum

denkbar, daß ein Arzt wie Sie - und ein Arzt überhaupt - ein derartiges Vorgehen billigt.«

Äußerlich jene Gelassenheit vortäuschend, die sie im Innern durchaus nicht fühlte, ging Marissa dem Ausgang zu. Dr. Krause bewegte sich keinen Schritt vom Kamin weg. »Vielen Dank dafür, daß Sie mich empfangen haben«, sagte Marissa. »Es tut mir leid, daß ich Sie in Aufregung versetzen mußte. Aber ich bin überzeugt davon, daß schließlich eines der Vorstandsmitglieder des PAC, die ich besuchen werde, bereit dazu ist, diesem Schrecken ein Ende zu machen - vielleicht dadurch, daß er sich als Kronzeuge zur Verfügung stellt. Wer weiß, vielleicht trifft das schon auf Sie zu - ich hoffe es jedenfalls. Gute Nacht, Dr. Krause.«

Marissa zwang sich, langsam den Gang in die Empfangshalle hinunterzugehen. Was nun, wenn sie den Mann falsch eingeschätzt hatte und er ihr nachsetzte? Glücklicherweise tauchte das Dienstmädchen auf und ließ sie hinaus. Sobald sie aus dem Bereich des hellen Lichtkegels getreten war, rannte sie los.

*

Einige Augenblicke lang stand Dr. Krause regungslos da. Es war, als ob sein schlimmster Alptraum Wirklichkeit geworden wäre. Oben hatte er eine Schußwaffe. Vielleicht war es das beste, sich damit zu töten. Oder vielleicht sollte er seinen Rechtsanwalt anrufen und Straffreiheit im Gegenzug dafür verlangen, daß er sich als Kronzeuge zur Verfügung stelle. Aber er war sich ziemlich im unklaren darüber, was das nun wirklich bedeutete.

Der anfänglichen Erstarrung folgte die Panik. Er stürzte an seinen Schreibtisch, blätterte sein Adreßbuch durch und meldete dann, nachdem er die betreffende Nummer gefunden hatte, ein Ferngespräch nach Atlanta an.

Es klingelte mindestens zehnmal, bis am anderen Ende jemand abnahm. Joshua Jacksons sanfte Stimme klang ölig aus dem Hörer, als er sich meldete und fragte, wer denn am Apparat sei.

»Jack Krause«, sagte der Arzt ganz außer sich. »Was zum Teufel geht denn da vor? Sie schworen mir doch, daß mit Ausnahme von Los Angeles das PAC nichts mit den Ebola-Ausbrüchen zu tun hätte? Und daß alle weiteren Ausbrüche auf zufällige Kontakte mit ursprünglich Angesteckten zurückzuführen seien? Joshua, Sie haben mir doch ihr Wort gegeben!«

»Beruhigen Sie sich erst mal«, sagte Jackson. »Behalten Sie doch die Nerven!«

»Wer ist Marissa Blumenthal?« fragte Krause tatsächlich etwas ruhiger.

»Schon besser«, gab Jackson zurück. »Warum fragen Sie?«

»Weil die Dame soeben auf meiner Türschwelle erschien und mich und das ganze PAC beschuldigte, für alle diese Ebola-Ausbrüche verantwortlich zu sein.«

»Ist sie noch da?«

»Nein leider nicht, sie ist gerade wieder gegangen«, antwortete Krause. »Aber wer zum Teufel ist diese Dame überhaupt?«

»Eine Epidemiologin vom Seuchenkontrollzentrum, die unverschämtes Glück hatte. Aber keine Sorge, Heberling kümmert sich um sie.«

»Diese Geschichte entwickelt sich zu einem Alptraum«, sagte Krause. »Ich muß Sie daran erinnern, daß ich gegen den Plan war, sogar als es nur um Grippe ging!«

»Was wollte denn die Blumenthal nun bei Ihnen?« fragte Jackson.

»Sie wollte mir wohl Angst einjagen«, gab Krause zurück. »Und das ist ihr nicht schlecht gelungen. Sie sagte, daß sie die Adressen sämtlicher Vorstandsmitglieder des PAC hätte und vorhabe, sie alle nach und nach aufzusuchen.«

»Sagte sie, wen als nächstes?«

»Natürlich nicht; sie ist ja alles andere als dumm«, antwortete Krause. »Ja, die ist äußerst clever. Sie ging mit außerordentlichem Geschick vor. Wenn sie uns alle aufsucht, wird sie irgend jemanden rumkriegen. Denken Sie an Tieman in San Francisco - der war ja noch energischer gegen diesen Plan als ich.«

»Versuchen Sie, sich zu entspannen«, drängte Jackson. »Ich kann ja verstehen, daß Sie erregt sind. Aber ich muß Ihnen doch sagen, daß es keinerlei Beweise gibt, die jemanden belasten. Als Vorsichtsmaßnahme hat Heberling sein Labor schon von allem Verdächtigen gesäubert, mit Ausnahme dessen, was sich auf bakteriologische Studien bezieht. Ich werde ihm mitteilen, daß die junge Frau vorhat, die anderen Vorstandsmitglieder zu besuchen. Ich bin sicher, daß das nützlich ist. In der Zwischenzeit werden wir noch besondere Vorkehrungen treffen, um sie von Tieman fernzuhalten.«

Krause legte auf. Er fühlte sich ein bißchen weniger verängstigt, aber als er aufstand und die Schreibtischlampe löschte, beschloß er doch, am nächsten Tag seinen Anwalt anzurufen. Es konnte nicht schaden, sich einmal etwas genauer wegen der Kronzeugenregelung zu erkundigen.

*

Als ihr Taxi über die Triborough-Brücke sauste, war Marissa wie hypnotisiert von der strahlenden nächtlichen Silhouette Manhattans. Aus dieser Entfernung war sie wunderschön. Aber sie entschwand rasch und kam gänzlich außer Sicht, als der Wagen auf dem abgesenkten Teil der Long-Island-Schnellstraße entlangfuhr. Marissa zwang ihren Blick wieder zurück auf die Namen- und Adressenliste der PAC-Vorstandsmitglieder, die sie aus ihrer Tasche genommen hatte. Sie war im Licht der einander folgenden Straßenlaternen nur schwer zu lesen.

Es gab keine irgendwie logische Reihenfolge für weitere Besuche nach dem von Krause. Das einfachste war sicher, den nächstgelegenen aufzusuchen - aber das war auch das naheliegendste für ihre Verfolger, und damit das gefährlichste. Aus Sicherheitsgründen entschloß sie sich daher, jenen Mann aufzusuchen, der am weitesten entfernt wohnte - Dr. Sinclair Tieman in San Francisco.

Marissa beugte sich vor und sagte dem Fahrer, sie wolle doch lieber zum Kennedy-Flughafen als zum La-Guardia-Flughafen gebracht werden. Als er fragte, zu welchem Terminal, nannte sie aufs Gerate-

wohl United. Wenn die United keinen Platz in einem Nachtflugzeug hätte, konnte sie immer noch zu einem anderen Terminal gehen.

Um diese späte Abendstunde waren nur wenige Leute am Terminal, und Marissa wurde rasch bedient. Sie war froh, einen passenden Flug nach San Francisco zu bekommen mit nur einer Zwischenlandung in Chicago. Sie ließ sich wiederum unter falschem Namen eintragen, zahlte bar, kaufte an einem Zeitschriftenstand etwas zum Lesen und ging zum entsprechenden Ausgang. Sie beschloß, die kurze Zeitspanne bis zum Abflug für einen Anruf bei Ralph zu nutzen. Wie sie erwartet hatte, war er aufgebracht darüber, daß sie ihn nicht früher angerufen hatte, aber dann doch wieder froh, als er hörte, daß sie jetzt am Flugplatz sei.

»Dieses eine Mal will ich es Ihnen noch verzeihen«, sagte er, »aber auch nur, weil Sie jetzt endlich auf dem Heimweg sind!«

Marissa wählte sorgsam ihre Worte: »Ich möchte Sie ja auch gern heute nacht noch treffen, aber...«

»Jetzt sagen Sie bloß nicht, daß Sie nicht kommen«, sagte Ralph und tat, als sei er ärgerlich, um seine Enttäuschung zu verbergen. »Ich habe eine Verabredung für Sie mit Mr. McQuinlin morgen um zwölf Uhr getroffen. Sie sagten mir doch, Sie müßten so bald wie möglich mit ihm sprechen.«

»Das muß eben verschoben werden«, gab Marissa zurück. »Ich habe etwas herausbekommen. Ich muß für ein bis zwei Tage nach San Francisco.«

»Marissa, was haben Sie um Himmels willen vor?« fragte Ralph mit verzweifelterm Ton. »Allein schon bei dem bißchen, das Sie mir angedeutet haben, bin ich absolut sicher, daß Sie heimkommen und mit dem Rechtsanwalt reden sollten; wenn dann Mr. McQuinlin zustimmt, können Sie immer noch nach Kalifornien reisen!«

»Ralph, ich weiß ja, daß Sie sich Sorgen machen. Die Tatsache, daß Sie um mich besorgt sind, trägt sehr dazu bei, daß ich mich besser fühle. Aber es ist alles unter Kontrolle. Das, was ich vorhabe, wird meine Gespräche mit Mr. McQuinlin sehr erleichtern. Bitte glauben Sie mir.«

»Das kann ich nicht«, beschwor Ralph sie. »Das ist nicht vernünftig, was Sie da machen!«

»Mein Flug wird aufgerufen«, sagte Marissa. »Ich rufe so bald wie möglich wieder an.«

Marissa legte den Hörer mit einem Seufzer auf. Er war sicher nicht der hinreißendste Mann der Welt, aber er war jedenfalls mitfühlend und um sie besorgt.

*

Al fuhr Jake an, er solle endlich den Mund halten. Er konnte das endlose Geschwätz des Burschen nicht länger ertragen. Wenn es nicht um Baseball ging, dann um Pferderennen. Es nahm kein Ende. Das war schlimmer als Georges andauernde Schweigsamkeit.

Al saß mit Jake noch immer im Taxi, während George weiterhin das Foyer im Essex House im Auge behielt. Irgend etwas sagte Al, daß die Geschichte schiefgelaufen war. Er war der Limousine den ganzen Weg bis zu einem Restaurant in Soho gefolgt, hatte aber die junge Frau, die eingestiegen war, nicht aussteigen sehen. Nach der Rückkehr hatte er Jake veranlaßt zu prüfen, ob Miß Kendrick sich abgemeldet hatte, aber das war nicht der Fall. Als Al jedoch hinaufgegangen war, hatte er feststellen müssen, daß das Zimmer leerräumt war. Schlimmer noch - die Hausdetektive hatten ihn erwischt und ihn für den ehemaligen Freund des Mädchens gehalten; sie hatten ihm unmißverständlich klargemacht, daß er sie in Ruhe lassen solle. Da mußte man eigentlich keine Intelligenzbestie sein, um auf die Idee zu kommen, daß irgend etwas nicht stimmte. Seine berufliche Intuition sagte ihm, daß die junge Frau abgehauen war und daß sie hier ihre Zeit mit der weiteren Beschattung des Essex House vertrödelten.

»Bist du sicher, daß du nicht eine kleine Wette auf den Vierten heute in Belmont eingehen willst?« sagte Jake.

Al war nahe daran, Jake ein paar Kopfnüsse zu verabreichen, als sein Piepser sich meldete. Er griff unter seine Jacke und stellte ihn mit einem Fluch ab. Er wußte, wer das war.

»Warte hier«, sagte er barsch. Er sprang aus dem Wagen und rannte über die Straße hinüber zum Plaza, wo er zu einem der Münzfernsprecher im Untergeschoß ging, um Heberling anzurufen.

Heberling versuchte nicht erst, seine Verachtung zu verbergen. »Meine Güte, die Frau wiegt kaum einen Zentner! Es ist ja nicht so, als ob ich euch gebeten hätte, Rambo zu entführen. Wofür zum Teufel zahlt PAC euch eigentlich tausend Dollar pro Tag?«

»Die Frau hat einfach Glück gehabt!« sagte Al. Er war ja geduldig, aber auch nur bis zu einem gewissen Punkt.

»Das kauf ich euch nicht ab«, schrie Heberling. »Haben Sie überhaupt eine Ahnung, wo sie im Augenblick steckt?«

»Nein, das weiß ich nicht genau«, mußte Al zugeben.

»Das heißt also, ihr habt sie verloren«, fauchte Heberling.

»Nun, ich kann Ihnen sagen, wo sie war: Sie hat Dr. Krause besucht und den so erschreckt, daß er sich fast in die Hosen machte. Jetzt müssen wir befürchten, daß sie die anderen Vorstandsmitglieder des PAC aufsucht. Am gefährdetsten ist Dr. Tieman. Ich kümmere mich um die anderen Ärzte. Von Ihnen und Ihren Orang-Utans erwarte ich, daß ihr eure Ärsche nach San Francisco bewegt. Schaut, ob sie dort ist, und wie immer ihr das anstellt - ihr müßt auf alle Fälle verhindern, daß sie an Tieman rankommt!«

KAPITEL 16

24. Mai

Es begann gerade hell zu werden, als Al hinter Jake und George den Laufgang am Zentralterminal des Flughafens von San Francisco hinunterging. Sie hatten einen Flug mit American Airlines bekommen, bei dem es eineinhalb Stunden Zwischenaufenthalt in Dallas gegeben hatte und dann eine Verzögerung in Las Vegas, wo eigentlich nur ein kurzer Stopp vorgesehen war.

Jake hatte das Kofferchen mit der Injektionspistole bei sich, die sie für Dr. Mehta verwendet hatten. Al fragte sich, ob er genauso schlecht aussah wie seine Kollegen. Sie hatten dringend eine Dusche und eine Rasur nötig, und ihre ehemals scharf gebügelten Anzüge waren scheußlich verknittert.

Je mehr Al über die derzeitige Lage nachdachte, desto frustrierter wurde er. Das Mädchen konnte mindestens in vier verschiedenen Städten sein. Und es ging ja auch nicht nur darum, sie zu finden. Falls sie sie erwischten, mußten sie sie erst noch dazu bringen, ihnen zu sagen, wo sie die Injektionspistole versteckt hatte.

Er überließ es Jake und George, sich um das Gepäck zu kümmern, und beschaffte indessen unter Vorlage falscher Ausweispapiere, von denen er vorsorglich immer welche dabei hatte, einen Mietwagen. Er kam zu dem Schluß, daß das einzig sinnvolle Vorgehen, das sich anbot, die Überwachung von Tiemans Haus war. Auf diese Weise würden sie, wenn sie das Mädchens schon nicht habhaft werden konnten, sie doch jedenfalls davon abhalten können, zu dem Arzt vorzudringen. Nachdem ihm bestätigt worden war, daß er einen Wagen mit Autotelefon bekommen könne, breitete er die Umgebungskarte aus, die er am Schalter erhalten hatte. Dr. Tieman wohnte etwas außerhalb in Sausalito. Zumindest würden sie nicht mit sehr starkem Verkehr rechnen müssen, denn noch war es nicht einmal sieben.

Im Fairmont wurde Marissa, wie sie es gewünscht hatte, pünktlich um halb acht telefonisch geweckt. Am Abend vorher hatte sie Glück gehabt: Eine kleine Reisegruppe hatte im letzten Moment abgesagt, und daher hatte sie ohne Schwierigkeiten ein Zimmer bekommen.

Während sie noch etwas im Bett blieb und auf ihr Frühstück wartete, überlegte sie sich, was für ein Typ wohl dieser Dr. Tieman sein könne. Vermutlich nicht viel anders als Dr. Krause: ein selbstsüchtiger, habgieriger Mensch, der in seinem Bemühen zur Wahrung seiner Interessen jedes Augenmaß verloren hatte.

Sie stand auf, und als sie die Vorhänge aufzog, bot sich ihr ein atemberaubend schöner Blick, der die Bay Bridge, die Hügel von Marin County und im Vordergrund die Insel Alcatraz einschloß, die wie eine mittelalterliche Befestigung wirkte. Marissa hätte das alles genossen, wenn ihr derzeitiger Besuch hier unter angenehmeren Umständen stattgefunden hätte.

Als sie geduscht und sich in den vom Hotel gestellten dickflauschigen Frotteebademantel gehüllt hatte, war auch ihr Frühstück schon bereit: Kaffee und eine Riesenauswahl frischen Obstes.

Während sie einen Pfirsich schälte, fiel ihr auf, daß man ihr ein fast etwas altertümliches Schälmesser dazugelegt hatte, sehr scharf und mit einem Holzgriff. Während sie aß, schaute sie nochmals nach Dr. Tiemans Adresse und fragte sich dabei, ob es nicht besser sei, ihn statt zu Hause in seiner Praxis aufzusuchen. Sie war sich sicher, daß sich jemand nach ihrem Besuch bei Dr. Krause mit ihm in Verbindung gesetzt hatte, so daß sie keineswegs davon ausgehen konnte, den Mann zu überraschen. Unter diesen Umständen war es bestimmt vernünftiger, in seine Praxis zu gehen.

In einer Schublade des Schreibtisches entdeckte sie ein Branchenverzeichnis. Marissa schaute unter den Ärzten nach, fand Tiemans Anschrift und stellte dabei fest, daß er als Frauenarzt ausgewiesen war.

Nur um sich zu vergewissern, daß der Mann überhaupt in der Stadt war, wählte Marissa die Nummer der Praxis. Ein Anrufbeantworter

teilte mit, die Praxis sei erst ab acht Uhr dreißig geöffnet. Bis dahin waren es noch gut zehn Minuten. Marissa kleidete sich an und wiederholte dann ihren Anruf. Diesmal meldete sich eine Mitarbeiterin, die ihr auf ihre entsprechende Frage antwortete, Dr. Tieman werde heute erst ab etwa drei Uhr erwartet. Wie immer an diesem Tag sei er vorher mit Operationen im Allgemeinkrankenhaus von San Francisco beschäftigt.

Marissa legte auf und überdachte, auf die Bay Bridge hinausblickend, diese neue Information. In mancher Hinsicht konnte es vielleicht sogar noch besser sein, Tieman im Krankenhaus zur Rede zu stellen statt in seiner Praxis. Bestimmt war es sicherer für den Fall, daß der Arzt irgendwelche Pläne hatte, sie persönlich auszuschalten.

Sie schaute sich kritisch im Spiegel an. Mit Ausnahme der Unterwäsche steckte sie nun seit zwei Tagen in derselben Kleidung, und es stand für sie fest, daß sie sich irgendwo etwas Neues kaufen müsse.

Sie hängte das Schild mit der Aufschrift »Bitte nicht stören« außen an die Tür, als sie ihr Zimmer verließ. Sie war hier erheblich weniger nervös als in New York, da sie überzeugt davon war, daß sie einen ordentlichen Vorsprung vor ihren Verfolgern hatte.

Die Lage des Krankenhauses war großartig, aber im Inneren präsentierte es sich wie jedes städtische Krankenhaus in einer wahllosen Mischung von alt und neu. Auch hier herrschte das für derartige Einrichtungen so typische Durcheinander und Gewühl. Ohne weiteres war es Marissa möglich, unbemerkt in den Ärzteumkleideraum zu gelangen.

Während sie sich nach einem passenden Ärztekittel umsah, trat eine Angestellte auf sie zu und fragte: »Kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Ich bin Dr. Blumenthal«, antwortete Marissa. »Ich bin gekommen, um einer Operation von Dr. Tieman beizuwohnen.«

»Kommen Sie, ich gebe Ihnen einen Spind«, sagte die Krankenhausangestellte ohne Zögern und händigte ihr einen Schlüssel aus.

Nachdem Marissa ärztliche Berufskleidung angelegt hatte, ging sie, den Spindschlüssel vorne am Kittel befestigt, in den Aufenthaltsraum der Chirurgen. Dort befanden sich an die zwanzig Leute, die Kaffee tranken, Zeitung lasen oder sich unterhielten.

Marissa ging ohne weiteren Aufenthalt durch den Raum direkt in die Abteilung mit den Operationssälen. Im Vorraum legte sie Schutzschuhe und Schutzhäubchen an und blieb dann vor der großen Anzeigetafel stehen. Tieman war dort für OP elf notiert; er mußte gerade mit seiner zweiten Unterleibsoperation beschäftigt sein.

»Ja bitte?« fragte die Krankenschwester hinter dem Empfangspult in jenem typischen strengen Ton einer mit einer verantwortungsvollen Aufgabe betrauten und sich dessen bewußten Frau.

»Ich bin gekommen, um einer Operation von Dr. Tieman beizuwohnen«, sagte Marissa.

»Gehen Sie nur hinein; OP elf«, sagte die Schwester, die sich bereits wieder mit etwas anderem beschäftigte.

»Vielen Dank«, antwortete Marissa und schritt den breiten Hauptgang hinunter. Die Operationsräume befanden sich auf beiden Seiten, zusammen mit Anästhesie- und anderen Nebenräumen.

Durch die ovalen Türfenster zum Gang waren behandschuhte, über ihre Patienten gebeugte Ärzte zu erkennen.

Marissa betrat den Ankleideraum zwischen OP elf und OP zwölf, legte dort einen Mundschutz an und ging forsch in den Operationsaal, in dem gerade Dr. Tieman an der Arbeit war.

Neben der Patientin traf sie auf fünf Personen. Der Narkosearzt saß neben dem Kopf der Patientin, auf jeder Seite des Operationstisches stand ein Chirurg, eine Hilfsschwester kauerte auf einem Schemel, und die OP-Schwester saß gerade in der Ecke und wartete auf Anweisungen. Als Marissa eintrat, stand sie auf und fragte Marissa, was sie wollte.

»Wie lange wird's noch gehen?« fragte sie.

»Vielleicht eine Dreiviertelstunde«, meinte die Schwester mit einem Achselzucken. »Dr. Tieman arbeitet flott.«

»Wer ist Dr. Tieman?« fragte Marissa; die Schwester warf ihr einen befremdeten Blick zu.

»Der Herr auf der rechten Seite«, gab sie zurück. »Wer sind Sie denn?«

»Eine Kollegin aus Atlanta«, antwortete Marissa, ohne das näher zu erläutern. Sie ging um den Kopf des Operationstisches herum, und

ein Blick auf Dr. Tieman machte den erstaunten Gesichtsausdruck der Schwester verständlich: Tieman war ein Schwarzer. Wie blöde, dachte Marissa - sie war davon ausgegangen, daß alle Vorstandsmitglieder des »Ärztekomitees« ältere Herren, weiß und von rassistischen Vorurteilen geprägt waren.

Sie blieb eine Weile neben dem Monitor des Narkosegeräts stehen und verfolgte den Ablauf der Operation. Die Gebärmutter war bereits entfernt, und man begann mit dem Vernähen. Tieman war wirklich gut. Seine Hände bewegten sich mit jener besonderen Besonnenheit und Zielsicherheit, die man nicht lernen konnte. Sie waren ein Talent, eine Gabe Gottes, und nichts, was man durch noch so große Praxis erwerben konnte.

*

»Bring die verdammte Kiste in Gang«, sagte Al und legte den Hörer des Autotelefons auf. Sie hatten in Sichtweite eines breitgelagerten Redwood-Hauses geparkt, das sich an den Berghang über der Stadt Sausalito schmiegte. Durch die Eukalyptusbäume funkelte die Wasserfläche der Bucht von San Francisco herauf.

Jake ließ den Wagen an. »Wohin?« Keine Frage, Al war stocksauer, und wenn er sich in dieser Laune befand, war es besser, so wenig wie möglich zu reden.

»Zurück in die Stadt!«

»Was haben sie in Tiemans Praxis gesagt?« fragte vom Rücksitz her George.

Jake hätte George gern gesagt, daß er lieber den Mund halten solle, aber er traute sich seinerseits nicht, den Mund aufzumachen.

»Daß der Doktor zur Zeit mit Operationen im Allgemeinkrankenhaus von San Francisco beschäftigt ist«, gab Al Auskunft, nahezu weißglühend vor Wut. »Seine erste Operation war bereits auf sieben Uhr dreißig angesetzt, und er wird in der Praxis nicht vor drei Uhr nachmittags zurückerwartet.«

»Kein Wunder, daß wir ihn verpaßten«, sagte George angewidert. »Der Bursche muß sein Haus schon eine Stunde früher verlassen

haben, als wir überhaupt ankamen. Welch eine Zeitverschwendung. Wir hätten wirklich statt dessen in ein Hotel gehen sollen, wie ich gesagt hatte.«

Wie ein Blitz fuhr Al auf dem Vordersitz herum und packte George an dessen pinkfarbener Diorkrawatte.

Georges Augen quollen heraus, und sein Kopf wurde knallrot. »Wenn ich deine Meinung hören will, frage ich danach. Ist das klar?«

Al ließ die Krawatte los und schubste George in seinen Sitz zurück. Jake zog sich, wie eine Schildkröte unter ihren Panzer, ängstlich in seine Sportjacke zurück und machte sich ganz klein. Er riskierte einen Blick in Als Richtung.

»Und was hast du zu glotzen?«

Jake sagte keinen Ton, und er hoffte, daß das, was gerade vorgegangen war, auch George davon überzeugt hatte, daß Schweigen im Augenblick das beste war.

Keiner sprach ein Wort, bis sie schon fast an der Brücke waren.

»Ich meine, wir sollten einen zweiten Wagen nehmen«, sagte dann Al, und seine Stimme war so ruhig, als ob es diesen Wutausbruch nie gegeben hätte. »Einfach für den Fall, daß wir Probleme kriegen und uns teilen müssen. Anschließend müssen wir in dieses Krankenhaus fahren. Je eher wir Tieman erwischen, desto besser!«

*

Da sie genug Zeit hatte und sicher sein konnte, Dr. Tieman wiederzuerkennen, nachdem sie ihn jetzt gesehen hatte, verließ Marissa den Operationssaal rasch, als gerade der Assistenzarzt auf sie zutreten wollte. Sie zog ihre Alltagskleidung an, denn sie wollte sofort weggehen können, sobald sie mit dem Mann gesprochen hatte. Sie kehrte in den Aufenthaltsraum zurück und fand dort einen unbesetzten Platz am Fenster. Einige der Anwesenden lächelten ihr zu, aber es sprach sie niemand an.

Eine halbe Stunde verging, ehe Dr. Tieman erschien. Er betrat den Raum mit der gleichen lässigen Eleganz, die auch für seinen Operationsstil typisch gewesen war.

Marissa ging hinüber in die Ecke, wo er sich gerade einen Kaffee eingoß.

Dank seines kurzärmeligen Anzugoberteils konnte Marissa die prächtige Muskulatur seiner Arme bewundern. Sie waren von einem satten Braun wie poliertes Walnußholz.

»Ich bin Dr. Marissa Blumenthal«, stellte sie sich vor und achtete scharf auf seine Reaktion.

Er hatte ein breites, männliches Gesicht mit einem gutgeschnittenen Schnurrbart und traurigen Augen, die wirkten, als ob sie mehr vom Leben gesehen hätten, als ihnen lieb war. Er blickte lächelnd auf Marissa herunter. Seine Miene verriet eindeutig, daß er keine Ahnung hatte, wer sie war.

»Kann ich Sie bitte einen Augenblick privat sprechen?« fragte Marissa.

Tieman warf einen Blick auf seinen Assistenten, der gerade näher kam, und rief ihm zu: »Wir sehen uns später im OP!« Dann wandte er sich mit Marissa ab.

Er bat sie in eines der kleinen Diktatzimmer, in die vom Aufenthaltsraum Schwingtüren führten. Es stand nur ein Stuhl dort, und Dr. Tieman stellte ihn vor Marissa hin mit einer einladenden Geste, Platz zu nehmen. Er selbst lehnte sich an einen Schreibtisch, die Kaffeetasse in der rechten Hand.

Ihrer kleinen Statur und der daraus erwachsenden auch psychologischen Benachteiligung eindringlich bewußt, schob Marissa ihm den Stuhl hin und bestand darauf, daß er sich setze, denn er stehe ja bereits seit dem frühen Morgen am Operationstisch.

»Na gut, na gut«, sagte er mit einem kurzen Lachen. »Jetzt sitze ich - und was kann ich für Sie tun?«

»Ich bin überrascht, daß Ihnen mein Name nichts sagt«, begann Marissa und achtete sorgsam auf seine Augen. Aber die blieben weiterhin fragend und freundlich.

»Es tut mir wirklich leid«, antwortete Dr. Tieman. Er lachte wieder, aber mit einer Spur von Verlegenheit. Er betrachtete aufmerksam Marissas Gesicht. »Wissen Sie, ich komme mit so vielen Leuten zusammen...«

»Hat Sie denn Dr. Krause nicht meinetwegen angerufen?« fragte Marissa.

»Ich bin nicht einmal sicher, ob ich einen Dr. Krause kenne«, meinte nun Dr. Tieman und wandte seine volle Aufmerksamkeit seinem Kaffee zu.

Die erste Lüge, dachte Marissa. Sie holte tief Luft und berichtete dem Arzt genau dasselbe, was sie Dr. Krause erzählt hatte. Von dem Augenblick an, als sie die Ebola-Ausbrüche erwähnte, hielt er die Augen niedergeschlagen. Es war klar, daß er nervös war. Die Oberfläche des Kaffees in seiner Tasse zitterte merklich, und Marissa war plötzlich froh, nicht seine nächste Patientin zu sein.

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung, warum Sie mir das alles erzählen«, sagte Dr. Tieman und wollte aufstehen. »Und leider muß ich mich um meinen nächsten Fall kümmern.«

Mit für sie ungewöhnlicher Forschheit drückte Marissa ihre Hand auf seine Brust und zwang ihn so, sitzen zu bleiben. »Ich bin noch nicht fertig«, sagte sie, »und ob Sie das wahrhaben wollen oder nicht, Sie stecken in dieser Sache drin. Ich habe Beweise dafür, daß Ebola durch das PAC vorsätzlich verbreitet wurde. Sie sind dessen Schatzmeister, und ich bin entsetzt darüber, daß ein Mann von Ihrem Ruf sich an einer derartig schmutzigen Geschichte beteiligen konnte.«

»Sie stehen unter einem Schock«, entgegnete Dr. Tieman, der nun aufgestanden war und hoch über ihr auffragte. »Ich bin dennoch verblüfft, daß Sie die Nerven haben, derart unverantwortliche Behauptungen aufzustellen.«

»Sparen Sie sich das«, gab Marissa zurück. »Es ist schließlich öffentlich bekannt, daß Sie Vorstandsmitglied des ›Aktionskomitees der Vereinigung von Ärzten zur politischen Interessenvertretung‹ sind und außerdem Mitgesellschafter des einzigen Privatlabors in unserem Land, das für den Umgang mit Ebola-Viren ausgerüstet ist!«

»Ich kann nur hoffen, daß sie ausreichenden Versicherungsschutz haben«, antwortete Dr. Tieman mit lauter werdender Stimme. »Sie werden von meinem Anwalt hören!«

»Gut«, sagte Marissa und kümmerte sich nicht weiter um die Drohung. »Vielleicht kann er Sie davon überzeugen, daß es das beste für sie ist, mit den Behörden zusammenzuarbeiten.«

Sie trat einen Schritt zurück und blickte ihm offen ins Gesicht. »Nachdem ich Sie kennengelernt habe, kann ich einfach nicht glauben, daß Sie der Idee zugestimmt haben, bewußt eine tödliche Krankheit zu verbreiten. Es wird eine doppelte Tragödie für Sie sein, alles zu verlieren, wofür Sie gearbeitet haben, weil andere eine falsche Entscheidung getroffen haben. Denken Sie darüber nach, Dr. Tieman. Viel Zeit werden Sie dafür nicht mehr haben!«

Marissa fegte durch die Schwingtür hinaus und ließ einen fassungslosen Arzt zurück, der verzweifelt ans Telefon stürzte. Es fiel ihr ein, daß sie vergessen hatte, Tieman von ihrem Vorhaben zu unterrichten, auch die anderen Vorstandsmitglieder des PAC aufzusuchen, aber sie fand, daß das nicht so wichtig sei. Der Mann war verstört genug.

*

»Da ist sie!« schrie Al und schlug Jake auf die Schulter. Sie hatten gegenüber dem Haupteingang zum Allgemeinkrankenhaus von San Francisco geparkt. George stand in einem zweiten Wagen wartend hinter ihnen. Als sich Al nach ihm umwandte, machte George ihm mit aufwärts gerichteten Daumen ein Zeichen, daß auch er Marissa erkannt hatte.

»Heute entwischt sie uns nicht«, sagte Al.

Jake ließ den Motor an, und als Marissa in ein Taxi stieg, reihte er sich in den Verkehr ein. Al konnte beobachten, daß Marissas Taxi hinter ihnen losfuhr und George mit seinem Wagen ihr dichtauf folgte. Jetzt lief die Sache endlich so, wie es sein mußte. »Wenn sie weggeht, muß sie Tieman wohl gesprochen haben«, meinte Jake.

»Wen kümmert das?« erwiderte Al. »Wir haben sie jetzt.« Dann fügte er hinzu: »Es würde die Sache natürlich vereinfachen, wenn sie jetzt in ihr Hotel zurückfahren würde.«

Marissas Taxi überholte sie in diesem Augenblick, gefolgt von George. Jake begann zu beschleunigen. Er konnte sehen, daß weiter vorne George Marissa überholte. In derartigem Wechsel, bei dem mal dieser, mal jener vor und hinter Marissa herfuhr, würden sie sie bis zu ihrem Ziel verfolgen.

Nach etwa einer Viertelstunde hielt Marissas Taxi am Ende einer vor dem Fairmont-Hotel aufgereihten Schlange. »Sieht so aus, als ob deine Gebete erhört worden wären«, meinte Jake zu Al und hielt auf der gegenüberliegenden Straßenseite. »Ich kümmere mich um den Wagen«, antwortete Al. »Du bewegst gefälligst deinen Hintern dort hinein und kriegst heraus, welche Zimmernummer sie hat.«

Jake stieg aus, während Al hinter das Lenkrad schlüpfte. Er schlängelte sich durch den dichten Vormittagsverkehr und hatte den Vordereingang des Hotels schon erreicht, als Marissa den Taxifahrer bezahlte. Im Hotelfoyer breitete er eine Zeitung als Sichtschutz aus und konnte von seinem Platz aus jeden erkennen, der das Hotel betrat.

Marissa ging direkt auf die Empfangstheke zu. Er folgte ihr auf dem Fuß in der Hoffnung, daß sie um ihren Zimmerschlüssel bitten würde. Das aber tat sie nicht - statt dessen bat sie um den Schlüssel zu ihrem Schließfach.

Während der Empfangsangestellte eine Tür öffnete, um Marissa Eintritt in ein Büro hinter dem Empfangsschalter zu gewähren, schlenderte Jake zu der Anzeigetafel, auf der auf die verschiedenen Konferenzen und Veranstaltungen in den jeweiligen Räumen des Hotels verwiesen wurde. In diesem Augenblick erschien Marissa wieder und verschloß geschäftig ihre über der Schulter hängende Tasche. Zu Jakes Entsetzen kam sie direkt auf ihn zu. In panischer Verwirrung fürchtete Jake für einen Augenblick, daß sie ihn erkannt hatte, aber sie ging gleichgültig an ihm vorbei und wandte sich einem kleinen Gang mit Boutiquen zu.

Jake folgte ihr und ging in einem mit alten Fotos vom Erdbeben in San Francisco dekorierten Flur an ihr vorbei. In der Annahme, daß sie auf die Aufzüge hinstrebe, sorgte er dafür, daß er vor ihr dort war, und mischte sich in die wartende Menge.

Ein Aufzug hielt, und Jake stieg ein. Er hatte sich vergewissert, daß genug Platz auch noch für Marissa war. Diese stieg ebenfalls ein, und Jake hielt sich in der Nähe der Tafel mit den Druckknöpfen. So konnte er erkennen, daß sie den Knopf zum elften Stock drückte. Er verbarg sich, indem er so tat, als lese er eifrig, hinter seiner Zeitung; Marissa wurde, als weitere Fahrgäste zustiegen, weiter nach hinten gedrängt.

Im elften Stock ließ er, anscheinend weiter in seine Zeitung vertieft, erst einmal Marissa und andere Passagiere aussteigen und stieg dann ebenfalls aus. Er schlenderte hinter ihr her und konnte erkennen, daß sie vor Zimmer 1127 stehenblieb. Erst als er gehört hatte, daß sich hinter ihr die Zimmertür geschlossen hatte, drehte er um und kehrte zum Aufzug zurück.

Wieder auf der Straße, überquerte er diese und trat an den Wagen, in dem Al saß.

»Nun?« fragte Al, der für einen Augenblick befürchtete, daß schon wieder etwas schiefgegangen war.

»Zimmer 1127«, berichtete Jake mit selbstzufriedenem Lächeln.

»Hoffentlich stimmt das auch - in deinem eigenen Interesse«, sagte Al und stieg aus. »Warte hier. Das sollte eigentlich nicht allzu lange dauern.« Er lächelte so breit, daß es Jake zum erstenmal auffiel, daß bei Al das Zahnfleisch an den Vorderzähnen fast bis auf die Wurzeln herunter zurückgegangen war.

Al ging hinüber zu dem Wagen von George und beugte sich ins Fenster. »Ich möchte, daß du um das Hotel herumfährst und den Hintereingang im Auge behältst. Nur für alle Fälle.«

Mit einem wesentlich besseren Gefühl, als er es während der ganzen letzten Tage hatte, überquerte Al die Straße und betrat das hochfeine, in Rot und Schwarz ausgestattete Hotelfoyer.

Er ging zum Empfang hinüber und schielte zum Fach für Zimmer 1127. Er konnte zwar einen zusätzlichen Schlüsselsatz erkennen,

aber es waren viel zu wenig Leute da, um ihm wenigstens eine kleine Chance zu geben, den Empfangsmitarbeiter abzulenken. Er wandte sich also statt dessen dem Aufzug zu.

Im elften Stock suchte er nach dem Wagen des Zimmermädchens. Er fand ihn an der Tür zu einem Appartement mit der üblichen Ausstattung an frischen Handtüchern, Bezügen und Reinigungsmaterial. Er nahm eines der Handtücher und legte es diagonal zusammen, womit er ein kurzes, kräftiges Seil hatte. Er nahm in jede Hand ein Ende und betrat das Appartement, in dem das Zimmermädchen wahrscheinlich gerade an der Arbeit war.

Der Wohnraum war leer. In der Mitte des Schlafzimmers konnte er einen Staubsauger sehen und einen Stapel Wäsche auf dem Boden, aber ein menschliches Wesen war noch immer nicht zu erblicken. Er drang weiter in den Ankleideraum vor, und dann hörte er Wasser rauschen.

Das Zimmermädchen kniete vor der Badewanne und war dabei, deren Inneres zu säubern. Ein Behälter mit einem Reinigungsmittel stand neben ihr auf dem Boden.

Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, trat Al hinter die Frau und erdrosselte sie, das zusammengedrehte Handtuch als Werkzeug dafür benutzend. Sie gab einige röchelnde Laute von sich, aber diese wurden vom Geräusch des einlaufenden Wassers übertönt. Ihr Gesicht wurde rot und schließlich purpurrot. Als Al den Druck auf den Enden des zusammengedrehten Handtuchs löste, sank sie wie eine ausgestopfte Stoffpuppe schlaff zu Boden.

Al fand die Schlüssel in ihrer Tasche, aufgereiht an einem armbandgroßen Ring. Draußen auf dem Gang hängte er das Schild »Bitte nicht stören« an die Tür zu dem Appartement und verschloß sie sorgfältig. Anschließend schob er den Servicewagen außer Sichtweite in einen hinteren Treppenwinkel. Er machte Fingerübungen wie ein Pianist, der sich auf seinen Auftritt vorbereitet, während er sich auf den Weg zum Zimmer 1127 begab.

KAPITEL 17

24. Mai

Marissa schälte ihr letztes Stück Frühstücksobst und ließ die Schalen und das Obstmesser mit dem Holzgriff auf ihrem Nachttischchen liegen. Dann rief sie die Northwest Airlines an und versuchte, eine Flugreservation nach Minneapolis zu bekommen. Sie hatte sich überlegt, daß das PAC und seine Helfershelfer wohl meinen würden, daß sie als nächstes nach Los Angeles fliegen würde, und so wäre statt dessen Minneapolis so gut wie irgendeine andere Stadt.

Ihr Gesprächspartner bestätigte ihr schließlich die Buchung für einen Flug am Nachmittag. Sie ließ sich wieder ins Bett fallen, um sich zu überlegen, was sie nun als nächstes tun könnte, aber die Erschöpfung überwältigte sie, und sie schlief nochmals ein.

Ein metallisches Klicken weckte sie. Es klang, als ob es von der Tür käme; aber sie war sich sicher, daß sie draußen das Schild mit der Aufschrift »Bitte nicht stören!« hingehängt hatte. Dann jedoch sah sie, daß der Türknapf sich zu drehen begann!

Plötzlich überfiel sie wieder die Erinnerung daran, wie sie in ihrem Zimmer in Chicago von dem Mann mit der Injektionspistole überfallen worden war. Panik durchfuhr sie wie ein elektrischer Stromstoß. Sie riß sich hoch und griff hastig zum Telefon.

Doch noch bevor sie den Hörer abnehmen konnte, krachte die Tür auf, wobei ein Teil des Rahmens zersplitterte, als die Befestigung der Sicherheitskette aus ihrer Halterung gerissen wurde. Ein Mann knallte die Tür wieder hinter sich zu und stürzte sich auf Marissa. Er packte sie mit beiden Händen um die Kehle und schüttelte sie wie ein tollwütiger Hund. Dann zog er ihr aschbleiches Gesicht ganz nah an das seine und keuchte wütend: »Erinnern Sie sich an mich?«

Marissa erinnerte sich nur zu gut - es war der blonde Mann mit der Julius-Cäsar-Frisur.

»Ich gebe Ihnen zehn Sekunden, um die Injektionspistole rauszurücken«, fauchte Al und lockerte den tödlichen Griff um ihren Hals etwas. »Wenn nicht, breche ich Ihnen das Genick!«

Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, versetzte er ihr noch einen heftigen Stoß gegen den Kopf, und der Schmerz fuhr ihr wie ein Blitz in die Wirbelsäule.

Kaum noch des Atmens fähig, umklammerte Marissa die Handgelenke des Mannes, doch ohne jede Wirkung. Er schüttelte sie wieder, wobei ihr Kopf gegen die Wand flog. Um sich nach hinten abzustützen, streckte Marissa reflexartig die Hände rückwärts. Die Nachtschlampe knallte zu Boden, und der Raum verschwamm, während ihr Hirn verzweifelt nach Sauerstoff schrie.

»Das ist Ihre letzte Chance«, brüllte Al sie an. »Was haben Sie mit diesem Injektionsgerät gemacht?«

Marissas Hand spürte das Schälmesser. Ihre Finger umklammerten die winzige Waffe. Sie schloß die Faust darum und rammte sie dem Mann mit aller Kraft in den Leib. Sie hatte nicht die geringste Vorstellung, ob sie irgend etwas durchbohrt hatte, aber Al brach mitten im Satz ab, ließ Marissa los und fiel in eine hockende Stellung zurück. Sein Gesicht war gezeichnet von Überraschung und Ungläubigkeit. Sie wechselte das kleine Messer in die rechte Hand und hielt es auf Al gerichtet, der verwirrt auf das Blut blickte, das sich auf seinem Hemd auszubreiten begann.

Sie sprang auf und rannte zur Tür, doch bevor sie sie erreichen konnte, stürzte er ihr nach wie ein wildes Tier, so daß sie ihm in Richtung auf das Badezimmer ausweichen mußte. Die Szenen von Chicago, die erst so kurze Zeit zurücklagen, schienen sich hier zu wiederholen.

Als Hand umklammerte die Tür, bevor sie sie schließen konnte. Marissa hieb mit ihrem Messerchen blindlings darauf ein und spürte, wie sie dabei auf Knochen traf. Al schrie auf und zog seine Hand zurück, blutige Spuren am Holz der Tür hinterlassend. Die Tür fiel krachend zu, und Marissa schloß hastig ab.

Sie nahm gerade den Hörer des Telefons im Bad ab, um zu wählen, als mit einem lauten Krachen die gesamte Badezimmertür hereinflog.

Al riß Marissa den Telefonhörer aus der Hand, aber sie umklammerte weiterhin das Obstmesser und stach damit wild auf ihn ein. Sie traf ihn mehrfach in den Bauch, doch falls das irgendeine Wirkung hatte, war sie jedenfalls nicht sichtbar.

Al kümmerte sich nicht um das Messer, packte Marissa an den Haaren und schleuderte sie gegen das Waschbecken. Sie versuchte weiter auf ihn einzustechen, aber er erwischte nun ihr Handgelenk und schmetterte es gegen die Wand, bis ihr Griff sich löste und die kleine Waffe zu Boden klirrte.

Al bückte sich hinunter, um sie aufzuheben, und gerade als er sich wieder aufrichtete, erwischte Marissa den an der Leitung baumelnden Telefonhörer und versetzte ihm damit einen Hieb mit aller Kraft, deren sie noch fähig war. Für eine Sekunde hätte sie nicht sagen können, wer durch den Schlag wohl stärker verletzt war - ihr war dabei jedenfalls ein furchtbarer Schmerz durch die Schulter gefahren.

Für einen Augenblick stand Al wie erstarrt. Dann drehten sich seine blauen Augen nach oben, und er schien in gemächlicher Bewegung in die Badewanne zu fallen, wobei sein Kopf gegen die Hähne knallte.

Während Marissa den Mann noch anstarrte und halb und halb erwartete, daß er sich wieder aufrichten und auf sie stürzen würde, veranlaßte ein ungewöhnliches Geräusch in der plötzlich eingetretenen Stille sie zu neuer Aktivität. Sie legte den baumelnden Telefonhörer, aus dem das Geräusch kam, wieder auf die Gabel. Bei einem erneuten Blick zur Badewanne war sie hin- und hergerissen zwischen ärztlicher Pflicht und Angst. Der Mann hatte an der Nasenwurzel eine klaffende Wunde, und die Vorderseite seines Hemdes war mit Blut durchtränkt. Aber ihre Angst behielt die Oberhand, und Marissa packte ihre Tasche und rannte aus dem Zimmer. Sie erinnerte sich daran, daß der Mann auch in New York nicht allein gewesen war, und es war ihr klar, daß sie das Hotel so schnell wie möglich verlassen müsse.

Sie fuhr zum Erdgeschoß hinunter, vermied aber den Hauptaussgang. Statt dessen stieg sie ein paar Stufen hinab und folgte den Hinweisschildern, die zu einem Hinterausgang wiesen. Dort blieb sie

hinter der Tür stehen und wartete, bis eine Straßenbahn in Sicht kam. Sie wartete, um möglichst nicht gesehen zu werden, bis zum letzten Augenblick, rannte dann hinaus und sprang auf den Wagen.

Dort drängelte sie sich durch die Mitfahrer nach hinten. Als die Bahn abfuhr, beobachtete sie den Hotelausgang - niemand kam heraus.

*

George zwinkerte ungläubig - das war doch das Mädchen gewesen! Sofort wählte er die Nummer von Jakes Fahrzeug.

»Sie kam gerade aus dem Hotel«, meldete er, »und sprang in eine Straßenbahn!«

»War Al dabei?« fragte Jake.

»Nein«, sagte George, »sie war allein. Es sah aus, als hinke sie ein bißchen.«

»Irgendwas ist schiefgegangen!«

»Du folgst ihr«, wies George ihn an. »Der Straßenbahnwagen fährt gerade los. Ich gehe ins Hotel und sehe mal nach Al.«

»Geht in Ordnung«, antwortete Jake. Er war heilfroh, es George überlassen zu können, sich um Al zu kümmern. Wenn Al feststellen mußte, daß das Mädchen entwischt war, dann würde der so wütend werden, daß stocksauer schon gar kein Ausdruck mehr dafür war.

*

Marissa behielt den Hotelausgang weiter im Auge, um festzustellen, ob ihr jemand folgte. Aus der Hoteltür kam niemand, aber als der Straßenbahnwagen losfuhr, konnte sie erkennen, daß ein Mann aus einem Auto sprang und zum Hintereingang des Hotels lief. Der zeitliche Zusammenhang war auffällig, aber als der Mann auch nicht einen Blick in ihre Richtung warf, beschloß sie, das für einen Zufall zu halten. Sie schaute weiter zurück, bis die Straßenbahn um eine Kurve fuhr und sie das Fairmont nicht mehr sehen konnte. Sie hatte es geschafft!

Sie entspannte sich, bis plötzlich ein lautes Klingeln sie erschreckt auffahren ließ. Sie war schon aufgesprungen und auf dem Weg zur Tür, als sie endlich merkte, daß es nur die Deckenklingel war, die der Schaffner betätigt hatte, um darauf hinzuweisen, daß die Fahrscheine zu lösen wären.

Ein Mann stand auf, und Marissa nahm rasch seinen Sitzplatz ein. Sie zitterte jetzt und befürchtete plötzlich, daß sie vielleicht Blutflecken an ihrer Kleidung haben könnte. Die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen war das allerletzte, was sie sich wünschte.

Als ihre Angst allmählich nachließ, spürte sie erst den Schmerz in ihrer Hüfte, wo sie auf das Waschbecken geprallt war. Ihr Hals schmerzte ebenfalls, und wahrscheinlich begann er blau und schwarz zu werden.

»Das Fahrgeld bitte!« sagte der Schaffner.

Ohne den Mann anzuschauen, wühlte Marissa in ihrer Tasche nach Kleingeld. In diesem Augenblick sah sie das geronnene Blut auf ihrem rechten Handrücken. Rasch wechselte sie die Stellung, mit der sie die Tasche hielt, und reichte dem Schaffner das Fahrgeld mit der linken Hand.

Als er weitergegangen war, überlegte Marissa, wie ihre Verfolger sie wohl aufgespürt hatten. Sie war doch so vorsichtig gewesen... Plötzlich kam ihr die Erleuchtung: Sie mußten Tieman beschattet haben. Das war die einzig sinnvolle Erklärung.

Nachdem ihr Selbstvertrauen einmal erschüttert war, machte sich Marissa auch Gedanken darüber, ob es klug gewesen war, aus dem Hotel zu flüchten. Vielleicht wäre es sicherer für sie gewesen, dort zu bleiben und sich der Polizei zu stellen.

Aber der Drang zur Flucht war ihr in letzter Zeit regelrecht zum Instinkt geworden. Sie fühlte sich wie ein Flüchtling, und deshalb reagierte sie auch wie ein solcher. Wie konnte sie sich nur einbilden, ihre Verfolger übertrumpfen zu können. Ralph hatte schon recht gehabt. Sie hätte niemals nach New York reisen sollen, geschweige denn nach San Francisco. Er hatte ihr ja schon vor dem Besuch der beiden Städte gesagt, daß sie in ernsthaften Schwierigkeiten stecke. Nun, und jetzt war das alles natürlich noch viel schlimmer - nachdem

sie davon ausgehen mußte, zwei Männer getötet zu haben. Es war ihr jetzt einfach zuviel, und sie würde nicht nach Minneapolis fliegen. Sie würde heimkehren und alles, was sie von der Sache inzwischen wußte, und auch alle ihre Vermutungen dem Anwalt mitteilen und ihm die Angelegenheit übertragen.

Die Straßenbahn wurde jetzt langsamer. Marissa schaute um sich - sie mußte irgendwo in Chinatown sein. Der Wagen hielt, und gerade, als er wieder anfuhr, sprang sie auf, rannte zum Ausgang und sprang noch rasch hinaus. Der Schaffner schüttelte mißbilligend seinen Kopf, als sie zum Gehsteig hinüberlief. Aber niemand aus dem Wagen folgte ihr.

Marissa holte tief Luft und rieb ihren Hals. Sie blickte um sich und stellte befriedigt fest, daß auf beiden Seiten der Straße reger Betrieb herrschte. Es waren Männer mit Verkaufskarren unterwegs, Lieferwagen wurden ausgeladen, und vor einigen Läden lagen die Waren ausgebreitet auf dem Bürgersteig. Alle Aufschriften waren in Chinesisch. Sie hatte das Gefühl, daß die kurze Straßenbahnfahrt sie auf geheimnisvolle Weise in den Orient versetzt hatte. Sogar die Gerüche waren fremdartig - ein Gemisch aus Fisch- und Gewürzduften.

Sie kam an einem Chinarestaurant vorbei und trat, nach einem kurzen Augenblick des Zögerns, dort ein. Eine Frau in einem hochgeschlossenen, aber bis zum Knie geschlitzten langen roten Seidengewand trat auf sie zu und sagte, das Restaurant sei noch nicht geöffnet. »In einer halben Stunde!« fügte sie hinzu.

»Darf ich bitte trotzdem einmal Ihre Toilette und Ihr Telefon benutzen?« fragte Marissa.

Die Frau musterte Marissa einen Augenblick, fand dann offenbar, daß sie vertrauenswürdig sei, und führte sie in den hinteren Teil des Restaurants. Dort öffnete sie eine Tür und trat zur Seite.

Marissa sah sich in einem kleinen Raum mit einem Waschbecken an der einen Seite und einem Münztelefon an der anderen. An der Rückwand befanden sich zwei Türen mit der Aufschrift »Damen« und »Herren«. Die Wände waren mit Kritzeleien bedeckt, die sich wohl über Jahre hinweg angesammelt hatten.

Marissa benutzte zunächst das Telefon. Sie rief im Fairmont an und sagte der Telefonistin, in Zimmer 1127 sei ein Mann, der dringend ärztliche Hilfe und einen Krankenwagen benötige. Die Telefonistin bat sie dranzubleiben, aber Marissa legte auf. Dann dachte sie ein Weilchen darüber nach, ob sie jetzt die Polizei anrufen und ihr alles sagen sollte. Schließlich aber fand sie, das sei viel zu kompliziert. Außerdem war sie ja ohnehin bereits vom Tatort geflohen. Es war sicher gescheiter, nach Atlanta zurückzufliegen und mit dem Anwalt zu reden.

Während sie sich die Hände wusch, betrachtete sich Marissa im Spiegel. Sie fand, daß sie wirklich fürchterlich aussah. Sie nahm den Kamm aus der Handtasche, kämmte zunächst ihr wirres Haar und flocht sich dann Zöpfe, um es wenigstens aus dem Gesicht zu haben. Ihre Haarspange hatte sie verloren, als der blonde Mann sie an den Haaren gepackt hatte. Als sie damit fertig war, strich sie ihre Jacke und das Oberteil ihrer Bluse glatt. Das war alles, was sie im Augenblick tun konnte.

*

Jake wählte zum hundertsten Mal Georges Wagen an. Meist war überhaupt keine Antwort erfolgt, und ein paarmal war die Auskunft gekommen, der angewählte Teilnehmer sei derzeit nicht erreichbar.

Er konnte sich nicht vorstellen, was los war. Al und George mußten doch längst wieder in dem Wagen sein. Jake war dem Mädchen gefolgt, und es hätte nicht viel gefehlt, daß er in sie hineingefahren wäre, als sie so plötzlich aus der Straßenbahn gesprungen war. Er hatte beobachtet, wie sie in dem Restaurant »Pekingküche« verschwunden war - wenigstens hatte er sie nicht verloren.

Er ließ sich im Fahrersitz zusammensinken. Das Mädchen war gerade herausgekommen und winkte einem vorbeifahrenden Taxi.

Eine Stunde später mußte Jake hilflos zusehen, wie Marissa ihre Bordkarte abgab und das Flugzeug der Delta zu einem Nonstopflug nach Atlanta bestieg. Er hatte zwar daran gedacht, sich auch selbst einen Flugschein zu kaufen, die Idee aber wegen Als fehlender Zu-

stimmung verworfen. Die letzte halbe Stunde hatte sie sich im Waschraum für Damen eingeschlossen und damit Jake Gelegenheit gegeben, es mindestens noch zehnmal zu versuchen, telefonisch durchzukommen, um neue Anweisungen zu erhalten. Aber immer noch meldete sich niemand. Sobald das Flugzeug die Startbahn hinunterrollte, hastete Jake zu seinem Wagen zurück. Unter dem Scheibenwischer hing ein Strafzettel, aber er kümmerte sich einen Dreck darum. Immerhin war er nicht abgeschleppt worden! Beim Einsteigen entschied er sich dafür, zum Fairmont zurückzufahren und zu versuchen, dort irgendwie die anderen zu erreichen. Vielleicht war die ganze Geschichte schon abgeblasen worden, und er würde die beiden fröhlich an der Bar finden, wo sie sich über ihn kranklachten, während er wie ein Blöder in der ganzen Stadt herumfuhr.

Als er wieder auf der Schnellstraße war, unternahm er einen letzten Versuch mit dem Telefon. Zu seiner Überraschung meldete George sich diesmal.

»Wo zum Teufel hast du denn gesteckt?« fragte Jake. »Während des ganzen Vormittags habe ich dich zu erreichen versucht, verdammt noch mal!«

»Es hat da ein gewisses Problem gegeben«, sagte George gedrückt.

»Ich hoffe beim Teufel wirklich, daß irgend etwas Besonderes los war«, gab Jake zurück. »Das Mädchen ist in einem Flugzeug nach Atlanta. Ich bin bald verrückt geworden - ich wußte, verdammt noch mal, wirklich nicht, was ich tun sollte.«

»Al ist niedergestochen worden, ich nehme an, von dem Mädchen. Man hat ihn ins Krankenhaus gebracht, wo er operiert werden muß. Ich kann nicht in seine Nähe.«

»Um Christi willen!« sagte Jake ungläubig - er konnte sich nicht vorstellen, daß das zierliche Ding Al niedergestochen haben und ihm entwischt sein sollte.

»Es sieht eigentlich nicht so aus, als ob es ihn sehr schwer erwischt hätte«, fuhr George fort. »Schlimmer ist, daß Al offenbar ein Dienstmädchen erledigt hat. Er hatte ihre Zweitschlüssel in der Tasche. Man wird ihn wegen Mordes anklagen.«

»Verdammte Scheiße«, meinte Jake. Da waren sie ja vom Regen in die Traufe gekommen.

»Wo steckst du denn jetzt?« fragte George.

»Auf der Schnellstraße, ich fahre gerade vom Flughafen weg«, antwortete Jake.

»Kehr um«, wies ihn George an. »Buch uns für den nächsten Flug nach Atlanta. Ich meine, daß wir es Al schuldig sind, ihn zu rächen!«

KAPITEL 18

24. Mai

»Etwas zum Lesen?« fragte die Stewardess lächelnd.

Marissa nickte. Sie brauchte etwas, um sich von der Erinnerung an die schreckliche Szene im Hotel abzulenken.

»Eine Zeitung oder lieber eine Zeitschrift?« wollte die Stewardess wissen.

»Lieber eine Zeitung, glaube ich«, antwortete Marissa.

»Den *San Francisco Examiner* oder die *New York Times*?«

Marissa war nicht in der Stimmung für Entscheidungen. »Die *New York Times*«, sagte sie schließlich.

Die große Düsenmaschine erreichte allmählich ihre Flughöhe, und die Hinweisschilder für das Anlegen der Sitzgurte erloschen. Marissa schaute aus dem Fenster auf zerklüftete Berge, die sich in eine Wüstenlandschaft hinein erstreckten. Sie empfand es als Erleichterung, nun endlich im Flugzeug zu sitzen. Auf dem Flugplatz hatte sie solche Angst davor gehabt, entweder von den Kumpanen des blonden Mannes überfallen oder von der Polizei festgenommen zu werden, daß sie sich während der ganzen Wartezeit in der Toilette versteckt gehalten hatte.

Marissa schlug die Zeitung auf und überflog die Inhaltsangabe. Die Fortsetzung der Berichterstattung über die Ebola-Ausbrüche in Philadelphia und New York war für Seite vier angezeigt. Marissa blätterte dorthin um.

In dem Zeitungsartikel wurde berichtet, daß die Zahl der Todesopfer in Philadelphia inzwischen achtundfünfzig betrage und in New York neunundvierzig, daß aber dort erheblich mehr Krankheitsfälle vorlägen. Marissa war darüber keineswegs erstaunt - schließlich war der Auslösefall ein Hals-Nasen-Ohren-Arzt gewesen. Sie erfuhr ferner, daß die Rosenberg-Klinik bereits vor dem Bankrott stehe.

Auf derselben Seite fand sich außerdem ein Foto eines gewissen Dr. Ahmed Fakkry, des Chefepidemiologen der Weltgesundheitsorganisation. Der ergänzende Zeitungsbeitrag berichtete darüber, daß er dem Seuchenkontrollzentrum einen Besuch abstatte, um sich über die Ebola-Ausbrüche zu informieren, denn die Weltgesundheitsorganisation befürchtete, daß der Ebola-Virus den Atlantik überqueren könne.

Vielleicht konnte dieser Dr. Fakkry ihr helfen, dachte Marissa. Der Rechtsanwalt, den Ralph ihr verschafft hatte, würde doch sicher für sie ein Gespräch mit ihm arrangieren können.

*

Ralph arbeitete sich gerade durch Fachzeitschriften, als am Abend um halb zehn die Türglocke erklang. Er sah auf seine Uhr und fragte sich erstaunt, wer ihn denn wohl um diese Zeit noch sprechen wolle. Er warf einen Blick durch den Glasstreifen neben der Tür und war völlig verblüfft, direkt in das Gesicht von Marissa zu schauen.

»Marissa!« rief er in ungläubigem Erstaunen und riß die Tür auf. Hinter ihr konnte er gerade noch ein gelbes Taxi die lange, gewundene Auffahrt hinunterfahren sehen.

Marissa sah, wie er die Arme ausstreckte, und warf sich, in Tränen ausbrechend, hinein.

»Ich dachte, Sie wären in Kalifornien«, sagte Ralph.

»Warum haben Sie denn nicht angerufen und mir gesagt, daß Sie kommen? Ich hätte Sie doch am Flugplatz abgeholt!«

Marissa klammerte sich einfach an ihn und heulte. Es war so wunderbar, sich in Sicherheit fühlen zu können.

»Was ist denn passiert?« fragte er, doch als Antwort kam nur um so lauterer Schluchzen.

»Na, da wollen wir uns doch wenigstens erst einmal setzen«, meinte er und führte sie zur Couch. Ein paar Minuten lang ließ er sie sich ausweinen, ihr sanft über den Rücken streichelnd. »Ist ja schon gut«, sagte er mehrfach statt großer Reden oder Fragen. Er blickte zum

Telefon hinüber. Er mußte dringend jemanden anrufen, aber in diesem Zustand würde sie ihn sicher nicht aufstehen lassen.

»Möchten Sie nicht vielleicht etwas trinken?« fragte er. »Vielleicht ein bißchen von diesem besonders guten Cognac? Sie werden sich danach sicher besser fühlen!«

Marissa schüttelte den Kopf.

»Oder wie wäre es mit einem Schluck Wein? Ich habe eine angebrochene Flasche Chardonnay im Kühlschrank.« Allmählich gingen Ralph die Vorschläge aus.

Marissa umklammerte ihn nur noch fester, doch ihr Schluchzen ließ nach, und sie atmete wieder ruhiger.

Fünf Minuten verstrichen. Ralph seufzte. »Wo ist denn Ihr Gepäck?«

Marissa gab keine Antwort, aber sie zog ein Taschentuch heraus und begann sich das Gesicht abzuwischen.

»Ich hätte in der Küche auch noch ein bißchen kaltes Huhn!«

Schließlich setzte sich Marissa auf. »Vielleicht ein bißchen später. Bleiben Sie bitte einfach noch eine Weile bei mir. Ich war so verängstigt.«

»Aber warum haben Sie mich denn dann nicht vom Flugplatz aus angerufen? Und was ist mit Ihrem Auto geschehen? Hatten Sie denn das nicht am Flugplatz stehenlassen?«

»Ach, das ist eine lange Geschichte«, sagte Marissa. »Ich hatte Angst, daß jemand den Wagen überwacht, und ich wollte nicht, daß irgend jemand merkt, daß ich wieder in Atlanta bin.«

Ralph hob die Augenbrauen. »Heißt das, daß Sie gerne die Nacht über hierbleiben möchten?«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht«, antwortete Marissa. »Nicht etwa, daß ich mich selbst einladen will - aber Sie waren immer ein so guter Freund!«

»Soll ich Sie zu Ihrem Haus fahren, damit Sie ein paar Sachen holen können?« fragte Ralph.

»Vielen Dank, aber ich möchte mich dort nicht sehen lassen, aus denselben Gründen, die mich davon abgehalten haben, meinen eigenen Wagen zu nehmen. Wenn ich mich überhaupt noch danach fühl-

te, irgendwohin zu fahren heute abend, dann allenfalls zum CDC, um dort an ein Päckchen zu kommen, von dem ich hoffe, daß Tad es für mich aufgehoben hat. Aber um ehrlich zu sein, glaube ich, daß das alles Zeit bis morgen hat. Sogar das Gespräch mit diesem Anwalt, von dem ich hoffe, daß er mich vor dem Gefängnis bewahren kann.«

»Um Gottes willen!« rief Ralph. »Ich hoffe doch nicht, daß Sie das im Ernst meinen. Aber finden Sie nicht, daß es allmählich an der Zeit wäre, mir zu erzählen, was denn da überhaupt vor sich geht?«

Marissa ergriff seine Hand. »Gleich, ganz bestimmt. Ich verspreche es. Ich muß mich lediglich vorher noch ein wenig beruhigen. Vielleicht sollte ich eine Kleinigkeit essen.«

»Ich kann Ihnen ein bißchen Huhn richten«, bot er an.

»Wenn Sie nichts dagegen haben, kann ich das doch selbst tun - ich weiß ja, wo Ihre Küche ist. Oder darf ich mir vielleicht ein paar Rühreier machen?«

»Aber natürlich«, stimmte Ralph zu. »Ich helfe Ihnen dann gleich. Ich muß nur rasch noch jemanden anrufen.«

Marissa schleppte sich quer durchs Haus in die Küche.

Sie schaute sich dort um, ließ ihre Blicke über die Einrichtung gleiten und fand, daß es eigentlich Zeitverschwendung sei, sich Rühreier zu machen. Aber trotzdem war das noch das am ehesten Verlockende. Sie nahm also Eier aus dem Kühlschrank und auch etwas Toastbrot. Da fiel ihr ein, daß sie Ralph gar nicht gefragt hatte, ob er auch etwas wolle. Sie wollte ihn gerade rufen, als ihr klar wurde, daß er sie wohl gar nicht hören würde.

Da sah sie die Gegensprechanlage, legte die Eier hin und trat darauf zu. Sie begann nacheinander die entsprechenden Knöpfe herunterzudrücken, um herauszubekommen, wie sie funktioniere.

»Hallo, hallo«, wiederholte sie dabei und versuchte es auch mit der gleichzeitigen Betätigung verschiedener Knöpfe. Dabei stieß sie auf die richtige Schaltung, denn sie hörte plötzlich Ralphs Stimme.

»Sie ist nicht in San Francisco«, hörte sie ihn sagen. »Sie ist hier bei mir in meinem Haus.«

Pause.

»Jackson, ich weiß nicht, was geschehen ist. Sie ist völlig hysterisch. Alles, was ich bisher herausbekam, war, daß sie sich ein Päckchen beschaffen will, das für sie im Seuchenkontrollzentrum liegt. Hören Sie, ich kann jetzt nicht weiterreden, ich muß wieder zu ihr.«

Pause.

»Ja, ich halte sie hier fest, machen Sie sich da mal keine Sorgen. Aber kommen Sie her, sobald es irgend geht.«

Pause.

»Nein, es weiß niemand, daß sie hier ist, da bin ich völlig sicher. Wiederhören!«

Marissa umklammerte die Deckplatte des Unterschranks, auf dem die Gegensprechanlage stand, und hatte Angst, ohnmächtig zu werden. Während der ganzen Zeit hatte Ralph - der einzige Mensch, dem sie vertraut hatte! - zu »denen« gehört. Und Jackson! Das mußte der gleiche Jackson sein, den sie damals auf Ralphs Einladung zum Abendessen kennengelernt hatte. Der Vorsitzende des PAC - und er war auf dem Weg hierher, O Gott!

Da sie wußte, daß Ralph inzwischen auf dem Weg in die Küche war, zwang sich Marissa, mit den Essensvorbereitungen fortzufahren. Aber als sie versuchte, am Rande der Pfanne ein Ei aufzuschlagen, zerbrach es ihr, und zusammen mit dem Ei fielen auch Schalen splitter in die Pfanne. Sie hatte das zweite Ei in der Hand, als Ralph mit zwei gefüllten Gläsern erschien. Sie schlug das zweite Ei etwas vorsichtiger auf und rührte alles durcheinander, einschließlich der Schalenreste des ersten Eis.

»Riecht gut«, sagte er fröhlich, setzte ihr Glas ab und tätschelte leicht ihren Rücken. Marissa fuhr zusammen.

»Meine Güte, Sie sind aber wirklich aufgeregt! Was läßt sich denn da tun, damit Sie sich ein wenig entspannen?«

Marissa gab keine Antwort. Obwohl sie nicht mehr den geringsten Hunger hatte, fuhr sie schweigend mit der Arbeit fort - sie rührte die Eier, röstete den Toast, strich Butter darauf und holte ein Glas Marmelade aus dem Kühlschrank. Sie nahm dabei Ralphs teures Seidenhemd wahr, die schweren goldenen Manschettenknöpfe, die aufwendigen Gucci-Slipper - alles an ihm wirkte plötzlich lächerlich ange-

berisch, ebenso wie das teuer möblierte Haus. All dies zeigte protzig den ungewöhnlichen Wohlstand eines sehr gut verdienenden Arztes, der sich nun fürchtet vor ungewohntem Wettbewerb, vor dem Wandel der Zeit und davor, daß die medizinische Wissenschaft wohl nicht mehr länger ein reiner Anbietermarkt bleiben würde.

Offensichtlich war Ralph ein Mitglied des PAC. Unzweifelhaft hatte er Markham unterstützt. Und es war Ralph gewesen, der immer gewußt hatte, wo sie sich aufhielt - nicht Tad. Während sie die Eier servierte, dachte Marissa, daß es nun, selbst wenn sie von hier entkommen würde, niemanden mehr gab, zu dem sie gehen könne. Auch konnte sie sich natürlich nicht an einen Rechtsanwalt wenden, den ihr Ralph beschafft hatte. Und jetzt, da sie wußte, daß Ralph mit in der Geschichte drinsteckte, fiel ihr auch ein, wieso ihr der Name des von Ralph genannten Anwalts irgendwie bekannt vorgekommen war: Cooper, Hodges, McQuinlin und Hanks waren als Treuhänder beim PAC aufgeführt.

Marissa fühlte sich in der Falle. Die Männer, die ihr nachstellten, hatten weitreichende und mächtige Verbindungen. Sie hatte keine Vorstellung davon, wie tief sie vielleicht sogar ins Seuchenkontrollzentrum eingedrungen waren. Ohne Zweifel gehörte mindestens der Kongreßabgeordnete, der für den Etat des CDC zuständig war, zu den Verschwörern.

Marissas Gedanken jagten durcheinander. Sie hatte Angst, daß niemand ihr glauben würde, und sie war sich nur zu gut dessen bewußt, daß das einzige echte Beweisstück, das sie hatte - die Injektionspistole -, sich irgendwo im Hochsicherheitslabor befand, zu dem, wie sie aus eigener leidvoller Erfahrung wußte, ihre Verfolger Zugang hatten. Das einzige, was im Augenblick völlig klar war, war die Tatsache, daß sie Ralph entkommen mußte, ehe Jackson und vielleicht noch weitere Komplizen auftauchten.

Als sie nach ihrer Gabel griff, tauchte plötzlich das Bild des blonden Mannes vor ihr auf, der in San Francisco durch die aufbrechende Badezimmertür hereinstürzte. Die Gabel entfiel ihr, und sie fürchtete erneut, ohnmächtig zu werden.

Ralph nahm sie am Ellbogen und führte sie zum Küchentisch. Er stellte das Essen auf ein Tablett, schob es vor sie hin und nötigte sie zum Essen.

»In ein paar Minuten wird es Ihnen wieder bessergehen«, versicherte er ihr, »sobald Sie etwas im Magen haben. Dabei ging es Ihnen vorhin doch noch ganz ordentlich.« Er hob die Gabel auf, die sie hatte fallenlassen, und warf sie in das Spülbecken; dann holte er ihr eine andere aus dem Besteckschubfach.

Marissa verbarg ihr Gesicht in den Händen. Sie mußte sich unbedingt zusammennehmen. Wertvolle Zeit verrann.

»Kein bißchen hungrig nach all dem, was Sie durchgemacht haben?« fragte Ralph.

»Wirklich nicht sehr«, gab Marissa zu. Der Geruch der Eier reichte schon aus, um es ihr schlecht werden zu lassen.

»Sie sollten besser ein Beruhigungsmittel einnehmen. Ich habe oben etwas. Was halten Sie davon?«

»Ja, das wäre gut«, stimmte Marissa zu.

»Ich bin gleich wieder da«, sagte Ralph und drückte ihre Schulter.

Das war die Chance, um die sie gebetet hatte. Sobald Ralph den Raum verlassen hatte, war Marissa auf den Beinen und nahm den Telefonhörer von der Gabel. Aber es ließ sich kein Zeichen hören - Ralph mußte irgendwo die Verbindung unterbrochen haben! Die Möglichkeit, die Polizei zu rufen, war damit schon dahin. Sie legte auf und suchte nach Ralphs Autoschlüsseln.

Nichts. Als nächstes suchte sie sie im angrenzenden Aufenthaltsraum. Auf dem Raumteiler stand eine kleine Marmorschale mit ein paar Schlüsseln darin, aber es waren keine Autoschlüssel. Marissa kehrte in die Küche zurück und ging von dort in den kleinen Raum vor dem Hinterausgang. Da hing eine Anmerktafel aus Kork, und es stand ein altes Schulpult darin und ein alter Schreibsekretär. Eine Tür führte in ein Badezimmer.

Marissa versuchte es erst mit dem Pult; sie hob den Deckel hoch und wühlte den Inhalt des Fachs durcheinander. Es fanden sich ein paar altertümlich wirkende Hausschlüssel, aber das war alles. Dann wandte sie sich dem Schreibsekretär zu, begann seine Schubladen

aufzuziehen und fand darin ein Durcheinander von Handschuhen, Schals und Regenumhängen.

»Was suchen Sie denn?« fragte Ralph, der plötzlich hinter ihr aufgetaucht war. Schuldbewußt richtete sie sich auf und rang verzweifelt nach einer Ausrede. Ralph wartete und blickte sie gespannt an. Seine rechte Faust war geschlossen, seine linke Hand hielt ein Glas Wasser.

»Ich dachte, ich könnte vielleicht einen Pullover finden«, sagte Marissa schließlich.

Ralph schaute sie befremdet an - im Haus war es allenfalls zu warm, denn es war ja schon fast Juni.

»Ich werde die Heizung in der Küche andrehen«, sagte er und führte sie dorthin zurück und zu einem Stuhl. Er streckte ihr seine rechte Hand entgegen. »Hier, nehmen Sie das!« Er ließ eine rot-schwarze Kapsel in Marissas Handfläche fallen.

»Dalman?« fragte Marissa. »Ich dachte, Sie wollten mir ein Beruhigungsmittel geben.«

»Das wird Sie beruhigen und Ihnen zugleich zu einem ruhigen Schlaf verhelfen«, versicherte ihr Ralph.

Marissa jedoch schüttelte den Kopf und gab die Kapsel zurück. »Ich würde ein Beruhigungsmittel vorziehen.«

»Nun, wie wäre es dann vielleicht mit Valium?«

»Ja, das wäre gut«, meinte Marissa.

Sobald sie ihn die Hintertreppe hinaufgehen hörte, rannte Marissa in die vordere Empfangshalle. Auf dem kostbaren Marmorwandtischchen lagen keine Schlüssel, ebensowenig in der kleinen Schublade darunter. Marissa öffnete den Garderobenschrank und klopfte dort rasch die Jackentaschen ab. Nichts!

Sie schaffte es, gerade wieder in der Küche zu sein, als zu hören war, daß Ralph die Hintertreppe herunterkam.

»So, jetzt aber«, sagte er und ließ eine blaue Tablette in Marissas Hand fallen.

»Wieviel ist denn das?« fragte sie.

»Zehn Milligramm.«

»Meinen Sie nicht, daß das ein bißchen viel ist?«

»Sie sind derart aufgereggt. Eine normale Dosis würde in Ihrem Zustand nicht wirken«, antwortete Ralph und reichte ihr das Glas Wasser.

Sie nahm es und tat so, als ob sie die Valiumtablette einnehme. In Wirklichkeit aber ließ sie sie heimlich in ihre Jackentasche gleiten.

»Jetzt wollen wir es nochmals mit dem Essen versuchen«, sagte Ralph.

Marissa zwang sich, etwas zu essen, und nutzte die Zeit, um sich den Kopf darüber zu zerbrechen, auf welche Weise sie entwischen könne, bevor Jackson ankam. Aber es schmeckte ihr überhaupt nicht, und nach ein paar Bissen mußte sie die Gabel sinken lassen.

»Immer noch nicht hungrig?« fragte Ralph.

Marissa schüttelte nur schweigend den Kopf.

»Nun, dann gehen wir ins Wohnzimmer.«

Sie war froh, den Essensgerüchen entkommen zu können, doch kaum hatten sie Platz genommen, als Ralph sie zu einem frischen Drink nötigte.

»Ich glaube aber eigentlich, daß ich nach dem Valium lieber keinen nehmen sollte«, wandte Marissa ein.

»Ein kleiner Schluck kann nicht schaden!«

»Sind Sie ganz sicher, daß Sie nicht versuchen wollen, mich betrunken zu machen?« sagte Marissa und zwang sich zu einem Lachen. »Vielleicht ist es doch besser, wenn wenigstens ich die Drinks mache.«

»Soll mir recht sein«, stimmte Ralph zu und legte die Füße auf den Kaffeetisch. »Für mich bitte einen Scotch!«

Marissa ging zur Bar hinüber und goß für Ralph vier Finger hoch Scotch in ein Glas. Dann, nachdem sie sich vergewissert hatte, daß er abgelenkt war, nahm sie die Valiumtablette aus ihrer Jackentasche, zerbrach sie in zwei Hälften und ließ diese in sein Glas fallen. Dummerweise aber lösten sie sich nicht auf. Daher fischte sie sie wieder heraus und zerstampfte sie mit dem Flaschenboden. Nun schüttete sie das Pulver in das Glas.

»Soll ich Ihnen helfen?« rief Ralph herüber.

»Nein danke«, gab sie zurück und goß ein bißchen Brandy in ihr eigenes Glas. »So, da bin ich schon!«

Ralph nahm seinen Scotch entgegen und lehnte sich auf der Couch zurück.

Marissa setzte sich neben ihn und zermarterte sich den Kopf darüber, wo er denn wohl seine Autoschlüssel hingesteckt haben mochte. Sie fragte sich, was er wohl sagen würde, wenn sie ihn einfach darum bitten würde, fand aber dann, daß das doch ein zu großes Risiko sei. Wenn er merken würde, daß sie ihn verdächtigte, würde er sie wohl mit Gewalt festhalten. So jedoch hatte sie immer noch eine Chance, vorausgesetzt, sie kam an seine Schlüssel.

Da kam ihr ein schrecklicher Gedanke - vielleicht hatte er sie ganz einfach in seiner Hosentasche! So widerlich ihr das war, zwang sich Marissa, sich an ihn anzuschmiegen. Verführerisch legte sie die Hand um seine Hüfte. Dabei konnte sie mit ausreichender Gewißheit die Schlüssel durch den dünnen Gabardinestoff hindurch spüren. Wie um alles in der Welt aber kam sie daran?

Sich überwindend, schmiegte sie ihr Gesicht an seines, um sich von ihm küssen zu lassen. Als er seine Arme um sie legte, ließ sie ihre Finger vorsichtig in seine Tasche gleiten. Atemlos spürte sie die Kante des Schlüsselringes und zog daran. Die Schlüssel klirrten ein wenig, und sie bedrängte Ralph mit wilden Küssen. Als sie spürte, wie er ihre Küsse erwiderte, war sie entschlossen, diese Chance zu nutzen. Bitte, lieber Gott, laß es klappen! dachte sie flehentlich - und es gelang ihr tatsächlich, die Schlüssel herauszuziehen und sie in ihre eigene Tasche zu stecken.

Ralph hatte offensichtlich vergessen, daß Jackson bald kommen würde, oder er hatte vielleicht das Gefühl, daß Sex der beste Weg sei, um Marissa zu beruhigen. Jedenfalls war es höchste Zeit, ihn zu bremsen.

»Liebling«, sagte sie, »es tut mir leid, daß ich dir das antun muß - aber mir scheint, diese Pille beginnt zu wirken. Ich fürchte, ich muß jetzt schlafen gehen!«

»Bleib doch da - ich halte dich schon!«

»Ich würd's ja wirklich gern tun, aber dann mußt du mich die Treppe hochtragen!« Sie entwand sich seiner Umarmung, und er geleitete sie fürsorglich die Treppe hinauf zum Gästeschlafzimmer.

»Soll ich nicht lieber bei dir bleiben?« fragte er.

»Es tut mir leid, Ralph, aber ich fall' gleich um. Laß mich bitte jetzt schlafen.« Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Wir können doch weitermachen, wenn die Wirkung des Valiums verflogen ist!« Um jede weitere Unterhaltung abzuschneiden, ließ sie sich voll angekleidet aufs Bett fallen.

»Möchtest du nicht wenigstens einen Schlafanzug haben?« fragte er hoffnungsvoll.

»Nein wirklich, ich kann kaum noch die Augen offenhalten!«

»Na gut, aber ruf bitte, wenn du irgendwas brauchst. Ich bin noch unten.«

Kaum hatte er die Tür geschlossen, schlich sie zu ihr hinüber und lauschte, wie er die Vordertreppe hinunterging. Dann trat sie zum Fenster und öffnete es. Draußen war, genau wie es ihrer Erinnerung entsprach, ein Balkon. So leise wie möglich schlüpfte sie hinaus in die warme Frühlingsnacht. Über sich sah sie einen dichtbesterten Himmel. Die Bäume waren nur als dunkle Silhouetten erkennbar. Es war völlig windstill; irgendwo in größerer Entfernung bellte ein Hund. Da plötzlich hörte Marissa ein Auto.

Rasch überprüfte sie ihre Lage. Sie befand sich fast fünf Meter über dem geteerten Zufahrtsweg, und von Hinunterspringen konnte keine Rede sein. Um den Balkon lief ein niedriges Geländer, das ihn vom geneigten Dach der Vorhalle trennte.

Nach links stieß das Vorhallendach an den Turm, nach rechts ging es um die Ecke des Gebäudes herum.

Marissa kletterte über das Geländer und kroch vorsichtig auf die Ecke des Gebäudes zu. Nach sechs bis sieben Metern endete das Vordach. Daneben lief vom zweiten Stock die Feuerleiter herunter, aber sie lag außerhalb ihrer Reichweite. Marissa kehrte um und kroch zum Balkon zurück. Sie hatte den Weg zur Hälfte geschafft, als der Wagen, den sie gehört hatte, in die Auffahrt einbog.

Noch lag Marissa auf dem Vordach, und es war ihr klar, daß sie für jeden sichtbar sein mußte, der die Auffahrt heraufkam, falls der zufällig einen Blick nach oben warf. Die Scheinwerfer des Wagens streiften die Bäume und waren dann, als er zum Haus einbog, direkt auf dessen Vorderfront gerichtet. Sie wurde voll vom Licht erfaßt, ehe der Wagen unmittelbar vor der Tür geparkt wurde. Sie hörte, wie die Wagentüren sich öffneten und verschiedene Stimmen erklangen. Aber sie hörten sich nicht erregt an -offenbar hatte sie keiner auf dem Dach entdeckt. Ralph kam auf das Klingeln hin zur Tür. Sie vernahm einen kurzen Wortwechsel, und dann verklangen die Stimmen im Inneren des Hauses.

Marissa setzte ihren Rückweg zum Balkon fort, stieg wieder über das Geländer und kehrte in das Gästezimmer zurück. Vorsichtig öffnete sie die Tür zum Gang im ersten Stock. Sie trat hinaus und konnte Ralphs Stimme hören; was er sagte, war jedoch nicht zu verstehen. So vorsichtig wie möglich bewegte sie sich auf die Hintertreppe zu.

Das Licht vom Vestibül reichte nicht in die zweite Biegung des Gangs hinein, und Marissa mußte sich ihren Weg an den Wänden entlang ertasten. Sie kam an einer Reihe von Türen vorbei und dann wieder um eine Ecke, ehe wieder von unten herauf das Küchenlicht schimmerte.

Am oberen Ende der Treppe blieb sie kurz stehen. Die Geräusche in dem alten Haus verwirrten sie. Sie hörte weiterhin Stimmen, aber auch Schritte. Das Schlimme war, daß sie nicht sagen konnte, woher sie kamen. In diesem Augenblick sah sie, wie sich eine Hand auf den unteren Abschlußpfosten des Treppengeländers legte.

Marissa änderte sofort ihre Fluchtrichtung und wandte sich der ins obere Stockwerk führenden Treppe zu. Zur Hälfte hatte sie in Sekundenschnelle den Weg zum zweiten Stockwerk geschafft, als eine Stufe unter ihr knarrte. Mit klopfendem Herzen verharrte sie und lauschte auf das unbeirrbar Näherkommen der Person dort unten. Als diese im ersten Stock angekommen war und den Weg zur Vorderfront des Hauses einschlug, stieß sie erleichtert ihren angehaltenen Atem aus.

Marissa stieg den Rest der Treppe hinauf und lauschte dabei auf jedes Geräusch. Die Tür zur Dienstmädchenwohnung dort oben war geschlossen, aber nicht verschlossen.

So leise wie möglich schlich sie durch das dunkle Wohnzimmer und dann in das Schlafzimmer, von dem sie hoffte, daß es Zugang zur Feuerleiter bot.

Nachdem sie mit einiger Mühe das Fenster geöffnet hatte, kletterte sie auf den dünnen Stahlrost hinaus. Sie war nie sonderlich schwindelfrei gewesen, und so kostete es sie alle Kraft, sich dort aufzurichten. Zögernd begann sie den Abstieg, mühsam Fuß vor Fuß setzend. Als sie die Höhe des ersten Stocks erreicht hatte, hörte sie aus dem Haus aufgeregte Stimmen und das Öffnen und heftige Wiederzuschlagen von Türen. Die Lichter in den bisher dunklen Räumen gingen an - offensichtlich war ihre Flucht entdeckt worden.

Marissa zwang sich zur Eile, doch in Höhe der Trittplatte am ersten Stock versperrte ihr etwas den Weg. Sie tastete das Hindernis mit den Händen ab und merkte, daß der letzte Teil der Leiter nach oben gezogen worden war, um Einbrechern ihr Werk nicht gar zu leicht zu machen. Verzweifelt dachte sie darüber nach, was sie jetzt tun sollte. Es schien keinen Entriegelungsmechanismus dafür zu geben. Da bemerkte sie endlich ein großes Gegengewicht hinter ihrem Rücken.

Zaghaft setzte sie ihren Fuß auf die erste Sprosse. Ein lautes metallenes Quietschen war das Ergebnis. Da sie wußte, daß ihr gar keine andere Wahl blieb, drückte Marissa ihr ganzes Gewicht gegen die Stufe. Mit einem nervenzerreißenden Krach knallte die Leiter abwärts, und Marissa hastete die letzten Sprossen hinunter.

Sobald sie auf ebener Erde angekommen war, rannte sie mit wild schwingenden Armen zur Garage. Auf gar keinen Fall konnten die Männer im Haus das Herunterkrachen der Feuerleiter überhört haben. In ein paar Sekunden mußten sie dasein.

Sie rannte zu einer Seitentür der Garage und flehte zum Himmel, sie möge nicht verschlossen sein. Sie war offen! Als sie in die Garage stürmte, hörte sie schon, wie die Hintertür des Hauses geöffnet wurde. Verzweifelt warf sie die Tür hinter sich ins Schloß und tastete sich im Dunkeln voran.

Glücklicherweise stieß sie sofort an Ralphs mächtigen Mercedes 300. Sie tastete sich zur Fahrertür, riß sie auf und glitt hinter das Lenkrad. Sie fummelte mit dem Zündschlüssel herum, bis er ins Zündschloß einrastete, und drehte ihn. Einige Anzeigelämpchen leuchteten auf, aber der Wagen sprang nicht an. Da fiel ihr ein, was Ralph ihr in bezug auf das Anlassen eines Diesels, um den es sich hier handelte, gesagt hatte: Man mußte warten, bis das orangefarbene Lämpchen erlosch, bevor man starten konnte. Sie drehte den Zündschlüssel ein Stückchen zurück, und das orangefarbene Lämpchen ging an. Marissa wartete; sie hörte, wie jemand die Garagentür aufmachte und drückte in höchster Angst auf den Knopf, der die vier Türen automatisch verriegelte.

»Komm doch schon!« flehte sie mit zusammengebißenen Zähnen. Da endlich ging das Lämpchen aus. Sie drehte den Zündschlüssel, und der Wagen sprang aufheulend an, als sie auf das Gaspedal trat. Von draußen hämmerte jemand wild gegen die Scheiben. Sie legte den Rückwärtsgang ein und gab Gas. Der Wagen machte einen derartigen Satz nach rückwärts, daß sie gegen das Lenkrad geschleudert wurde. Sie klammerte sich daran fest, während der schwere Wagen durch das Garagentor schoß und sich zwei Männer mit hastigen Sprüngen zur Seite in Sicherheit brachten.

Der Wagen schlingerte wild, als sie ihn weiter im Rückwärtsgang um das Haus fuhr. Als sie zur Vorderseite einbog, trat sie heftig auf die Bremse, aber es war bereits zu spät - mit dem Heck des Mercedes erwischte sie Jacksons Wagen. Marissa legte den Vorwärtsgang ein und dachte schon, jetzt wäre sie frei, als sich einer der Männer, ihr kurzes Anhalten nutzend, auf die Kühlerhaube warf, Marissa gab Gas, doch die Reifen drehten durch, und der Wagen bewegte sich nicht. Sie hing an dem anderen Auto fest. Erneut legte sie den Rückwärtsgang ein und dann wieder den Vorwärtsgang, wie sie es tat, wenn sie sich aus dem Schnee wühlen mußte. Schließlich gab es ein Geräusch von knirschendem Metall, der Mercedes schoß vorwärts, und als sie in Kurven die Auffahrt hinunterraste, rutschte der Mann von der Kühlerhaube.

»Der ist erledigt«, meinte Jake, als er unter Jacksons Wagen hervorkroch und sich das Öl von den Händen wischte. »Sie hat Ihnen den Kühler demoliert«, sagte er zu dem Arzt. »Die Kühlflüssigkeit läuft aus, und selbst wenn er anspringt, können Sie damit nicht fahren.«

»Verdammt!« fluchte Jackson und stieg aus. »Die Frau hat wirklich einen Schutzengel!« Er schaute wütend auf Heberling. »Das wäre wahrscheinlich nicht passiert, wenn ich direkt hergefahren wäre, statt am Flugplatz Ihre beiden Schlägertypen abzuholen und mit hierherzubringen.«

»Wirklich?« fragte Heberling gedehnt. »Und was hätten Sie dann mit ihr gemacht? Mit ihr diskutiert? Sie brauchten Jake und George.«

»Sie könnten meinen 450 SL nehmen«, bot Ralph an. »Aber es ist natürlich nur ein Zweisitzer.«

»Durch ihren Blitzstart hat die schon einen viel zu großen Vorsprung«, sagte George. »Die können wir niemals einholen.«

»Ich weiß wirklich nicht, wieso sie entkommen konnte«, sagte Ralph entschuldigend. »Sie war gerade am Einschlafen, als ich sie allein ließ. Sie hatte zehn Milligramm Valium geschluckt, ich versteh das nicht!« Es fiel ihm auf, daß er sich selbst ein wenig schläfrig fühlte.

»Hat jemand eine Idee, wohin sie jetzt fahren könnte?« fragte Jackson.

»Ich glaube nicht, daß sie zur Polizei gehen wird«, meinte Ralph. »Sie fürchtet sich vor jedem, besonders jetzt. Aber vielleicht fährt sie zum Seuchenkontrollzentrum, um dieses Päckchen, von dem ich Ihnen erzählt habe, zu holen.«

Jackson warf Heberling einen Blick zu. Beide hatten dieselbe Idee: die Injektionspistole.

»Wir sollten Jake und George schicken«, sagte Heberling. »Wir können ziemlich sicher sein, daß sie nicht nach Hause fährt, und nach all dem, was sie Al angetan hat, sind die Burschen ganz scharf darauf, ihr das heimzuzahlen!«

Eine Viertelstunde nach ihrer geglückten Flucht begann sich Marissa so weit zu beruhigen, daß sie sich allmählich fragte, wo sie denn überhaupt sei. Sie war absichtlich so oft abgebogen für den Fall, daß sie verfolgt wurde, so daß sie jede Orientierung verloren hatte. Nach allem, was sie wußte, konnte sie durchaus im Kreis gefahren sein.

Ein Stück weiter vorn sah sie Straßenlaternen und eine Tankstelle. Marissa fuhr vor und machte das Fenster auf. Ein junger Mann mit einer Baseballmütze, beschriftet mit »Atlanta Braves«, kam herübergeschlendert.

»Könnten Sie mir bitte sagen, wo ich hier bin?« fragte Marissa.

»Das hier ist eine Shell-Tankstelle«, sagte der junge Mann und beäugte die Schäden an Ralphs Wagen. »Wissen Sie, daß Ihre beiden Heckleuchten zerdeppert sind?«

»Das überrascht mich nicht«, antwortete Marissa. »Wo liegt denn ungefähr die Emory-Universität? Könnten Sie mir bitte sagen, wie ich da hinkomme?«

»Meine liebe Dame, das sieht ja aus, als hätten Sie an einem Crashwettbewerb teilgenommen!« sagte der junge Mann und schüttelte bestürzt den Kopf.

Marissa wiederholte ihre Frage, und schließlich bequeme er sich zu einer vagen Beschreibung.

Zehn Minuten später fuhr Marissa hinter dem Seuchenkontrollzentrum vorbei. Das Gebäude wirkte still und verlassen, doch sie war sich noch immer nicht klar darüber, was sie tun sollte oder wem sie trauen konnte. Sie hätte es vorgezogen, zu einem guten Rechtsanwalt zu gehen, aber sie hatte keine Vorstellung, wie sie einen solchen ausfindig machen konnte.

McQuinlin kam jedenfalls keinesfalls in Frage.

Der einzige Mensch, an den sie sich wohl wenden konnte, war dieser Dr. Fakkry von der Weltgesundheitsorganisation. Er hatte mit Sicherheit nichts mit dieser Verschwörung zu tun, und mit größter Wahrscheinlichkeit würde er im Peachtree Plaza wohnen. Die Frage

war nur: Würde er ihr Glauben schenken, oder würde er erst einmal Dubchek oder sonst jemanden von CDC anrufen, was sie wohl erneut ihren Verfolgern in die Hände liefern würde?

Die Angst zwang sie zu dem, was sie als einzigen vernünftigen Ausweg empfand. Sie mußte sich die Injektionspistole wiederbeschaffen. Es war ihr einziges echtes Beweisstück. Ohne dieses Beweisstück, so fürchtete sie, würde niemand sie ernst nehmen. Sie hatte noch immer Tads Einlaßkarte, und wenn er nichts mit dem PAC zu tun hatte, war die Karte sicher noch einsatzfähig. Eins konnte natürlich geschehen, nämlich daß der Wachdienst sie nicht einlassen würde.

Entschlossen bog Marissa in die Auffahrt zum Seuchenkontrollzentrum ein und parkte dicht neben dem Eingang. Sie wollte den Wagen in Reichweite haben, falls irgend jemand sie aufzuhalten versuchte.

In der Pförtnerloge sah sie den Mann vom Wachdienst an seinem Tischchen sitzen, über ein Taschenbuch gebeugt. Als er sie kommen hörte, blickte er mit ausdruckslosem Gesicht auf.

Marissa zog die Unterlippe zwischen die Zähne und kaute darauf herum, als sie anscheinend unbekümmert heranschlenderte und ihre Angst zu verbergen suchte. Sie nahm den Bleistift und trug sich in die Eingangsliste ein. Dann blickte sie auf und erwartete einen Kommentar, doch der Mann schaute sie ganz unbeteiligt an.

»Was lesen Sie denn da?« fragte Marissa, weil ihre angespannten Nerven sie dazu zwangen, etwas zu sagen.

»Camus.«

Nun gut, der Sinn stand ihr wirklich nicht danach, ihn auch noch zu fragen, ob es vielleicht *Die Pest* sei. So ging sie zum Hauptaufzug und war sich seiner auf ihr ruhenden Blicke sehr bewußt. Sie drückte den Knopf zum Stockwerk ihres Büros, drehte sich dann um und schaute zu dem Mann hinüber. Er beobachtete sie immer noch.

Kaum hatten sich die Aufzugstüren geschlossen, griff er zum Telefon und wählte. Sobald sich jemand meldete, gab er durch: »Frau Dr. Blumenthal hat sich gerade eingetragen. Sie fährt mit dem Aufzug hinauf!«

»Großartig, Jerome«, antwortete Dubchek. Seine Stimme war heiser, als ob er sehr müde oder krank sei. »Wir werden zur Stelle sein. Lassen Sie niemanden sonst rein!«

»Ganz wie Sie anordnen, Dr. Dubchek.«

Marissa trat aus dem Aufzug und blieb ein paar Minuten davor stehen, auf die Stockwerksanzeiger achtend. Beide Aufzüge blieben, wo sie waren. Im Gebäude war es ganz still. Überzeugt davon, daß niemand ihr folgte, ging sie zur Treppe, eilte die Stufen hinab und dann über den Laufgang hinüber in den Virologiebau. Dort hastete sie den langen vollgestopften Gang hinunter, bog um die Ecke und stand vor der stählernen Sicherheitstür. Sie hielt den Atem an, während sie Tads Einlaßkarte in den Kontrollschlitz einführte und seine Kennziffern eingab.

Es folgte eine kleine Pause. Für einen Augenblick fürchtete sie, daß eine Alarmsirene ertönen könne. Aber alles, was sie hörte, war das Geräusch, mit dem sich der Sicherheitsriegel löste.

Die schwere Tür ging auf, und sie war drin.

Nachdem sie die entsprechenden Kippschalter heruntergedrückt hatte, drehte sie das große Verschlußrad an der luftdichten Tür auf, kletterte in den ersten Raum und ging dann, ohne erst Arbeitskleidung anzuziehen, gleich in den nächsten. Als sie in einen der Schutzanzüge schlüpfte, begann sie sich zu fragen, wo Tad wohl die verseuchte Injektionspistole versteckt haben könnte.

*

Dubchek fuhr wie ein Wilder, bremste an Kurven nur, wenn es absolut nicht anders ging, und überfuhr reihenweise rote Ampeln. Zwei Männer saßen mit ihm in Wagen; John, auf dem Vordersitz, klammerte sich an der Tür fest, während Mark im Fond die größte Mühe hatte zu verhindern, daß er ständig von der einen Seite auf die andere flog. Alle drei hatten grimmige Gesichter. Sie fürchteten, daß sie zu spät kommen würden.

*

»Dort ist es«, sagte George und deutete auf das Schild, das auf das Seuchenkontrollzentrum verwies.

»Und da steht schon Ralphs Wagen«, fügte er hinzu und wies auf den Mercedes, der in der halbrunden Auffahrt parkte. »Sieht so aus, als ob das Glück endlich einmal auf unserer Seite wäre!« Dann entschloß er sich, den Wagen auf den Parkplatz des jenseits der Straße gelegenen »Sheraton Motor Inn« zu fahren.

George zog seine Smith & Wesson 356er Magnum heraus und prüfte, ob alle Kammern geladen waren. Er öffnete die Tür und stieg aus, die Waffe in Hüfthöhe haltend. Das Licht schimmerte auf dem stählernen Lauf.

»Bist du sicher, daß du diese Mordskanone verwenden willst?« fragte Jake. »Die macht doch so einen verdammtten Lärm!«

»Ich hätte das Ding weiß Gott bei mir haben sollen, als sie mit dir auf der Kühlerhaube herumkurvte!« fauchte George.

»Los jetzt!«

Jake zuckte die Achseln und stieg ebenfalls aus. Er klopfte sich auf das Hinterteil, wo er seine eigene Beretta Automatic fühlte. Das war eine viel handlichere und gefälligere Waffe.

*

Mit dem Luftschlauch in der Hand ging Marissa hastig durch die letzte Tür zum Hochsicherheitslabor. Sie hing ihn in eine der mittleren Anschlußbuchsen ein und blickte um sich. Das Durcheinander, zu dem sie in jener furchtbaren Nacht beigetragen hatte, war vollständig beseitigt, aber die Erinnerung an dieses Ereignis überfiel sie mit schrecklicher Deutlichkeit. Marissa zitterte. Alles, was sie sich noch wünschte, war, ihr Päckchen zu finden und dann um Himmels willen so schnell wie möglich wieder zu verschwinden. Aber das war leichter gesagt als getan. Wie in jedem Labor gab es eine Unmenge von Plätzen hier, an dem ein Päckchen von dieser Größe versteckt sein konnte.

Marissa begann auf der rechten Seite und arbeitete sich in Richtung auf den Eingang zurück, indem sie alle Schranktüren öffnete und alle Schubfächer aufzog. Sie hatte etwa die Hälfte der Strecke geschafft, als sie sich aufrichtete. Es mußte eine bessere Methode geben. An der Arbeitsinsel in der Mitte des Raums trat sie an die Abzugshaube, unter der Tads herkömmlicher Arbeitsplatz war. Doch in den Schränken dort fand sie Reagenzgläser, Papiertaschentücher, Abfallkörbe aus Plastik, Schachteln voller unbenutzter Glasbehälter und eine Unmenge von sonstigem Zubehör - nur kein Päckchen, das dem ihren irgendwie ähnelte. Sie wollte schon weitergehen, als sie einen letzten Blick in die Abzugshaube selbst warf. Und dort war tatsächlich die dunkelgrüne Umhüllung eines Abfallbeutels zu erkennen!

Marissa schaltete den Ventilator über der weit über Tads Versuchsanordnung herabreichenden Abzugshaube ein und löste deren Glasscheibe. Dann holte sie, sorgsam auf Tads Geräteaufbau achtend, das Päckchen heraus. In dem Beutel befand sich ihre Expreßsendung. Um ganz sicher zu gehen, überprüfte sie den Adreßaufkleber - er war in ihrer Handschrift mit Tads Anschrift versehen.

Marissa steckte das Päckchen in einen neuen Abfallbeutel und versiegelte diesen sorgfältig. Den alten Beutel tat sie in die Abzugshaube zurück und fügte die Glasscheibe wieder ein. Dann löste sie hastig ihren Luftschlauch und eilte zur Ausgangstür. Es war Zeit, jetzt Dr. Fakkry aufzusuchen oder sonst jemanden in verantwortlicher Position, dem sie trauen konnte.

Als sie unter der Desinfektionsdusche stand, versuchte Marissa, nicht die Geduld zu verlieren. Sie wußte ja, daß ein Zeitschalter eingebaut war, so daß sie das Ende der Berieselung abwarten mußte, bevor sie die Tür öffnen konnte. Endlich im nächsten Raum, wand sie sich aus dem Plastikschutzanzug und riß jedesmal ungeduldig am Reißverschluß, wenn der hängenblieb. Als sie endlich den Anzug abgestreift hatten, waren ihre Kleider schweißdurchtränkt.

*

Dubchek kam direkt vor dem Eingang zum Seuchenkontrollzentrum mit jaulenden Reifen zum Stehen. Die drei Männer sprangen aus dem Wagen; Jerome hielt ihnen schon eine der gläsernen Türen auf.

Dubchek verlor keine Zeit mit Fragen, da er sicher war, daß der Wachmann es ihm von sich aus gesagt hätte, wenn Marissa das Gebäude inzwischen wieder verlassen hätte. Er rannte zum Aufzug, die beiden anderen Männer dicht auf seinen Fersen, und drückte den Knopf zum zweiten Stock.

*

Marissa hatte gerade den Laufgang betreten, als die Tür zum Hauptbau sich öffnete und drei Männer herausgestürzt kamen. Sie machte auf dem Absatz kehrt und rannte zurück in den Virologiebau.

»Halt, Marissa!« schrie ihr jemand nach. Das klang wie Dubcheks Stimme. O Gott, war der nun auch noch hinter ihr her?

Sie verriegelte die Tür hinter sich und spähte verzweifelt nach einem Platz, wo sie sich verstecken könnte. Zu ihrer Rechten war ein Aufzug, zu ihrer Linken eine Treppe. Für eine Abwägung blieb keine Zeit.

Bis es Dubchek mit Hilfe seiner Begleiter gelungen war, die Tür mit Gewalt aufzubrechen, konnte er nur noch sehen, daß der Aufzugspfeil »Abwärts« leuchtete. Marissa war schon im Erdgeschoß, als die drei Männer die Treppe hinunterzurennen begannen.

Da sie wußte, wie dicht ihr Dubchek auf den Fersen war, war Marissa auch klar, daß sie darauf verzichten mußte, betont langsam zu gehen, um den Wachmann nicht aufmerksam zu machen. Sein Kopf fuhr von seinem Buch hoch, aber es reichte nur noch, sie vorbeizusehen. Er stand auf, doch das war auch schon alles, und sie war bereits weg, als er sich sagte, Dr. Dubchek hätte vielleicht von ihm erwartet, sie mit Gewalt aufzuhalten.

Draußen fingerte sie nach Ralphs Autoschlüsseln und wechselte dabei ihr Päckchen in die linke Hand. Sie hörte Rufe und dann, daß die Türen des Seuchenkontrollzentrums krachend aufflogen. Sie riß die Wagentür auf und schlüpfte hinter das Lenkrad. Sie war so voll

und ganz auf Flucht eingestellt, daß sie erst jetzt bemerkte, daß der Beifahrersitz besetzt war. Und auch hinten saß jemand. Aber am schlimmsten war doch ein auf sie gerichteter mächtiger Revolver!

Marissa wollte wieder hinaus, aber es war, als ob sie in einer schweren, zähen Flüssigkeit steckte. Ihr Körper gehorchte ihr nicht. Sie sah die Mündung der Waffe näher kommen, doch sie konnte nicht das geringste tun. Sie nahm im Halbdunkel ein Gesicht wahr und hörte eine Stimme sagen: »Fahr zur Hölle!« Dann ging die Waffe mit einem ohrenbetäubenden Knall los, und die Zeit blieb stehen.

*

Als Marissa wieder zu Bewußtsein kam, lag sie auf irgend etwas Weichem, und irgend jemand rief sie beim Namen. Langsam öffnete sie die Augen und bemerkte, daß man sie wieder ins Seuchenkontrollzentrum hineingetragen und dort auf eine Couch in der Eingangshalle gelegt hatte.

Abwechselnd aufleuchtende rote und blaue Lichter brachen sich an den Wänden und ließen den Raum wie eine knallige Punkerdisothek aussehen. Es schienen plötzlich viele Leute den Raum zu betreten und zu verlassen. Es war zu verwirrend für sie. Sie schloß die Augen wieder und fragte sich, was denn mit dem Mann mit dem Revolver geschehen sei.

»Marissa, sind Sie wohlauf?«

Ihre Lider hoben sich langsam, und sie sah, daß Dubchek über sie gebeugt war, die dunklen Augen fast schwarz vor Angst.

»Marissa«, sagte er wieder, »geht es Ihnen gut? Ich hatte so Angst um Sie. Als Sie uns endlich so weit hatten, daß wir merkten, was los war, hatten wir schreckliche Angst, daß die sie umbringen würden. Aber Sie sind ja nirgends lange genug geblieben, als daß wir Sie hätten finden können!«

Marissa war immer noch zu sehr geschockt, um reden zu können.

»Sagen Sie doch bitte etwas!« flehte Dubchek. »Haben die Sie verletzt?«

»Ich dachte schon, daß Sie auch dazugehören. Zu dieser Verschwörung«, war alles, was sie herausbringen konnte.

»Das hatte ich befürchtet«, stöhnte Dubchek. »Nicht, daß ich es nicht verdient hätte! Ich war so um den Schutz des CDC besorgt, daß ich Ihre Theorie einfach nicht akzeptieren wollte. Aber glauben Sie mir bitte - ich hatte mit alldem nichts zu tun!«

Marissa griff nach seiner Hand. »Ich fürchte, ich habe Ihnen auch nie ausreichend Zeit gelassen zu Erklärungen. Ich war ja immer damit beschäftigt, die Vorschriften zu übertreten!«

Ein Sanitäter kam auf sie zu. »Möchte die Dame ins Krankenhaus gebracht werden?«

»Möchten Sie, Marissa?« fragte Dubchek.

»Lieber wäre es mir schon, obwohl ich eigentlich glaube, daß alles in Ordnung ist.«

Als ein anderer Sanitäter dazutrat, um sie auf eine Bahre zu heben, sagte sie: »Als ich den ersten Knall hörte, dachte ich schon, jetzt hätte man mich erschossen.«

»Nein, einer der beiden FBI-Leute, die ich alarmiert hatte, erschöß statt dessen Ihren Beinahemörder!«

Marissa schauderte zusammen. Dubchek ging neben der Bahre her, als man sie zum Krankenwagen trug. Sie langte hinüber und ergriff seine Hand.

Epilog

Marissa war nach der Rückkehr von einem vierzehntägigen Erholungsurlaub, auf dem Dr. Carbonara bestanden hatte, gerade am Auspacken, als es an der Tür klingelte. Sie war in Virginia gewesen, wo ihre Familie alles getan hatte, um sie zu verwöhnen. Sogar einen neuen Hund hatten sie ihr geschenkt, den sie sofort »Taffy Zwei« getauft hatte.

Als sie die Treppe hinunterging, konnte sie sich nicht denken, wer sie jetzt besuchen wollte. Sie hatte niemandem den genauen Termin ihrer Rückkehr genannt. Als sie die Tür öffnete, war sie verblüfft, davor Cyrill Dubchek und einen Unbekannten stehen zu sehen.

»Ich hoffe, daß Sie es uns nicht verübeln, daß wir so einfach hier aufkreuzen, aber Dr. Carbonara meinte, daß Sie vielleicht wieder dasein könnten, und Dr. Fakkry von der Weltgesundheitsorganisation wollte sie unbedingt kennenlernen. Es ist heute sein letzter Tag hier in Amerika - heute abend fliegt er nach Genf zurück.«

Der Unbekannte tat einen Schritt auf sie zu und zog den Hut. Dann schaute er Marissa ins Gesicht. Seine Augen erinnerten sie an die Cyrill Dubcheks: dunkel und glänzend.

»Ich fühle mich zutiefst geehrt«, sagte er mit einem knarrenden englischen Akzent. »Ich möchte Ihnen ganz persönlich danken für Ihre großartige Detektivarbeit!«

»Und ohne unsere Hilfe«, gab Dubchek zu.

»Ich bin sehr geschmeichelt«, sagte Marissa und war für einen Augenblick um Worte verlegen.

Dubchek räusperte sich. Marissa fand seinen neuesten Mangel an Selbstbewußtsein höchst anziehend. Wenn er sie nicht gerade wütend machte, war sie gerne bereit zuzugeben, daß er eigentlich sehr nett war.

»Wir dachten uns, daß Sie eigentlich ganz gern wüßten, was nun tatsächlich ablief«, sagte er. »Der Presse haben wir so wenig Details

wie möglich zugänglich gemacht, aber sogar die Polizei ist einverstanden, daß man Sie ins Vertrauen zieht.«

»Ich würde wirklich gerne alles über die Geschichte hören«, gab Marissa zu. »Aber kommen Sie doch bitte herein und nehmen Sie Platz. Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«

Als sie es sich gemütlich gemacht hatten, begann Dr. Fakkry: »Dank Ihrer Bemühungen konnte fast jeder, der mit der Ebola-Geschichte etwas zu tun hatte, festgenommen werden. Der Mann, den Sie in San Francisco niedergestochen haben, beschuldigte Dr. Heberling sofort nach seiner Operation.«

»Die Polizei meint, daß er es vorzog, ins Gefängnis zu kommen, damit er dort vor Ihnen sicher ist!« fügte Dubchek mit einem Anflug seines früheren ironischen Grinsens hinzu.

Marissa schauderte es, als sie sich an die grauenvolle Episode erinnerte, als sie im Badezimmer des Fairmont auf den Mann einstach. Für einen Augenblick ließ sie der Gedanke an seine eisblauen Augen frösteln. Dann nahm sie sich zusammen und fragte nach Heberling.

»Er wird wegen vielfachen Mordes vor ein Schwurgericht kommen«, sagte Dubchek. »Der Richter hat die Stellung einer Kautions, wie hoch sie auch sei, abgelehnt mit der Bemerkung, Heberling sei für die Öffentlichkeit so gefährlich wie ein Kriegsverbrecher.«

»Und der Mann, dem ich den Schuß mit der Injektionspistole verpaßte?« Marissa hatte sich davor gefürchtet, diese Frage zu stellen. Sie mochte nicht verantwortlich sein für den Tod eines Menschen, selbst wenn dieser Ebola verbreitet hatte.

»Er hat überlebt und wird vor Gericht gestellt. Er hat das Gegenseum rechtzeitig eingenommen, und es erwies sich als wirksam, aber er leidet noch unter einer schweren Serumerkrankung. Sobald er wieder auf den Beinen ist, wird er ebenfalls ins Gefängnis kommen.«

»Und was ist mit den anderen Vorstandsmitgliedern des PAC?« fragte Marissa weiter.

»Einige von ihnen haben sich bereit erklärt, als Kronzeugen zur Verfügung zu stehen. Das macht die Untersuchung erheblich leichter« sagte Dubchek. »Wir beginnen zu glauben, daß die normalen Mitglieder der ›Ärztevereinigung‹ davon überzeugt waren, lediglich

eine gewöhnliche politische Kampagne für ihre Interessen zu unterstützen.«

»Und was ist mit Tieman? Er schien wirklich nicht der Typ zu sein, der sich auf eine solche Geschichte einläßt. Oder zumindest kann man sagen, daß ihm sein Gewissen tatsächlich zu schaffen machte dabei.«

»Sein Rechtsanwalt konnte eine Vereinbarung für eine geringfügigere Bestrafung in Anerkennung seiner Mitarbeit bei der Aufklärung der Affäre aushandeln. Was das PAC selbst betrifft, so ist diese Vereinigung bankrott. Die Familien der Opfer haben nahezu ausnahmslos Antrag auf Entschädigung gestellt. Außerdem werden sie von den einzelnen Ärzten Schadensersatz verlangen. Die meisten der Vorstandsmitglieder werden wie gewöhnliche Verbrecher unter Anklage gestellt. Daher werden sie wohl geraume Zeit hinter Gittern verbringen, insbesondere Dr. Jackson.«

»Er und Dr. Heberling würden - ich glaube, Sie nennen das ›ge Lynch‹, wenn die Bevölkerung sie erwischen würde«, fügte Dr. Fakry hinzu.

»Ich nehme an, daß Ralph wohl auch verurteilt werden wird«, sagte Marissa nachdenklich. Sie hatte noch immer Mühe, sich mit der Tatsache abzufinden, daß der Mann, den sie als ihren Beschützer betrachtet hatte, bereit gewesen war, ihre Ermordung zu unterstützen.

»Er war einer der ersten, die bereit waren, mit den Strafverfolgungsbehörden zusammenzuarbeiten. Man wird ihm Haftverschöpfung gewähren, aber ich zweifle daran, daß er lange auf freiem Fuß bleiben wird. Ganz unabhängig von seiner Verbindung mit dem PAC war er ganz unmittelbar an den Angriffen auf Sie beteiligt.«

»Ich weiß ja«, seufzte Marissa. »Es ist jetzt jedenfalls vorbei.«

»Aber auch nur, weil Sie so hartnäckig waren«, sagte Dubchek.

»Und der Ausbruch in New York ist jetzt übrigens auch unter Kontrolle.«

»Gott sei Dank!« gab Marissa zurück.

»Wann also kommen Sie ins Seuchenkontrollzentrum zurück?« fragte Dubchek. »Wir haben Ihnen inzwischen die Zugangsbewilligung zum Hochsicherheitslabor verschafft.« Dieses Mal konnte an

seinem ironischen Grinsen gar kein Zweifel bestehen. »Es konnte einfach niemand mehr den Gedanken ertragen, daß Sie da drin heimlich nachts herumspazieren!«

Marissa spürte, wie sie, ohne es verhindern zu können, rot wurde. »Ich habe mich noch nicht entschieden. Tatsächlich überlege ich mir im Augenblick, ob ich nicht doch wieder lieber Kinderärztin werde!«

»Also wieder zurück nach Boston?« fragte Dubchek mit einem langen Gesicht.

»Das wäre aber bestimmt ein Verlust für diesen Forschungsbereich«, meinte Dr. Fakkry. »Sie könnten wirklich zu einer international bekannten Heldin der Epidemiologie werden!«

»Nun, ich werde nochmals darüber nachdenken«, versprach Marissa. »Aber selbst wenn ich wieder Kinderärztin werde, werde ich wohl hier in Atlanta bleiben.« Sie drückte ihr neues Hundchen an sich und fügte nach einer kleinen Pause hinzu: »Einen Wunsch habe ich da freilich noch...«

»Wenn wir irgendwie behilflich sein können...« sagte Dr. Fakkry eilfertig.

Marissa schüttelte den Kopf. »Das liegt nur in Cyrills Verantwortungsbereich. Ob ich jetzt Kinderärztin werde oder nicht - ich hatte gehofft, daß er mich nochmals zum Abendessen einlädt!«

Das traf Dubchek unvorbereitet. Dann aber lachte er herzlich über Dr. Fakkrys verblüfftes Gesicht, griff hinüber zu ihr und zog Marissa an seine Seite...